

Die Arbeitsteilung gleichgeschlechtlicher Paare in Deutschland

Andrea Buschner

11 Bamberger Beiträge zur Soziologie

Bamberger Beiträge zur Soziologie

Band 11

Amtierende Herausgeber:

Uwe Blien

Sandra Buchholz

Christian Schmitt

Henriette Engelhardt

Bernadette Kneidinger

Cornelia Kristen

Steffen Schindler

Ilona Relikowski

Elmar Rieger

Olaf Struck

Mark Trappmann

Redaktionsleitung:

Tobias Putz



University
of Bamberg
Press

2014

Die Arbeitsteilung gleichgeschlechtlicher Paare in Deutschland

von Andrea Buschner



Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Informationen sind im Internet über <http://dnb.ddb.de/> abrufbar

Diese Arbeit hat der Fakultät Sozial- und Wirtschaftswissenschaften der Otto-Friedrich-Universität Bamberg als Dissertation vorgelegen

1. Gutachter: Prof. Dr. Dr. h.c. Hans-Peter Blossfeld

2. Gutachter: Prof. Dr. Gudrun Cyprian

Tag der mündlichen Prüfung: 18. Dezember 2013

Dieses Werk ist als freie Onlineversion über den Hochschulschriften-Server (OPUS; <http://www.opus-bayern.de/uni-bamberg/>) der Universitätsbibliothek Bamberg erreichbar. Kopien und Ausdrücke dürfen nur zum privaten und sonstigen eigenen Gebrauch angefertigt werden.

Herstellung und Druck: docupoint, Magdeburg

Umschlaggestaltung: University of Bamberg Press, Andra Brandhofer

© University of Bamberg Press Bamberg 2014

<http://www.uni-bamberg.de/ubp/>

ISSN:1867-8416

ISBN: 978-3-86309-216-0 (Druckausgabe)

eISBN: 978-3-86309-217-7(Online-Ausgabe)

URN: urn:nbn:de:bvb:473-opus4-66964

INHALT

<i>Abbildungsverzeichnis</i>	<i>vii</i>
<i>Tabellenverzeichnis</i>	<i>viii</i>
<i>Vorwort</i>	<i>xi</i>
<i>Zusammenfassung</i>	<i>xiii</i>
1 Einführung	1
2 Theorieansätze zur Erklärung der Arbeitsteilung im Paar und daraus abgeleitete Hypothesen für gleichgeschlechtliche Paare	7
2.1 Ressourcenbasierte Theorieansätze	7
2.1.1 Die familienökonomische Theorie	8
2.1.2 Austauschtheoretische Ansätze	11
2.1.3 Der Time-Availability-Ansatz	17
2.2 Normen- und identitätenbasierte Ansätze	19
2.2.1 Die Gender Schema Theorie	29
2.2.2 Doing Mother – die Elternposition als Differenzierungskriterium	32
2.2.3 Das Egalitarian Values-Modell	42
3 Stand der Arbeitsteilungsforschung	45
3.1 Stand der Forschung bei heterosexuellen Paaren	45
3.2 Stand der Forschung bei gleichgeschlechtlichen Paaren	60
4 Die Stichproben – kinderlose gleichgeschlechtliche Paare und lesbische Familien	77
4.1 Datenbasis	77
4.2 Beschreibung der Stichproben	84
4.2.1 Soziodemographische Merkmale	84
4.2.2 Familienbezogene Merkmale	86
4.3 Auswertungsmethoden und Operationalisierung der Variablen	89
4.3.1 Abhängige Variablen	91

4.3.2	Unabhängige Variablen	98
5	Beschreibung der Aufgabenteilung in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften	117
5.1	Erwerbsbeteiligung der Partner(innen)	123
5.1.1	Individuelle Erwerbsumfänge der Partner(innen)	123
5.1.2	Erwerbsanteile der Partner(innen)	129
5.1.3	Erwerbsarrangements im Paar	131
5.2	Verteilung der häuslichen Aufgaben	136
5.2.1	Vorlieben der Befragten für verschiedene häusliche Tätigkeiten	137
5.2.2	Verteilung der Einzelaufgaben im Haushalt	140
5.2.3	Verteilung der häuslichen Routinetätigkeiten als Ganzes	144
5.3	Verteilung der kindbezogenen Tätigkeiten	147
5.3.1	Verteilung der Einzelaufgaben in der Kinderbetreuung	147
5.3.2	Verteilung der kindbezogenen Tätigkeiten als Ganzes	148
5.4	Die Übernahme häuslicher Aufgaben durch Dritte	150
	EXKURS: Die Verteilung der Aufgabenbereiche in schwulen Familien	154
5.5	Zusammenfassung: Wie teilen sich schwule und lesbische Paare die Arbeit auf?	161
6	Determinanten der Aufgabenteilung in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften	165
6.1	Determinanten der Aufgabenteilung in kinderlosen Männer- und Frauenpaaren	170
6.2	Determinanten der Aufgabenteilung in lesbischen Familien	183
6.3	Determinanten der Aufgabenteilung in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften – eine Bewertung der theoretischen Erklärungsmechanismen	204
6.3.1	Die Bewertung der ressourcenbasierten Erklärungsmechanismen	205
6.3.2	Die Bewertung der normen- und identitätenbasierten Erklärungsmechanismen	207
6.3.3	Der Einfluss weiterer Faktoren auf die Aufgabenteilung	215
7	Die übernahme komplementärer Rollen – ein Spezialfall der Arbeitsteilung im Paar	217
7.1	Spezialisierungstendenzen in kinderlosen Männer- und Frauenpaaren: Erwerbsarbeit und Hausarbeit	218

7.2	Spezialisierungstendenzen in lesbischen Familien: Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung	228
7.3	Spezialisierungstendenzen und komplementäre Rollen in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften – eine Bewertung der theoretischen Erklärungsmechanismen	239
7.3.1	Die Bewertung ressourcenbasierter Erklärungsmechanismen	239
7.3.2	Die Bewertung normen- und identitätenbasierter Erklärungsmechanismen	241
7.3.3	Der Einfluss weiterer Faktoren auf die Tendenz zur Spezialisierung	243
8	Die Arbeitsteilung in homo- und heterosexuellen Partnerschaften – ein Vergleich mit Ausblick	247

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abbildung 2-1:	Komponenten des Geschlechts	21
Abbildung 4-1:	Einfluss von Ressourcenunterschieden und psycho-sozialen Faktoren auf die Erwerbs- und Hausarbeit bei kinderlosen Paaren (inkl. Messmodell)	109
Abbildung 4-2:	Einfluss von Ressourcenunterschieden und psycho-sozialen Faktoren auf die Erwerbs- und Hausarbeit bei kinderlosen Paaren (inkl. Messmodell)	110
Abbildung 5-1:	Vorlieben der Befragten für die häuslichen Routinetätigkeiten (in %)	138
Abbildung 5-2:	Vorlieben der Befragten für neutral und männlich bewertete Aufgaben (in %)	139
Abbildung 5-3:	Geschlechtsunterschiede in kinderlosen Paaren bei der Verteilung von Verwaltungsaufgaben (in %)	142
Abbildung 5-4:	Verteilung von Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung in schwulen Familien (in %)	157
Abbildung 6-1:	Einfluss von Ressourcenunterschieden auf die Erwerbs- und Hausarbeit bei kinderlosen Paaren	172
Abbildung 6-2:	Einfluss von Ressourcenunterschieden und psycho-sozialen Faktoren auf die Erwerbs- und Hausarbeit bei kinderlosen Paaren	178

Abbildung 6-3: Einfluss von Ressourcenunterschieden auf die Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung in lesbischen Familien	185
Abbildung 6-4: Einfluss von Ressourcenunterschieden und familiären Faktoren auf die Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung in lesbischen Familien	190
Abbildung 6-5: Vollzeit- und Teilzeitquoten leiblicher Mütter, differenziert nach dem Alter des jüngsten Kindes (in %)	198
Abbildung 6-6: Vollzeit- und Teilzeitquoten sozialer Mütter differenziert nach dem Alter des jüngsten Kindes (in %)	199
Abbildung 6-7: Vollzeit- und Teilzeitquoten heterosexueller Mütter differenziert nach dem Alter des jüngsten Kindes (in %)	200
Abbildung 6-8: Vollzeit- und Teilzeitquoten heterosexueller Väter differenziert nach dem Alter des jüngsten Kindes (in %)	201

TABELLENVERZEICHNIS

Tabelle 4-1: Anzahl an gleichgeschlechtlichen Familien differenziert nach der Herkunft der Kinder	80
Tabelle 4-2: Vergleich soziodemographischer Merkmale in kinderlosen Paaren und lesbischen Familien	87
Tabelle 4-3: Anzahl der Paare mit einer tendenziellen Spezialisierung auf Erwerbs- und Hausarbeit	96
Tabelle 4-4: Anzahl der Familien mit einer Teil-Spezialisierung auf Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung	97
Tabelle 4-5: Instrumentalitäts- und Expressivitätsskala zur Erfassung des Selbstkonzepts	103
Tabelle 4-6: Expressivitäts- und Instrumentalitätswerte homosexueller Frauen und Männer (arithmetisches Mittel)	105
Tabelle 5-1: Individuelle Erwerbsumfänge der Partner(innen) in kinderlosen Partnerschaften	124
Tabelle 5-2: Individuelle Erwerbsumfänge der Partnerinnen in lesbischen Familien	127
Tabelle 5-3: Aufteilung der Erwerbsarbeit in kinderlosen Partnerschaften	129
Tabelle 5-4: Aufteilung der Erwerbsarbeit in lesbischen Familien	130

Tabelle 5-5: Erwerbsarrangements in kinderlosen Partnerschaften	131
Tabelle 5-6: Erwerbsarrangements in lesbischen Familien	132
Tabelle 5-7: Erwerbsarrangements in hetero- und homosexuellen Familien	134
Tabelle 5-8: Allokation der Einzelaufgaben im häuslichen Bereich bei kinderlosen Paaren	141
Tabelle 5-9: Allokation der Einzelaufgaben im häuslichen Bereich bei lesbischen Familien	143
Tabelle 5-10: Aufteilung der häuslichen Routinetätigkeiten in kinderlosen Paaren	145
Tabelle 5-11: Aufteilung der häuslichen Routinetätigkeiten in lesbischen Familien	146
Tabelle 5-12: Verteilung der kindbezogenen Einzelaufgaben in lesbischen Familien	148
Tabelle 5-13: Aufteilung der kindbezogenen Tätigkeiten in lesbischen Familien	149
Tabelle 5-14: Determinanten der Inanspruchnahme einer bezahlten Kraft im Haushalt (log. Regression)	152
Tabelle 5-15: Soziodemographische Merkmale schwuler Väter	155
Tabelle 5-16: Individuelle Erwerbsumfänge der Partner(innen) in schwulen und lesbischen Familien	156
Tabelle 5-17: Verteilung der häuslichen Routinetätigkeiten in schwulen Familien	158
Tabelle 5-18: Verteilung der kindbezogenen Einzelaufgaben in schwulen Familien	159
Tabelle 6-1: Prinzipien der Arbeitsteilung aus Sicht der Befragten	168
Tabelle 6-2: Einfluss von Ressourcenunterschieden auf die Erwerbs- und Hausarbeit bei kinderlosen Paaren	176
Tabelle 6-3: Einfluss von Ressourcenunterschieden und psycho-sozialen Faktoren auf die Erwerbs- und Hausarbeit bei kinderlosen Paaren	181
Tabelle 6-4: Einfluss von Ressourcenunterschieden auf die Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung in lesbischen Familien	188
Tabelle 6-5: Einfluss von Ressourcenunterschieden und familiären Faktoren auf die Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung in lesbischen Familien	193

Tabelle 6-6: Individuelle Erwerbsumfänge der sozialen und leiblichen Mütter in lesbischen Familien	196
Tabelle 6-7: Anteil der leiblichen Mutter am Erwerbsumfang im Paar differenziert nach dem Alter des Kindes	197
Tabelle 6-8: Anteil der leiblichen Mutter an den kindbezogenen Tätigkeiten in Familien mit gemeinsamen Kindern, differenziert nach dem Alter der Kinder	203
Tabelle 6-9: Anteil der leiblichen Mutter an den kindbezogenen Tätigkeiten in Stieffamilien, differenziert nach dem Alter der Kinder	204
Tabelle 7-1: Anzahl der kinderlosen Paare mit einer tendenziellen Spezialisierung auf Erwerbs- und Hausarbeit	219
Tabelle 7-2: Determinanten der tendenziellen Spezialisierung auf Erwerbs- und Hausarbeit in kinderlosen Paaren	223
Tabelle 7-3: Anzahl der lesbischen Familien mit einer tendenziellen Spezialisierung auf Erwerbs- und Hausarbeit	228
Tabelle 7-4: Determinanten der tendenziellen Spezialisierung auf Erwerbs- und Hausarbeit in lesbischen Familien	231
Tabelle 7-5: Anzahl der lesbischen Familien mit einer Teil-Spezialisierung auf Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung	233
Tabelle 7-6: Determinanten einer Teil-Spezialisierung auf Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung in lesbischen Familien	235
Tabelle A-1: Einfluss von Ressourcenunterschieden und psycho-sozialen Faktoren auf die Erwerbs- und Hausarbeit bei kinderlosen Paaren	263

VORWORT

Die vorliegende Dissertation hat sich aus einem am Staatsinstitut für Familienforschung ansässigen Forschungsprojekt heraus entwickelt, das sich mit der Lebenssituation gleichgeschlechtlicher Paare in Deutschland befasste.

Ich möchte an dieser Stelle all jenen Personen danken, ohne deren Unterstützung die Entstehung dieser Dissertation nicht möglich gewesen wäre.

Mein Dank gilt zunächst meinem Erstgutachter Herrn Prof. Hans-Peter Blossfeld, der – auch angespornt durch seine eigene Neugier – nicht müde geworden ist, mir immer wieder zu versichern, wie spannend und vielversprechend die Gruppe der gleichgeschlechtlichen Paare für die Arbeitssteigerungsforschung ist. Er hat mich außerdem immer wieder ermutigt, meine Ergebnisse auch der wissenschaftlichen Öffentlichkeit darzulegen.

Meiner Zweitgutachterin Prof. Gudrun Cyprian bin ich verbunden, da sie mir insbesondere auf der Zielgeraden der Arbeit in anregenden Diskussionen nützlich Hinweise gegeben hat und mich damit für den Schlusspurt motiviert hat.

Weiter möchte ich meinem Team aus dem Projekt „Gleichgeschlechtliche Lebensweisen“ am *ifb* in Bamberg danken. Dr. Marina Rupp, Pia Bergold und Christian Haag gaben mir in der frühen Phase entscheidende Impulse für die Konzeption der Arbeit und begleiteten mich während der gesamten Zeit mit ihren konstruktiven Anmerkungen.

Für die intensive Auseinandersetzung mit meinem Manuskript möchte ich vor allem Dr. Florian Schulz und Lena Friedrich danken. Unermüdlich haben sie mir mit ihren Anmerkungen und gutgemeinten Kritikpunkten Denkanstöße gegeben und damit deutlich zur Verbesserung der Arbeit beigetragen.

Unverzichtbar für das Gelingen meiner Dissertation war außerdem die Unterstützung meines privaten Umfeldes.

Zu Dank bin ich vor allem meinen Eltern verpflichtet, die mir während meines ganzen Ausbildungs- und Berufslebens vorbehaltlos das Vertrauen geschenkt haben, dass ich es schaffen werde – egal um was es sich handelte – Abitur, Studium, Promotion. Darüber hinaus waren sie mir mit praktischen Hilfen eine tatkräftige Unterstützung im Alltag und haben mir damit den Rücken für die Arbeit freigehalten.

In diesem Zusammenhang möchte ich außerdem meiner Schwester Conny Dürnberger sowie meinen Schwiegereltern Monika und Benno Buschner danken. Sie haben mich insbesondere durch ihre Hilfe in der Kinderbetreuung unterstützt und mir damit das Arbeiten an der Dissertation ermöglicht.

Besonderer Dank gilt meinem Mann Marco. Sein Zuspruch und seine Geduld haben mir insbesondere in den Tiefpunkten – die es zweifelsfrei in einem solchen Vorhaben gibt – immer wieder Sicherheit und Zuversicht gegeben.

Aber vor allem danke ich ihm und unserer Tochter Franca dafür, dass sie mich immer wieder an die vielen schönen Dinge erinnert haben, für die es sich lohnt, endlich fertig zu werden.

Ich freue mich auf die Zeit mit Euch – ohne Dissertation.

DIE ARBEITSTEILUNG GLEICHGESCHLECHTLICHER PAARE IN DEUTSCHLAND

Andrea Buschner

Zusammenfassung:

Wie teilen sich gleichgeschlechtliche Paare in Deutschland die Bereiche Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung auf? Um dieser Frage nachzugehen, werden gängige Theorieansätze zur Erklärung der innerfamilialen Arbeitsteilung herangezogen und auf die Gruppe der lesbischen und schwulen Paare angewandt. Im Gegensatz zur Arbeitsteilung in heterosexuellen Partnerschaften lässt sich für gleichgeschlechtliche Paare ein hohes Maß an Egalität in der Arbeitsteilung verbunden mit Hinweisen auf zunehmend egalitäre Arrangements im Partnerschaftsverlauf sowie eine geringe Relevanz von Geschlechtskomponenten in der Allokation von Aufgaben feststellen. Ähnlich wie in heterosexuellen Familien wirken auch in lesbischen Partnerschaften mit Kindern soziale Normen und Rollenerwartungen, welche die Übernahme von Aufgaben beeinflussen. Statt geltender Geschlechtsrollenerwartungen erweist sich hier die Elternposition der jeweiligen Partnerin – also ob es sich um die leibliche oder soziale Mutter des Kindes handelt – als bedeutsame Determinante der Arbeitsteilung.

Stichworte: Gleichgeschlechtliche Paare, Arbeitsteilung, Hausarbeit, Kinderbetreuung, Egalität, Geschlecht, Elternposition

1 Einführung

Die sozialwissenschaftliche Forschung zur Arbeitsteilung im Paar blickt auf eine lange Tradition zurück. In zahlreichen Arbeiten wurden die Erwerbsarrangements sowie die Allokation häuslicher und kindbezogener Tätigkeiten thematisiert und eingehend analysiert.¹ In Querschnittsuntersuchungen und Längsschnittanalysen wird mit Hilfe unterschiedlichster Datenquellen und Auswertungstechniken der Frage nachgegangen, wie sich Paare – seien sie nun verheiratet oder nichtehelich zusammenlebend, kinderlos, in klassischen Kernfamilien oder Stieffamilien – die anstehende Arbeit aufteilen. Zur Erklärung der Verteilungen wird eine Vielzahl theoretischer Ansätze herangezogen, welche die Wirkungsweise möglicher Determinanten der Arbeitsteilung thematisieren.

Die vorliegende Arbeit ergänzt die bisherigen Erkenntnisse in diesem Themenfeld in dreifacher Weise: in empirischer, theoretischer und methodischer Hinsicht.

Der empirische Erkenntnisgewinn liegt darin, dass mit gleichgeschlechtlichen Partnerschaften eine Gruppe von Paaren in den Fokus genommen wird, die bislang kaum hinsichtlich ihrer Alltagsgestaltung untersucht wurde.²

Homosexuelle Partnerschaften stellen eine Lebensform dar, die in den letzten Jahrzehnten zunehmend an öffentlicher Aufmerksamkeit gewonnen hat. Zwar ist es gleichgeschlechtlichen Paaren in Deutschland aktuell

¹ Einen Überblick über den Stand der Arbeitsteilungsforschung geben z.B. Coltrane (2000), Huinink/Röhler (2005) oder Lachance-Grzela/Bouchard (2010).

² Die Adjektive „homosexuell“ und „gleichgeschlechtlich“ werden in der vorliegenden Arbeit synonym verwendet. Sowohl bei den Betroffenen selbst, als auch im wissenschaftlichen Kontext existieren verschiedene Verständnisse von Homosexualität (und weiteren sexuellen Orientierungen) (Patterson 2008; Savin-Williams 2008). Die in der vorliegenden Arbeit betrachteten Personen leben alle mit einem/einer Partner(in) des gleichen Geschlechts zusammen. Wird im Folgenden also von „homosexuell“ gesprochen, so ist damit gemeint, dass der/die Befragte aktuell in einer schwulen bzw. lesbischen Partnerschaft lebt. Weitere Überlegungen zur sexuellen Orientierung finden sich in Kapitel 2.2.

noch nicht möglich, die Ehe einzugehen, sie können jedoch seit 2001 ihre Partnerschaft rechtlich legitimieren lassen (LPartG) und damit eine eheähnliche Verbindung eingehen. Durch die Einführung des Rechtsinstituts der Eingetragenen Lebenspartnerschaft und die damit verbundene rechtliche Anerkennung dieser Partnerschaften hat der Gesetzgeber implizit zu einer zunehmenden Akzeptanz dieser Lebensform aufgefordert. Der Mikrozensus weist für das Jahr 2011 mindestens 67.400 gleichgeschlechtliche Paare³ aus, die einen gemeinsamen Haushalt führen, darunter sind 34.000 verpartnert.

Während schwule und lesbische Paare bis vor wenigen Jahren noch nicht mit Kindern und Familienleben in Verbindung gebracht wurden, ist es ihnen heute auf unterschiedlichen Wegen möglich, eine Familie zu gründen bzw. mit Kindern zusammen zu leben. Damit erobern sie zunehmend einen Lebensbereich, der scheinbar bisher nur heterosexuellen Personen vorbehalten war. In Analysen auf Basis des Mikrozensus wird die Zahl der gleichgeschlechtlichen Familien in Deutschland auf 5.000 geschätzt. Laut der amtlichen Statistik leben insgesamt 7.100 Kinder in diesen Familien. Gleichgeschlechtliche Familien sind in der Vergangenheit vor allem dadurch entstanden, dass ein(e) Partner(in) ein oder mehrere Kinder aus einer vorherigen heterosexuellen Beziehung mit in die neue, gleichgeschlechtliche Partnerschaft gebracht hat (Eggen 2010: 28f.). Diese Familien können als gleichgeschlechtliche Stieffamilien bezeichnet werden und sind den Stieffamilien mit heterosexuellen Eltern in vielen Punkten ähnlich, wie z.B. in ihren Vorstellungen hinsichtlich der Eltern- und Stiefelternrolle oder den Einstellungen ihren Kindern gegenüber (Lynch 2000). Eine neuere Familienkonstellation stellt die gleichgeschlechtliche Familie mit gemeinsamen Kindern dar. Deren Kind(er) wird/werden in

³ Diese Zahl dürfte eher die untere Grenze einer zuverlässigen Schätzung darstellen. Zu möglichen Schätzproblemen vgl. Eggen (2010).

der aktuellen lesbischen oder schwulen Partnerschaft geboren, adoptiert⁴ oder in Pflege genommen.

Bislang ist aus der Familienforschung nur wenig über den Alltag homosexueller Paare und Familien bekannt. Damit stellt auch die Arbeitsteilung in gleichgeschlechtlichen Paaren einen bislang wenig beachteten Bereich dar.

Vor diesem Hintergrund verfolgt die vorliegende Arbeit das zentrale Ziel, die Aufgabenteilung in gleichgeschlechtlichen Paaren und Familien auf einer breiten Datenbasis zu beschreiben und ursächlich zu erklären.

Die erste forschungsleitende Fragestellung lautet somit: Wie teilen sich gleichgeschlechtliche Paare die Arbeit auf?

In gleichgeschlechtlichen Partnerschaften müssen Bereiche wie Erwerbsarbeit, Hausarbeit, Kinderbetreuung, Freizeitaktivitäten, Fort- und Weiterbildungsaktivitäten oder die Beziehungsarbeit mit Freunden, Bekannten und Verwandten ebenso erledigt, delegiert und organisiert werden wie in anderen Familienformen. Die Tätigkeiten stehen in enger Beziehung zueinander und verbinden die Partner(innen) bzw. Familienmitglieder miteinander, da die Ausübung dieser Tätigkeiten nicht nur ein individuelles Anliegen darstellt, sondern in der Regel innerhalb des Paares geregelt werden muss.

Zur Beantwortung der ersten zentralen Frage nach der Aufteilung der Arbeitsbereiche werden die Arbeitsteilungsarrangements der Paare umfassend beschrieben. Hierbei werden erstmals die drei zeitintensivsten Bereiche der Arbeitsteilung im Paar *Erwerbsarbeit*, *Hausarbeit* und *Kinderbetreuung* kombiniert betrachtet und in einer ausführlichen Phänomenologie beleuchtet.

⁴ Zwar sind eingetragene Lebenspartner(innen) laut des Urteils des Bundesverfassungsgerichts vom 19.02.2013 (1 BvL 1/11, 1 BvR 3247/09) nicht mehr länger von der sukzessiven Adoption auszuschließen, doch ist es ihnen bis dato noch nicht möglich, gemeinsam ein Kind zu adoptieren.

An diese Deskription schließt sich eine zweite zentrale Fragestellung an: Wie lässt sich die Arbeitsteilung in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften (theoretisch) erklären?

Aus theoretischer Perspektive liegt der Erkenntnisgewinn der vorliegenden Arbeit darin, dass die Gültigkeit der Erklärungsmechanismen gängiger Arbeitsteilungstheorien erstmals empirisch anhand der alternativen Lebensformen der gleichgeschlechtlichen Paare bzw. Familien getestet wird.

Die gängigen Theorieansätze diskutieren in der Regel zwei Gruppen an möglichen Determinanten der Arbeitsteilung: ressourcenbasierte Einflussfaktoren sowie auf Normen und Identitäten basierende Einflussfaktoren.

Zu den Theorien, die sich bei ihrem Versuch, die Arbeitsteilung zu erklären, auf Ressourcenunterschiede stützen, sind z.B. die *ökonomische Theorie der Familie*, die *ökonomische Verhandlungstheorie* und die *Theorie des sozialen Tauschs* sowie der *Time-Availability-Ansatz* zu zählen. Zu den Theorieansätzen, die auf Normen und Identitäten basieren, gehören z.B. die *Gender Schema Theorie*, die *Rollentheorie*, der *Identitätsformationsansatz*, die *Kompensationshypothese* und das *Egalitarian Values-Modell*.

Ein großer Vorteil der vorliegenden Stichprobe besteht darin, dass Erklärungsmechanismen aus den Theorieansätzen analytisch herausgelöst und ohne die für heterosexuelle Paare gültigen Brückenhypothesen⁵ getestet werden können. Als ein Beispiel für solche Brückenhypothesen kann die geschlechtlich vorstrukturierte Wirklichkeit genannt werden, der verschiedengeschlechtliche Paare ausgesetzt sind. Die soziale Umwelt, die für verschiedengeschlechtliche Paare geschlechtsspezifisch geteilt ist, prägt das Handeln von Akteuren in heterosexuellen Partnerschaften, z.B.

⁵ Zum Konzept der Brückhypothesen im Rahmen des Makro-Mikro-Makro-Modells der soziologischen Erklärung vgl. Coleman (2001) und Greve et al. (2009).

in Form der Übernahme von männlich oder weiblich konnotierten Aufgaben im Alltag.

Gleichgeschlechtliche Paare stellen somit einen „Glücksfall“ für die Theoriebildung dar, da sie die Analyse möglicher Determinanten und deren Wirkungsweise unabhängig von der Einflussnahme der Geschlechtskategorie der Partner(innen) ermöglichen.

Neben diesen theoretischen und empirischen Möglichkeiten, die die Analyse des Lebensalltags gleichgeschlechtlicher Paare bietet, können drittens auch methodische Besonderheiten der vorliegenden Arbeit hervorgehoben werden. Während die meisten bislang veröffentlichten Arbeiten zur Arbeitsteilung gleichgeschlechtlicher Paare auf qualitativen Daten (Chan et al. 1998; Ciano-Boyce/Shelley-Sireci 2002; Dunne 1999; Gartrell et al. 2006; Patterson et al. 2004; Short 2007; Tasker/Golombok 1998) oder auf standardisierten Erhebungen mit nur geringen Fallzahlen beruhen, werden in der vorliegenden Arbeit die Befunde auf Basis der standardisierten Erhebungen um die Auswertung qualitativer Daten ergänzt.

Letztere werden dazu genutzt, statistische Zusammenhänge der quantitativen Analysen zu erklären und sich sehr individuellen Aspekten wie z.B. der Bewertung verschiedener Lebensbereiche oder dem Entscheidungsprozess über die leibliche Elternschaft explorativ anzunähern (vgl. Kap. 5 bzw. 4.3.2).

Die standardisiert erhobenen Daten wurden vom Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (*ifb*) im Zuge zweier Projekte gewonnen und stellen in ihrem Umfang und ihrer thematischen Breite eine in Europa einmalige Datenquelle dar. Die beiden Datensätze liefern erstmals repräsentative Erkenntnisse über den Lebensalltag einer bisher nur wenig untersuchten Teilpopulation in Deutschland.

Die erste *ifb*-Studie mit dem Titel „Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften“ wurde im Auftrag des Bundesministeriums der Justiz (2006-2009) durchgeführt und beschränkte sich auf schwule und lesbische Paare mit Kindern im Haushalt. Die eigens durchgeführte zweite *ifb*-Studie „Gleichgeschlechtliche Lebensweisen

und Familien“ (2009-2010) zielte schließlich darauf ab, den Lebensalltag kinderloser Paare, Singles und Alleinerziehender mit homosexueller Orientierung abzubilden.

Die vorliegende Arbeit kann grob in zwei Abschnitte gegliedert werden. In einem ersten Teil (Kapitel 2) werden die theoretischen Ansätze zur Erklärung der Arbeitsteilung kurz beschrieben und auf die Gruppe der lesbischen und schwulen Paare übertragen. Hierbei werden Hypothesen für die Arbeitsteilung in gleichgeschlechtlichen Paaren generiert.

Der zweite – empirische – Teil beginnt mit einer Darstellung des bisherigen Forschungsstandes zur Aufgabenteilung in gleichgeschlechtlichen Paaren (Kapitel 3). Daran schließt sich eine kurze Erläuterung der Datenbasis und eine Deskription der Untersuchungseinheiten anhand soziodemographischer und familienbezogener Merkmale an (Kapitel 4). Wie sich lesbische und schwule Paare die drei Lebensbereiche Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung aufteilen, wird in Kapitel 5 eingehend beschrieben. Das daran anschließende sechste Kapitel widmet sich der Frage, welche Determinanten in gleichgeschlechtlichen Paaren für die Allokation der Aufgabenbereiche von Bedeutung sind. In diesem Zusammenhang werden die aus den theoretischen Ansätzen generierten Hypothesen einer empirischen Testung unterzogen.

In Kapitel 7 wird ein Spezialfall der Arbeitsteilung im Paar – die Übernahme komplementärer Rollen – näher betrachtet. Hierbei wird von Interesse sein, welche Kriterien sich auf mögliche Spezialisierungstendenzen der Paare auswirken. Den Abschluss der Arbeit bildet eine Zusammenfassung der wichtigsten Befunde mit einem kurzen Ausblick (Kapitel 8).

2 Theorieansätze zur Erklärung der Arbeitsteilung im Paar und daraus abgeleitete Hypothesen für gleichgeschlechtliche Paare

Zur Erklärung der Arbeitsteilung im Paar bedienen sich die Sozialwissenschaften einer Reihe gängiger Theorien⁶. Sie lassen sich grob in zwei Hauptrichtungen unterteilen. Zum einen gibt es Ansätze, die zur Erklärung der Verteilungen auf die relativen (ökonomischen) Ressourcen beider Partner(innen) zurückgreifen. Zu dieser Gruppe gehören die *familienökonomische Theorie*, die *(ökonomische) Verhandlungstheorie*, die *Theorie des sozialen Tauschs* sowie der *Time-Availability-Ansatz*. Zum anderen existieren jene theoretischen Ansätze, die auf sozialen Normen, Rollenerwartungen und Identitäten basieren. Dieser zweiten Gruppe lassen sich *Bem's Gender Schema Theorie*, das *Identitätsformationsmodell*, die *Rollentheorie*, die *Kompensationshypothese* und das *Egalitarian Values-Modell* zuordnen.

Das folgende Kapitel widmet sich der Darstellung der verschiedenen theoretischen Konzepte. Nach einer kurzen Beschreibung der Ansätze und ihrer wichtigsten Erklärungsmechanismen, werden im Anschluss die Implikationen für gleichgeschlechtliche Paare herausgearbeitet.

2.1 Ressourcenbasierte Theorieansätze

Ressourcenbasierte Theorieansätze fußen auf der Annahme, dass Entscheidungen über die Arbeitsteilung anhand rationaler Überlegungen auf Basis individueller Humankapitalausstattungen der Partner(innen) getroffen werden. Dies gilt unter anderem für den *familienökonomischen Ansatz*, der im Folgenden erläutert und auf gleichgeschlechtliche Paare übertragen wird.

⁶ Die theoretischen Erläuterungen orientieren sich an den Argumentationsweisen von Blossfeld/Drobníč (2001) und Schulz (2010).

2.1.1 Die familienökonomische Theorie

Die *familienökonomische Theorie* wurde Anfang der 1980er Jahre vom Ökonomen Gary S. Becker formuliert (Becker 1981). Die zentrale Annahme seiner Überlegungen ist, dass Akteure nutzenmaximierend handeln. Ihr Ziel ist jedoch nicht, ihren individuellen Nutzen zu steigern, sondern den Gesamtnutzen des Haushalts zu maximieren, um das Wohlbefinden aller Haushaltsmitglieder zu sichern. Gary S. Becker (1981) geht davon aus, dass die Spezialisierung je eines Familienmitglieds auf den Erwerbs- bzw. den Familienbereich die effizienteste Produktionsstrategie eines Haushalts darstellt. Durch eine Spezialisierung ist es den Akteuren am effizientesten möglich, ihren Nutzen durch die Produktion sog. *Commodities* zu steigern. *Commodities* werden hergestellt, indem die verfügbare Zeit der Akteure auf Lohnarbeit, Familienarbeit und Freizeit bestmöglich verteilt und mit Marktgütern und Dienstleistungen kombiniert wird (Becker 1981).

„These commodities cannot be purchased in the marketplace but are produced as well as consumed by households using market purchases, own time, and various environmental inputs. These commodities include children, prestige and esteem, health, altruism, envy, and pleasures of the senses, and are much smaller than the number of goods consumed” (Becker 1981: 7-8).

Im Zuge dessen bezeichnet Becker den privaten Haushalt als „kleine Fabrik“ (1982: 10). Eine Spezialisierung innerhalb eines Paares lässt sich nach Becker darauf zurückführen, dass sich jede(r) Partner(in) – theoretisch geschlechtsunabhängig – auf den Arbeitsbereich konzentriert, für den er den meisten Nutzen für die Gesamtfamilie stiftet. Im Gegensatz zu anderen Theorieansätzen bedeutet die Entscheidung für einen Bereich bei Becker ein striktes *Entweder-oder* und kann sich nicht aus Teilen der Erwerbs- oder Familienarbeit zusammensetzen. Egalitäre Arrangements kommen laut Becker nicht vor.

Nach Becker ist der komparative Vorteil hinsichtlich des arbeitsmarkt-relevanten Kapitals für die Übernahme der Erwerbsarbeit verantwortlich,

während für die Zuteilung der Umsorgerrolle ein Vorsprung im familiären Bereich ausschlaggebend ist. Nach Becker bedeutet dies konkret, dass jene(r) Partner(in) die Lohnarbeit übernimmt, der/die durch seine bessere Ausbildung und seine größere Erfahrung ein höheres Einkommenspotential aufweist. Die Hausarbeit wird von jenem/jener Partner(in) übernommen, die/der mehr Fähigkeiten, Fertigkeiten und Kenntnisse im familiären Bereich besitzt.

Liegt eine komplementäre Arbeitsteilung vor, so sorgt diese im Verlauf der Partnerschaft für eine Anhäufung von bereichsspezifischem Humankapital bei beiden Partner(inne)n. Der/die erwerbstätige Partner(in) erwirbt weiterhin Wissen und Fertigkeiten für das Arbeitsleben, während die Person, die sich um den häuslichen Bereich kümmert, immer stärker in den Bereich der Familienarbeit investiert und dort zusätzliche Kompetenzen erlangt. Durch diese einseitigen Humankapitalinvestitionen bleiben beiden Partner(inne)n die Ressourcenvorsprünge im jeweiligen Bereich erhalten. Dies hat zur Folge, dass eine Spezialisierung weiter fortbesteht und sich polare Muster verfestigen.

Implikationen und Hypothesen für gleichgeschlechtliche Paare

Mit der eben beschriebenen Spezialisierungsthese bietet die *familienökonomische Theorie* einen konkreten Mechanismus, der auf alle Paarhaushalte, und somit auch auf gleichgeschlechtliche Paare angewendet werden kann. Aus theoretischer Sicht ist es völlig unerheblich, ob die Arbeitsteilung zwischen hetero- oder homosexuellen Partner(inne)n erfolgt, da der Mechanismus selbst geschlechtsunabhängig ist.

Laut Becker findet eine ressourcenbasierte Partnerwahl statt, d.h. es finden sich vor allem jene Partner(innen) zu Paaren zusammen, die über eine komplementäre Ausstattung hinsichtlich ihres Humankapitals verfügen. Personen mit guten Ressourcen für den Arbeitsmarkt suchen/finden eine(n) Partner(in), der/die sich aufgrund seiner/ihrer Ausstattung gut für die Verrichtung der häuslichen Aufgaben eignet.

Wendet man die Prämissen der *familienökonomischen Theorie* auf die Gruppe der gleichgeschlechtlichen Partnerschaften an, so ist Folgendes zu erwarten:

Auch in gleichgeschlechtlichen Paaren findet eine Spezialisierung der Partner(innen) auf jeweils einen Lebensbereich (Erwerbs- oder Familienarbeit) statt. Die Spezialisierung erfolgt auf der Grundlage von rationalen Abwägungen der Ressourcenausstattungen beider Partner(innen). Demnach wird auch in homosexuellen Lebensgemeinschaften der/die Partner(in) mit dem relativ besseren Humankapital einer außerhäuslichen Erwerbstätigkeit nachgehen, während sich der/die Partner(in) mit den besseren Ressourcen für die häuslichen Tätigkeiten auf den Haushalt und die Kinderbetreuung spezialisiert.

Paare mit einer egalitären Aufteilung der Lebensbereiche kommen nicht vor. Sind sich beide Partner(innen) hinsichtlich ihrer Ressourcenausstattung sehr ähnlich, so erfolgt die Übernahme der beiden Bereiche zufällig.

Hat dann schließlich eine Spezialisierung beider Partner(innen) auf jeweils unterschiedliche Bereiche stattgefunden, so ist auch für gleichgeschlechtliche Paare zu erwarten, dass sich das Muster der Spezialisierung im Partnerschaftsverlauf weiter verfestigt. Der/die Partner(in), der/die der bezahlten Arbeit nachgeht, wird auch in Zukunft in den beruflichen Bereich investieren und dort sein/ihr Humankapital ausbauen. Sein/ihre Partner(in), der/die sich um die häuslichen Aufgaben und die Kinderbetreuung kümmert, erwirbt im Laufe der Partnerschaft weitere Kenntnisse und Fähigkeiten in diesem Bereich. Damit behalten die Partner(innen) die komplementären Ressourcenausstattungen bei, was auch weiterhin eine polare Aufgabenteilung begünstigt.

2.1.2 Austauschtheoretische Ansätze

Die *austauschtheoretischen Ansätze* sind unter anderem aus der Kritik heraus entstanden, die *familienökonomische Theorie* werde einer zunehmenden Annäherung der Partner(innen) hinsichtlich ihres Humankapitals nicht gerecht. Partner(innen), die sich bezüglich ihrer Ressourcenausstattung sehr ähnlich sind, kommen laut Becker nicht vor. Ein Blick auf heterosexuelle Paare macht deutlich, dass dies nicht der sozialen Wirklichkeit entspricht. Von der Komplementarität der Partner(innen), die sicherlich zu Zeiten der Neuentwicklung dieser Theorierichtung Gültigkeit besaß, kann immer seltener ausgegangen werden (Hill/Kopp 2004: 247f.). Frauen haben hinsichtlich ihrer Bildungsabschlüsse mit Männern gleichgezogen oder diese in manchen Bereichen sogar schon überholt (Blossfeld/Shavit 1993; Erikson/Jonsson 1996). So weisen 50% der Frauen, die in einem Dual Earner Paar leben und zwischen 1951 und 1955 geboren wurden einen gleichen oder höheren beruflichen Abschluss als ihr Partner auf (Heß-Meining/Tölke 2005).

Weitere Kritik setzt an der grundlegenden Annahme an, die Akteure im Haushalt handelten im Sinne einer gemeinsamen Nutzenfunktion. Selbst wenn den Akteuren ein gewisses Maß an Altruismus unterstellt wird (Berk/Berk 1983; Blossfeld/Drobnič 2001), so ist es dennoch plausibel, dass die Partner(innen) durchaus auch konträre Interessen verfolgen. Mögliche Interessenskonflikte zwischen den Partner(inne)n finden in der *familienökonomischen Theorie* keine Berücksichtigung. Der vielfach geäußerte Kritikpunkt, eine gemeinsame Haushaltsnutzenfunktion der Partner(innen) entspräche nicht der sozialen Realität (Berk/Berk 1983; Cameron 1985; Galler/Ott 1992; Schilp 1984) und bestehende Machtverhältnisse blieben unberücksichtigt, hat in den 1970er Jahren schließlich eine neue Theorierichtung hervorgebracht, die sich auf die Interaktion zwischen den Partner(inne)n und die Entscheidungsprozesse innerhalb des Paares stützt – die *austauschtheoretischen Ansätze*.

Im Gegensatz zur *familienökonomischen Theorie* steht bei den *austauschtheoretischen Ansätzen* nicht die Maximierung des Haushaltsnutzens im Mittelpunkt des partnerschaftlichen Verhaltens. Vielmehr wollen die Partner(innen) ihren persönlichen Nutzen maximieren, indem sie versuchen, in einem Aushandlungsprozess mit dem/der Partner(in) ihre eigenen Interessen durchzusetzen.

Eine grundlegende Prämisse dieser Ansätze besagt, dass die bezahlte Erwerbsarbeit für die Akteure ein erstrebenswertes Tätigkeitsfeld darstellt, unbezahlte Tätigkeiten wie Hausarbeit und Kinderbetreuung hingegen als weniger erstrebenswert angesehen werden. Ein wesentlicher Grund besteht darin, dass die fehlende Entlohnung für die Haushaltsaufgaben zu einem geringeren Maß an sozialer Anerkennung führt als dies für die Erwerbsarbeit der Fall ist (Haber Kern 2007). Konsequenterweise streben die Akteure danach, die unliebsamen Haushaltstätigkeiten zu vermeiden und sich stattdessen auf die Erwerbstätigkeit zu spezialisieren (Blossfeld/Drobnič 2001; Bittman et al. 2003; Künzler/Walter 2001; Ott 1989, 1992).

Beide Partner(innen) verfügen über ein Set an marktrelevanten Ressourcen, welches sie schließlich in ihre jeweilige Verhandlungsposition bringt. Weist ein Akteur ein besseres Humankapital als der/die Partner(in) auf, so hat er damit auch bessere Karten bei den Verhandlungen um die Arbeitsmarktteilnahme. Diese bessere Ausgangssituation versetzt ihn in die Lage, unliebsame Aufgaben dem/der Partner(in) zu übertragen. Letztlich werden die Aufgaben so zwischen den Partner(inne)n verteilt, dass der Akteur mit dem besseren arbeitsmarktrelevanten Humankapital einen größeren Teil der Erwerbsarbeit übernimmt, während sich der/die Partner(in) einem höheren Anteil an der unbezahlten Arbeit im Haushalt und in der Kinderbetreuung widmet.

Anders als von der *familienökonomischen Theorie* konstatiert, gehen die *Austauschtheorien* nicht von einer irreversiblen Festlegung der Arbeitsteilungsarrangements aus. Stattdessen werden auch Ressourcen in die Verhandlung einbezogen, die von den Akteuren erst während der Partner-

schaft erlangt werden. Die Arbeitsteilung wird immer wieder aufs Neue ausgehandelt, sobald sich Verschiebungen hinsichtlich der Ressourcenkonstellation beider Partner(innen) ergeben (Grunow et al 2007). Auch eine Veränderung der Ausgangsbedingungen, z.B. durch die Erhöhung des exogen gegebenen Arbeitsaufwandes im Haushalt und der Kinderbetreuung, führt zu neuen Verhandlungen und zu einer Anpassung des Arrangements. Die Geburt eines Kindes kann als Beispiel für ein solches Ereignis genannt werden, durch das sich der Aufwand in der Familie in der ersten Zeit drastisch erhöht.

Ein Bereich, den Ökonomen in ihren Überlegungen zu innerfamiliären Verhandlungen außen vor lassen, ist der Aspekt der „Macht“. Aus soziologischer Sicht stellt „Macht“ einen wesentlichen Bestandteil partnerschaftlicher Verhandlungen dar (Blood/Wolfe 1960). Sie kann als Fähigkeit interpretiert werden, die eigenen Ziele auch gegen den Willen des Gegenübers durchzusetzen (Weber 1972: 28). Wie viel Macht die beiden Partner(innen) jeweils aufweisen, hängt von ihren Ressourcen ab, die sie mit in die Partnerschaft bringen. Hierzu gehören die Bildungsabschlüsse der Partner(innen) und ihr berufliches Prestige, das sie bisher erlangen konnten. Auch das Einkommen wird häufig als Quelle der Macht in innerfamiliären Aushandlungsprozessen genannt (Lundberg/Pollak 1993).

Da es sich bei dem Verhandlungsgegenstand also primär um das Engagement im Arbeitsmarkt handelt und darüber meist auf Basis von Einkommensunterschieden bzw. Einkommenspotentialen entschieden wird, sprechen Bittman et al. in diesem Zusammenhang von „money talks“ (Bittman et al. 2003: 187).

Die Theorie des sozialen Tauschs

Aus der Kritik heraus, die *Verhandlungstheorie* fokussiere zu sehr auf die Vorsprünge der Partner(innen) hinsichtlich aktueller ökonomischer Ressourcen und werde damit der Existenz längerfristiger Beziehungen nicht gerecht, wurden die *austauschtheoretischen Ansätze* um die *Theorie des sozialen Tauschs* ergänzt. Diese zielt vor allem auf längerfristige soziale Aus-

tauschbeziehungen innerhalb des Paares ab und bezieht ganz explizit auch nicht-ökonomische Aspekte, wie z.B. soziale Anerkennung und Unterstützungsleistungen mit ein (Blau 1964). Der Tausch von nicht-ökonomischen Leistungen ist zum einen schwer zu definieren und abzugrenzen und zum anderen längerfristig angelegt. Der Tausch von Leistungen und die Rückzahlung verschiedener Aufwendungen müssen daher nicht zeitnah und reziprok erfolgen, sondern können laut der *Theorie des sozialen Tauschs* auch erst Jahre später erfolgen, da die Beziehungen in der Regel auf Dauer angelegt sind. Diese Annahme setzt voraus, dass ein gewisses Maß an Vertrauen zwischen den Partner(inne)n besteht, dass die erbrachten Aufwendungen sofort oder irgendwann in Zukunft gegen ähnlich wertvolle Leistungen eingetauscht werden.

Eine wesentliche Annahme der *Theorie des sozialen Tauschs* besteht darin, dass Paare in ihre Entscheidungen über die Arbeitsteilung nicht nur die derzeitigen ökonomischen Ressourcenunterschiede mit einbeziehen, sondern auch bisher unbekannte Ereignisse und Pläne in der Zukunft berücksichtigen. Denkbar ist somit, dass eine(r) der beiden Partner(innen) zu Beginn der Beziehung mehr Leistungen in die Partnerschaft einbringt z.B. in Form eines Erwerbsverzichts oder durch Aufwendungen für Haushalt und Kinderbetreuung. Damit investiert er/sie in den familiären Bereich, in der Hoffnung, den Verzicht auf Erwerbsbeteiligung in Zukunft zurückbezahlt zu bekommen. Die Konzentration auf den häuslichen Bereich schwächt im Zeitverlauf seine/ihre Verhandlungsmacht, da hier Kompetenzen erworben werden, die in späteren Verhandlungen um die begehrteren Tätigkeiten – die Erwerbsarbeit – nicht vorgebracht werden können. Da der Akteur seine Investitionen in die Familienarbeit und die daraus gewonnenen Ressourcen nicht so leicht in eine andere Beziehung transferieren kann wie die im Arbeitsmarkt erworbenen Kompetenzen (Breen/Cooke 2005), schmälert er auch seine Alternativen außerhalb der aktuellen Partnerschaft. Dies trägt zusätzlich zu einem Machtvorsprung des Partners/der Partnerin bei (Blossfeld/Drobnič 2001).

Die Tragweite einer sozialen Austauschbeziehung zeigt sich vor allem bei zentralen Lebensereignissen, wie z.B. bei der Geburt eines Kindes und den damit verbundenen schwerwiegenden Entscheidungen wie beispielsweise dem Erwerbsausstieg eines Partners/einer Partnerin. Da es den Partner(inne)n nicht nur um die kurzfristige Steigerung ihres individuellen Nutzens geht, sondern außerdem eine langfristig stabile Beziehung angestrebt wird, wird im Sinne der *Theorie des sozialen Tauschs* davon ausgegangen, dass implizit geschlossenen Verträge trotz eines Machtvorsprungs eingehalten und die Vorleistungen des Partners/der Partnerin zurückgezahlt werden.

Die *austauschtheoretischen Ansätze* nutzen alle den gleichen Erklärungsmechanismus. Der Akteur mit der besseren Ausstattung an ökonomischen und nicht-ökonomischen Ressourcen befindet sich in der besseren Verhandlungsposition um die Erwerbsarbeit und übernimmt in Folge dessen einen größeren Teil dieses Aufgabenbereichs. Sein/Ihre Partner(in) mit der schlechteren Ressourcenausstattung für den Arbeitsmarkt wird dagegen auf den häuslichen Bereich verwiesen. Außerdem findet mit zunehmender Angleichung der Ressourcenausstattung beider Partner(innen) eine Gleichverteilung in den Machtverhältnissen statt, was die Existenz egalitärer Arrangements begünstigt. Auch dieser Mechanismus ist geschlechtsneutral.

Implikationen und Hypothesen für gleichgeschlechtliche Paare

Wendet man die Erklärungsmechanismen der *austauschtheoretischen Ansätze* auf die Arbeitsteilung gleichgeschlechtlicher Paare an, so sind auch hier beide Partner(innen) bestrebt, ihren individuellen Nutzen zu maximieren. Da die Erwerbsarbeit als attraktiver angesehen wird als unbezahlte Tätigkeiten, versuchen beide Partner(innen), einen möglichst großen Anteil an der Erwerbsarbeit im Paar auszuhandeln. Gleichzeitig sind sie bestrebt, unliebsame Aufgaben im Haushalt und der Kinderbetreuung abzuwenden, indem sie diese auf den Partner/die Partnerin übertragen.

Letztlich ist auch in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften – wie in allen anderen Partnerschaften – jener Akteur in höherem Umfang erwerbstätig, der über die besseren marktverwertbaren Ressourcen verfügt. Der/die Partner(in) ist aufgrund seiner/ihrer geringeren Verhandlungsmacht wiederum gezwungen, sich auf die als weniger attraktiv angesehenen häuslichen Tätigkeiten zu beschränken. Da es sich laut *verhandlungstheoretischer Überlegungen* bei den Arbeitsteilungsarrangements um reversible Entscheidungen handelt, ist davon auszugehen, dass sich auch die Allokation der verschiedenen Bereiche ändert, sobald sich die Ressourcen- und Machtverhältnisse im Paar verändern.

Auch für gleichgeschlechtliche Paare dürfte ein Ereignis wie die Geburt eines Kindes einen wichtigen Einschnitt im familiären Leben darstellen. Argumentiert man im Sinne der *Theorie des sozialen Tauschs*, so schließen auch gleichgeschlechtliche Eltern nach der Geburt eines Kindes implizit einen Vertrag, in welchem die „Rückzahlung“ eventuell getätigter Vorleistungen, wie z.B. einer Erwerbsunterbrechung, festgehalten werden.

Damit ist auch für homosexuelle Partner(innen) zu erwarten, dass trotz des Machtvorsprungs eines Partners/einer Partnerin eine Rückkehr ins Arbeitsleben bzw. eine Erhöhung des Stundenumfangs möglich ist, da die Partner(innen) vor allem am Erhalt einer stabilen Beziehung interessiert sind.

Anders als es in der *familienökonomischen Theorie* propagiert wird, müssten sich beide Partner(innen) im Falle einer relativ ähnlichen Ressourcenausstattung nicht auf eine Spezialisierung einigen. Stattdessen ist im Sinne der *austauschtheoretischen Ansätze* auch ein egalitäres Arrangement aus Erwerbs- und Familienarbeit möglich.

2.1.3 Der Time-Availability-Ansatz

Der *Time-Availability-Ansatz* baut auf den bisherigen Überlegungen der ressourcenbasierten Ansätze auf. Diese modellieren theoretisch, wie die Akteure ihre verfügbare Zeit auf die als erstrebenswert angesehene Erwerbsarbeit verteilen. Der/die Partner(in) mit den besseren marktrelevanten Ressourcen übernimmt den größeren Teil der bezahlten Arbeit im Markt. Der *Time-Availability-Ansatz* setzt einen Schritt später an (Künzler et al. 2001). Mit dessen Hilfe wird erklärt, wie die Partner(innen) die dann noch verfügbare Zeit auf die Hausarbeit verteilen, wenn sie aufgrund der mehr oder weniger umfassenden Lohnarbeit bereits restringiert sind (Coltrane 2000: 1214). Je höher die Erwerbsbeteiligung einer Person ist, umso geringer sind ihre dann noch verfügbaren zeitlichen Ressourcen und umso geringer fällt somit auch ihr Engagement im Haushalt aus (Blood/Wolfe 1960; Perrucci et al. 1978; Silverman/Hill 1967). Auch dieser Erklärungsmechanismus ist wie die vorangegangenen Ansätze geschlechtsneutral.

Coverman (1985) erweitert diese theoretischen Überlegungen um den *Demand/Response-Capacity-Ansatz*. Dieser berücksichtigt neben den Restriktionen, die sich durch das Engagement im Arbeitsmarkt ergeben, auch die Anforderungen, die innerhalb eines Haushaltes bestehen. Nach seiner Argumentation macht es einen Unterschied, ob in der Familie nur ein Kind lebt, oder zwei oder drei Kinder zu versorgen sind. Auch das Alter der Kinder spielt eine Rolle, wenn der Arbeitsaufwand innerhalb der Familie betrachtet wird. Es ist davon auszugehen, dass ein Säugling in der Regel mehr Pflege, Aufmerksamkeit und Betreuung bedarf als ein 14-jähriger Teenager. Laut Coverman (1985) sind die Akteure je nach Anforderungen, denen sie gerecht werden müssen, unterschiedlich sensibel, was die Verfügbarkeit ihrer zeitlichen Ressourcen betrifft. Konkret bedeutet dies, dass die Erwerbsbeteiligung einen noch größeren Einfluss auf das Engagement im Haushalt hat, wenn der Arbeitsaufwand im Haushalt höher ist.

Im Grunde genommen kann der *Time-Availability-Ansatz* durchaus unter die bereits erläuterten ressourcenbasierten Ansätze gefasst werden, da die verfügbare Zeit der Partner(innen) auch als Ressource betrachtet werden kann. Dennoch werden die theoretischen Überlegungen zu diesem Ansatz hier separat aufgeführt, weil er die zeitliche Reihenfolge der Allokationen im Paar thematisiert. Eine wesentliche Grundannahme des Ansatzes ist nämlich, dass die Verteilung der häuslichen Pflichten vor allem in Abhängigkeit von der Erwerbsarbeit geschieht. Die Erwerbsumfänge beider Partner(innen) sind somit nicht nur abhängige Größen, sondern müssen bei der Allokation der häuslichen Tätigkeiten auch als unabhängige Faktoren berücksichtigt werden. Dies wird im Rahmen der empirischen Analysen an späterer Stelle noch von Bedeutung sein.

Implikationen und Hypothesen für gleichgeschlechtliche Paare

Wendet man den Erklärungsmechanismus des *Time-Availability-Ansatzes* auch auf gleichgeschlechtliche Paare an, so kann angenommen werden, dass auch in diesen Paaren zunächst die Allokation der Lohnarbeit über einen Vergleich der Ressourcen im Paar geregelt wird.

Erst im Anschluss an die Verteilung der Erwerbsarbeit werden die häuslichen Tätigkeiten zwischen den Partner(inne)n so verteilt, dass der/die Partner(in) mit dem geringeren Erwerbsumfang (Erwerbsanteil) eine höhere Beteiligung an der Hausarbeit aufweist. Dies ist den zeitlichen Restriktionen durch die Erwerbsarbeit geschuldet.

Erweitert man die Überlegungen um den *Demand/Response-Capacity-Ansatz*, so gilt: Eine umfassende Beteiligung an der Lohnarbeit wirkt sich umso stärker negativ auf die Übernahme der häuslichen Aufgaben aus, je höher die Anforderungen innerhalb der Familie sind, d.h. je größer die Kinderzahl ist und je jünger die Kinder sind.

2.2 Normen- und identitätenbasierte Ansätze

Die bisher beschriebenen Theorieansätze zeichnen sich alle dadurch aus, dass sie als mögliche Erklärungsfaktoren der Arbeitsteilung im Paar die Ressourcenunterschiede zwischen den Partner(inne)n heranziehen. Da die darin enthaltenen Mechanismen geschlechtsneutral sind, war es für die theoretischen Überlegungen bisher unerheblich, ob es sich bei den Paaren um homo- oder heterosexuelle Beziehungen handelt.

Auch wenn das Geschlecht beider Partner(innen) *nicht in der Form* auf die Verteilung von Aufgaben wirken kann, wie dies in heterosexuellen Partnerschaften der Fall ist, so ist doch denkbar, dass auch schwule und lesbische Paare bestimmten Normen ausgesetzt sind. Welche Normen und Identitäten dies sein können, wird der nun folgende Abschnitt thematisieren.

Dass in homosexuellen Paaren beide Partner(innen) der gleichen Geschlechtskategorie angehören klingt aus theoretischer Sicht zunächst sehr vielversprechend. Wie bereits erwähnt, erhofft man sich durch das Geschlecht als Konstante einen enormen Erkenntnisfortschritt. Die Tatsache, dass beide Partner(innen) der gleichen Geschlechtskategorie angehören, bedeutet jedoch nicht, dass nicht andere Komponenten des Geschlechts auf die Arbeitsteilung in gleichgeschlechtlichen Paaren wirken.

Das erscheint zunächst grotesk, doch zeigt es sehr deutlich, dass das Geschlecht einer Person mehr ist als die nach außen sichtbare Geschlechtskategorie, der sie zugeordnet wird bzw. der sie sich selbst zuordnet. Doch was genau ist das Geschlecht einer Person?

Das Geschlecht – eine analytische Betrachtung

Dass eine Person in ihrem Umfeld als männlich oder weiblich bzw. maskulin oder feminin wahrgenommen wird, hängt nicht nur von ihrem äußerlichen Erscheinen als Mann oder Frau, sondern auch von anderen Komponenten ab. Ein Mann wird dann als Mann gesehen, wenn er sich so verhält, wie es in seinem kulturellen Kontext als typisch männlich gilt.

Eine Frau wird dann als feminin bewertet, wenn sie die für Frauen typischen Stereotype und Einstellungen aufweist oder Tätigkeiten präferiert, die gemeinhin als typisch weiblich gelten.

In der Geschlechterforschung ist es inzwischen selbstverständlich, zwischen einer biologischen und einer psycho-sozialen Komponente des Männlich- bzw. Weiblichseins zu unterscheiden.⁷ Da die deutsche Sprache, anders als das Englische, nicht zwischen *sex* und *gender* trennt, und für beides nur ein Wort, nämlich Geschlecht existiert, ist es nötig, die beiden Aspekte durch entsprechende Adjektive kenntlich zu machen.⁸ Im Kontext heterosexueller Partnerschaften, sind die beiden Komponenten *sex* und *gender* häufig untrennbar miteinander verbunden. Homosexuelle Paare bieten dagegen die einmalige Gelegenheit, diese beiden Komponenten getrennt voneinander zu untersuchen.

„In heterosexual couples, sex and gender are to some extent confounded: It is difficult to determine what behaviors are due to sex ('essential') differences and what behaviors are due to gender ('socially created') differences. Same-sex couples are a unique 'test case' in that they offer the opportunity to study gender (differences) without the potentially confounding variable of sex (difference) with regard to family processes, in general, and the division of labor, specifically” (Goldberg/Perry-Jenkins 2007: 298).

Diese beiden Bestandteile des Geschlechts werden oft um ein weiteres Element – die sexuelle Orientierung⁹ - ergänzt.

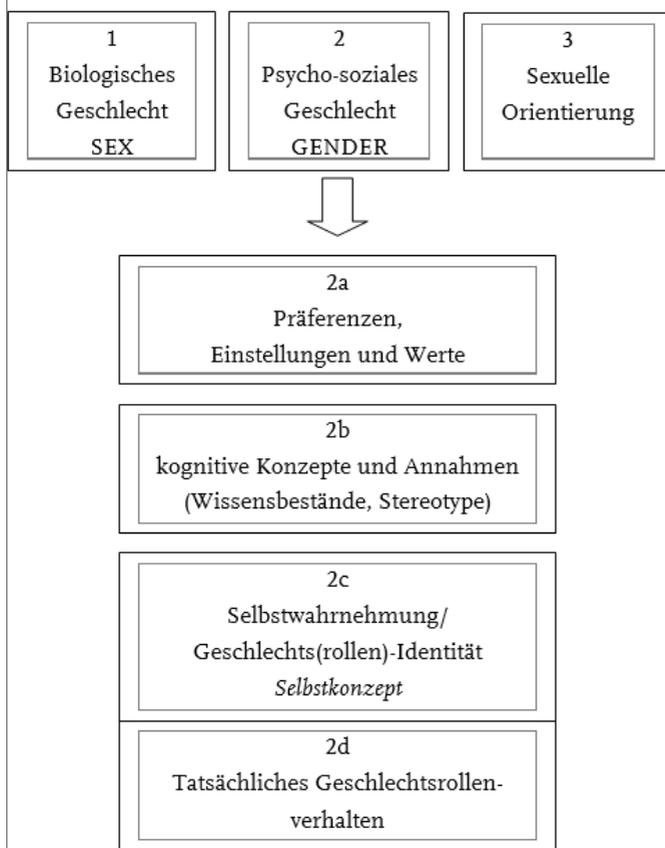
⁷ Ein geschichtlicher Abriss der Unterscheidung von biologischem und sozialem Geschlecht ist zu finden bei Muehlenhard/Peterson 2011.

⁸ Nichts desto trotz werden die Begriffe *gender* und *sex* auch im anglo-amerikanischen Raum häufig synonym verwendet (Gloger-Tippelt 1996).

⁹ Die American Psychological Association nennt explizit die sexuelle Orientierung als eine der „component[s] of sex and gender“ (American Psychological Association 2008: 1). Auch für Judith Butler sind „sex, gender and desire“ untrennbar miteinander verbunden (Butler 1991).

Somit bilden das biologische Geschlecht, das psycho-soziale Geschlecht und die sexuelle Orientierung die drei Hauptkomponenten des Geschlechts.

Abbildung 2-1: Komponenten des Geschlechts



Quelle: eigene Darstellung auf Grundlage von Bierhoff-Alfermann (1989) (im Original von Huston 1983);

Möchte man das *biologische Geschlecht* (vgl. Abb. 2-1, Box 1) einer Person ermitteln, so werden in der Regel die Geschlechtsorgane der betref-

fenden Person, ihr Hormonhaushalt sowie ihre Chromosomenzusammensetzung untersucht.

“Sex is assigned at birth, refers to one’s biological status as either male or female, and is associated primarily with physical attributes such as chromosomes, hormone prevalence, and external and internal anatomy” (American Psychological Association 2011: 1).

Schwieriger als die Erfassung des biologischen Geschlechts erscheint die Beschreibung des *psycho-sozialen Geschlechts* einer Person (vgl. Abb. 2-1, Box 2). Dieses besteht aus mehreren Teilen: aus den Präferenzen und Werten einer Person (Box 2a), aus ihren kognitiven Konzepten und Annahmen, wie z.B. Stereotype (Box 2b), aus ihrer Selbstwahrnehmung und Identität (Box 2c) sowie ihren tatsächlichen Verhaltensweisen (Box 2d) (Bierhoff/Alfermann 1989; Huston 1983). Konkret heißt das: Auch die Tatsache, wie sich ein Akteur verhält, wie er sich kleidet, welche Aufgaben er übernimmt oder welche Position er innerhalb des Paares einnimmt, hat mit dem „männlich-sein“ oder „weiblich-sein“ der Person zu tun.

Zusammen geben diese psycho-sozialen Komponenten an, wie feminin oder maskulin eine Person ist.¹⁰ Wird eine Person als maskulin bzw. feminin angesehen, so zeigt sie Eigenschaften oder situationsübergreifende Handlungstendenzen (Dispositionen), die in ihrer Gesellschaft, also in ihrem kulturellen Kontext, als maskulin bzw. feminin gewertet werden. Diese sind nicht objektiv über die Zeit hinweg oder in verschiedenen Kulturen gültig, sondern sehr stark kontextabhängig. Die Tatsache, dass es Gesellschaften gibt, in welchen es mehr als zwei Gender gibt (Brannon

¹⁰ Bierhoff-Alfermann (1989) erläutert sehr anschaulich, wie sich die Begriffspaare weiblich/männlich bzw. feminin/maskulin im Alltagsverständnis und in der Wissenschaft unterscheiden. Beide werden in der Alltagssprache meist synonym verwendet bzw. sind untrennbar miteinander verbunden. Um Verwechslungen zu vermeiden werden die Adjektive männlich/weiblich in den (Geistes-/Sozial-)Wissenschaften meist für die Beschreibung des biologischen Geschlechts verwendet, während die Adjektive maskulin/feminin das psycho-soziale Geschlecht charakterisieren.

1985; Lorber 2001; Mead 1958), macht den konstruktivistischen Charakter von Geschlecht deutlich (Butler 1991).

“Gender refers to the socially constructed roles, behaviors, activities, and attributes that a given society considers appropriate for boys and men or girls and women. These influence the ways that people act, interact, and feel about themselves. While aspects of biological sex are similar across different cultures, aspects of gender may differ” (American Psychological Association 2011: 1).

Das Selbstkonzept (Altstötter-Gleich 2004; Hannover 1997) stellt eine Komponente des psycho-sozialen Geschlechts dar und ist dem Bereich *Selbstwahrnehmung und Geschlechts(rollen)-Identität* (Box 2c) zuzuordnen. Mit dem Selbstkonzept ist die „Selbstzuschreibung geschlechtstypischer Merkmale wie Persönlichkeitsmerkmale oder Interessen“ (Gloger-Tippelt 1996: 228) gemeint. Es spiegelt damit das Selbstbild einer Person im Hinblick auf gängige Geschlechtsstereotype wider.

Geschlechtsstereotype sind äußerst änderungsresistente Konstrukte, die angeben, was in einer Kultur gemeinhin als typisch für einen Mann oder typisch für eine Frau gilt (Eckes 2010; Sieverding/Alfermann 1992). Während der deskriptive Anteil der Geschlechtsstereotypen angibt, wie Männer bzw. Frauen typischerweise *sind*, zeigt der präskriptive Anteil, wie Männer und Frauen *sein sollen* (Eckes 2010).¹¹ Spence und Buckner (2000) konnten zeigen, dass die Geschlechtsstereotype über die letzten Jahrzehnte hinweg nahezu konstant geblieben sind. Befragte sehen noch die gleichen Eigenschaften als typisch maskulin oder feminin an oder beschreiben die gleichen Charakterzüge als wünschenswert für Frauen bzw. Männer wie noch vor einigen Jahren.¹² Trotz einer gewissen Persistenz sind

¹¹ Vgl. hierzu auch die Begriffe „gender identity“ und „gender ideology“ von Greenstein (2000). „Gender identity“ meint die Selbstbeschreibung einer Person als männlich oder weiblich, während die „gender ideology“ die Meinungen und Einstellungen einer Person hinsichtlich der Frage meint, was man als Mann bzw. Frau typischerweise tun sollte.

¹² Zur Konstanz von Geschlechtsstereotypen vgl. auch Eckes (2010), Fiske (1998) und Fiske et

die Stereotype nicht allgemein gültig – weder über die Zeit hinweg, noch in verschiedenen Gesellschaften und Kulturen. Geschlechtsstereotype und damit das Wissen darüber, was typisch für einen Mann und typisch für eine Frau ist, werden schon sehr früh in der kindlichen Entwicklung erworben (Alfermann 1999: 58). Zwischen dem ersten und dritten Lebensjahr entwickeln Kinder in der Regel geschlechtstypische Vorlieben für Spielzeug und Aktivitäten (Eckes 2010). Während der gesamten Sozialisation – bis ins Erwachsenenalter – werden Mädchen bzw. Jungen gängige Konzepte von Femininität und Maskulinität vermittelt, die sie schließlich bei der Herausbildung der eigenen Geschlechtsidentität prägen.

„Eltern, Geschwister, Gleichaltrige, Medien, um nur einige sozio-kulturelle Einflussquellen zu nennen, bestimmen mit, was es bedeutet, Junge oder Mädchen, Mann oder Frau zu sein“ (Eckes 2010: 180).

Das Selbstkonzept einer Person – also die Wahrnehmung bestimmter Geschlechtsstereotype an sich selbst – kann anhand der beiden Dimensionen *Instrumentalität* und *Expressivität*¹³ beschrieben werden (Parsons/Bales 1956; Spence/Helmreich 1978). Die Eigenschaften auf der Expressivitätsskala werden von Sieverding und Alfermann als „sozial-emotional unterstützende Grundhaltung“ (Sieverding/Alfermann 1992: 6) bezeichnet. Mögliche Attribute wären hier emotional, einfühlsam, sinnlich, romantisch oder verständnisvoll. Eigenschaften, die mit Stärke und Aktivität verbunden sind, werden dagegen dem männlichen Stereotyp und damit der Instrumentalitätsskala zugeordnet (Williams/Best 1990). Die betreffenden Befragten beschreiben sich zum Beispiel als durchsetzungstark, risikofreudig oder unerschrocken, was von Sieverding und Alfermann als „Aufgabenbezogenheit“ bezeichnet wird (Sieverding/Alfermann

al. (2002).

¹³ Parsons hat die beiden Begriffe *Expressivität* und *Instrumentalität* bereits 1951 bei der Beschreibung der geschlechtstypischen Arbeitsteilung in der Familie benutzt (Parsons 1951).

1992:6).¹⁴ Da das Selbstkonzept lediglich einen Teil des psycho-sozialen Geschlechts ausmacht, sagt es allein noch nichts über den Grad an Maskulinität oder Femininität einer Person aus (Sieverding/Alfermann 1992; Spence/Buckner 2000). Erst zusammen mit den anderen Komponenten des psycho-sozialen Geschlechts (vgl. Abbildung 2-1) kann das Ausmaß an Maskulinität bzw. Femininität einer Person abgeschätzt werden.

Neben dem biologischen und den psycho-sozialen Teilen des Geschlechts kann als dritte und letzte Komponente die *sexuelle Orientierung* wie folgt definiert werden:

„Gemeinhin wird als *sexuelle Orientierung* ein dauerhaftes Muster oder eine Disposition bezeichnet, sexuelles, affektives oder romantisches Verlangen nach, bzw. Anziehung durch Männer, Frauen oder beide Geschlechter zu erleben“ (Herek 2010: 17).

Bei der Betrachtung der drei Komponenten stößt man immer wieder auf zwei implizit getroffene Annahmen. Bei allen Elementen des Geschlechts wird von einer Dichotomie ausgegangen. Hirschauer (1994) nennt dies das „System der Zweigeschlechtlichkeit“.

„Die soziale Wirklichkeit ist zweigeschlechtlich strukturiert, die Differenz immer schon in die soziale Welt eingeschrieben und unsere Wahrnehmung darauf ausgerichtet, in jeder Situation Frauen und Männer zu unterscheiden“ (Gildemeister 2010: 141).

Im Verständnis der breiten Masse existieren nur biologisch eindeutige Männer und körperlich eindeutige Frauen. Das Selbstkonzept, das Verhalten, die Einstellungen und Stereotype, über die eine Person verfügt sind in der öffentlichen Wahrnehmung entweder feminin oder maskulin. Meist wird auch nur zwischen Homo- und Heterosexualität unterschieden,

¹⁴ Bakan (1966) hat als Bezeichnungen für die beiden „grundlegenden Seinsweisen“ (Alfermann 1996: 32) die Begriffe *agency* (= Instrumentalität) und *communion* (= Expressivität) geprägt.

eventuell auftretende Mischformen werden nur selten wahrgenommen und berücksichtigt.¹⁵

Auch die verschiedenen Aufgabenbereiche in der Familie werden von den Menschen im Alltag implizit in typisch männliche, neutrale und weibliche Tätigkeiten unterteilt. Eine Einteilung in typisch männliche bzw. typisch weibliche Aufgaben ergibt sich daraus, dass diese Tätigkeiten in heterosexuellen Beziehungen häufig von Männern bzw. Frauen übernommen werden (Steinbach 2004). Damit wird die reziproke Beziehung von Geschlecht und Arbeitsteilung in heterosexuellen Partnerschaften deutlich. In einem reziproken, sich ständig verstärkenden Prozess werden in heterosexuellen Beziehungen jene Aufgaben der Frau zugesprochen, die als typisch weiblich gelten und jene Tätigkeiten von ihrem Mann übernommen, die für Männer als typisch definiert sind. Damit ergeben sich Regeln und Handlungsanweisungen für das tägliche Miteinander, die dafür sorgen, dass Mann und Frau wissen, was ihre Aufgaben im Familienalltag sind. Gleichzeitig behalten die verschiedenen Aufgaben allein dadurch ihre geschlechtsspezifische Konnotation als weiblich oder männlich, dass sie fortlaufend von Frauen bzw. Männern übernommen werden.

Im häuslichen Kontext werden Handwerksaufgaben, Reparaturen, Finanz- und Verwaltungsaufgaben sowie die Autopflege häufig als männliche Aufgaben definiert. Auch die Erwerbsarbeit wird in der Regel der männlichen Kategorie zugeordnet und als höherwertig angesehen, weil

„Geld, Einkommen und Berufsprestige (...) soziale, referenztaugliche Vergleichsmaßstäbe [bilden; Anm. A.B.], das in der Familie Geleistete dagegen nicht“ (Schwinn 2008: 37).

¹⁵ Einige Arbeiten gehen sogar noch einen Schritt weiter, indem sie von „Zwangsheterosexualität“ sprechen (u.a. Rich 1983) und damit auf die unausgesprochene Norm eines heterosexuellen Lebens und die damit verbundene Dominanz des Heterosexuellen verweisen.

Damit fehlt der Familienarbeit ein gesellschaftlich anerkannter Maßstab, der eine vergleichende Bewertung des Geleisteten ermöglicht. Neben dem Vorteil der Entlohnung stellt die Erwerbsarbeit eine wichtige Voraussetzung für den Erhalt wohlfahrtsstaatlicher Leistungen wie z.B. die Inanspruchnahme von Renten und Pensionen dar. Durch das Ausüben familiärer Verpflichtungen kann kein Zugang zu Sozialleistungen im gleichen Umfang gewährleistet werden, was die Wertigkeit dieses Aufgabenbereichs enorm herabsetzt.

Neutrale Tätigkeiten wie das Einkaufen und die Gartenarbeit lassen sich weder der als männlich noch der als weiblich bewerteten Kategorie zuordnen. Solche neutralen Tätigkeiten wurden oftmals in früheren Zeiten durch die Frau, heute dagegen durch den Mann bzw. durch beide Geschlechter ausgeführt (Blair/Johnson 1992; Lennon/Rosenfield 1994; South/Spitze 1994).

Aufgaben wie das Kochen, der Abwasch, das Erledigen der Wäsche oder das Putzen werden als typisch weibliche Pflichten angesehen. Verschiedene Merkmale kennzeichnen die als weiblich bzw. männlich angesehenen Pflichten im häuslichen Bereich (Bartley et al. 2005; Batalova/Cohen 2002; Badr/Acitelli 2008; Cunningham 2007):

“Often referred to as the stereotypically female tasks, *routine tasks* are those that are on-going, nondiscretionary, and very time-consuming. They include laundry, cooking, cleaning up after meals and doing the dishes. Often referred to as the stereotypically male tasks, *intermittent tasks* are done only occasionally and are more flexible and less time-consuming. They include household repairs, car maintenance, and yard work” (Lachance-Grzela/Bouchard 2010: 769; Hervorhebungen im Original).

Weiblich konnotierte Aufgaben sind demnach häufig zeitlich fixiert, regelmäßig zu verrichten, monoton und aufwendig (Routinetätigkeiten). Typisch männliche Tätigkeiten zeichnen sich dadurch aus, dass sie oft zeitlich flexibel, unregelmäßig zu erledigen, kreativ und anspruchsvoll sind (vgl. auch Steinbach 2004; Twiggs et al. 1999).

Während manche Autor(inn)en auch Tätigkeiten aus dem Bereich der Kinderbetreuung zu den weiblich konnotierten Haushaltstätigkeiten zäh-

len (Badr/Acitelli 2008; Beblo 2001; Hook 2006), entscheidet sich die Mehrzahl der Autor(inn)en bewusst gegen eine Vermischung dieser beiden Aufgabenbereiche (z.B. Bianchi et al. 2000; Bittman et al. 2003). Zum einen unterscheiden sie sich deutlich hinsichtlich ihrer Bedeutsamkeit und zum anderen sind ganz andere Prädiktoren für die Übernahme dieser Aufgaben relevant (Bianchi/Raley 2005; Coltrane/Adams 2001; Deutsch et al. 1993; Mannino/Deutsch 2007; Wengler et al. 2009). Auch in der vorliegenden Arbeit werden die beiden Bereiche Hausarbeit und Kinderbetreuung getrennt voneinander behandelt.

Neben der Zweigeschlechtlichkeit ist die innere Konsistenz des Geschlechts die zweite Annahme, die implizit getroffen wird, wenn das Geschlecht einer Person zum Gegenstand von Untersuchungen gemacht wird.

Ist das „System der Zweigeschlechtlichkeit“ in einer Gesellschaft etabliert, so wird erwartet, dass sämtliche Komponenten des Geschlechts aufeinander abgestimmt sind. Von einem biologisch eindeutigen Mann wird erwartet, dass er sich selbst als Mann definiert, eine maskuline Identität, also auch ein maskulines Selbstkonzept aufweist, die gesellschaftlich als maskulin bewerteten Einstellungen und Verhaltensweisen an den Tag legt und sich zu Frauen hingezogen fühlt (vgl. auch Bierhoff-Alfermann 1989).

Die impliziten Annahmen des Geschlechterdimorphismus und der inneren Konsistenz des Geschlechts wirken sich auch auf die Individuen und deren Handeln im Alltag aus. Durch diese beiden Prämissen entstehen Erwartungen und soziale Normen, denen sie gerecht werden müssen. Zum einen wird erwartet, dass die einzelnen Komponenten des Geschlechts entweder männlich oder weiblich, entweder maskulin oder feminin ausgeprägt sind. Zum anderen geht das Umfeld davon aus, dass die einzelnen Komponenten des Geschlechts in Einklang miteinander stehen, d.h. alle männlich bzw. maskulin oder weiblich bzw. feminin sind.

Weicht eine Person vom sozial Erwarteten ab, indem sie beispielsweise keine eindeutig maskulinen oder femininen Verhaltensweisen an den Tag legt, ein androgynes Selbstkonzept aufweist oder trotz eines femininen

Selbstkonzepts den Beruf des Zimmermanns ausführt, so kommt es nicht selten zu Sanktionen aus dem sozialen Umfeld. Irritierte Blicke, der Ausschluss aus einer Gruppe, Anfeindungen und Unverständnis sind nur einige Beispiele für mögliche Reaktionen der Mitmenschen.

Nach einer ausführlichen Darstellung der einzelnen Komponenten des Geschlechts und deren Zusammenhänge, kann nun dargelegt werden, welche Rolle das Merkmal Geschlecht mit all seinen Elementen in der vorliegenden Arbeit spielt.

Zunächst unterscheidet sich die hier analysierte Untersuchungsgruppe gerade in einer Komponente des Geschlechts – nämlich hinsichtlich der sexuellen Orientierung – von der (heterosexuellen) Vergleichsgruppe. In Form eines theoretischen Vergleichs werden die Befunde der vorliegenden Arbeit zur Arbeitsteilung in gleichgeschlechtlichen Paaren den bisherigen Ergebnissen zur Arbeitsteilung in heterosexuellen Paaren gegenüber gestellt. Dadurch kann letztlich geklärt werden, inwieweit sich die Allokation der Aufgaben in schwulen oder lesbischen Paaren von jener in verschiedengeschlechtlichen Partnerschaften unterscheidet.

Zweitens wird der Einfluss einer psycho-sozialen Komponente des Geschlechts auf die Allokation von Aufgabenbereichen näher untersucht. Entsprechend der *Gender Schema Theorie* von Sandra Bem beeinflusst das Selbstkonzept einer Person deren Verhalten. Das folgende Kapitel widmet sich daher den Überlegungen von Bem und beschreibt den Erklärungsmechanismus ihrer *Gender Schema Theorie*.

2.2.1 Die Gender Schema Theorie

Während Spence und Helmreich das Selbstkonzept als grundsätzlichen Verhaltensprädiktor in Frage stellen (1978, 1980; vgl. auch Holmbeck/Bale 1988), entwickelte Sandra Bem mit ihrer *Gender Schema Theory* (Bem 1981, 1983, 1984; Frable/Bem 1985) einen theoretischen Ansatz, der versucht, das tatsächliche Verhalten der Akteure – z.B. im Rahmen der Ar-

beitsteilung – durch Rückgriff auf die selbst wahrgenommenen Persönlichkeitseigenschaften zu erklären.

“A schema is a cognitive structure, a network of associations that organizes and guides an individual's perception. A schema functions as an anticipatory structure, a readiness to search for and to assimilate incoming information in schema-relevant terms. (...) As children learn the contents of the society's gender schema, they learn which attributes are to be linked with their own sex and, hence, with themselves” (Bem 1981: 355).

Bem und deren Kolleg(inn)en unterscheiden im Rahmen dieser Theorie zwischen geschlechtstypisierten, sog. *schematischen Akteuren* einerseits, und *aschematischen Personen* andererseits.

Schematische Personen sind Individuen, die als eindeutig feminin oder maskulin typisiert werden. Feminin typisierte Akteure nehmen sehr viele expressive, aber kaum instrumentelle Charakteristika an sich wahr, während maskulin typisierte Personen dagegen eher von instrumentellen Eigenschaften und nur sehr selten von expressiven berichten.

Aschematischen Akteure setzen sich aus den beiden Gruppen der Androgynen und Indifferenten zusammen. Personen der ersten Gruppe verfügen sowohl über viele instrumentelle, als auch über eine Vielzahl an expressiven Charakteristika. Die als indifferent klassifizierten Akteure weisen kaum instrumentelle und auch nur wenige expressive Eigenschaften auf. Bem und ihre Kolleg(inn)en (Bem 1975, 1981; Bem/Lenney 1976; Bem et al. 1976) können im Rahmen ihrer Studien zeigen, dass schematische Akteure häufiger als aschematische Personen die Welt in männlich und weiblich einteilen und eher geschlechtsschemaadäquate Tätigkeiten ausüben. Schematische Personen, die als feminin klassifiziert werden, tendieren der Theorie zu Folge eher dazu, die als weiblich bewerteten Tätigkeiten auszuüben, während schematisch maskuline Akteure eher die männlich konnotierten Aufgaben übernehmen.

Diese Tendenz tritt unabhängig davon auf, ob es sich bei dem Akteur um einen Mann oder eine Frau handelt. Demnach dürfte ein hoher Erwerbsumfang vornehmlich bei Männern und Frauen zu finden sein, die

über ein instrumentelles Selbstkonzept verfügen. Häusliche Pflichten übernehmen dagegen verstärkt Personen, die sich selbst als expressiv beschreiben.

Implikationen und Hypothesen für gleichgeschlechtliche Paare

Wenn bei gleichgeschlechtlichen Paaren die Zuweisung von Aufgaben und Rollen auf der Basis unterschiedlicher Geschlechtskategorien entfällt, kann das Selbstkonzept als eine wichtige Komponente des Geschlechts ursächlich für die Übernahme spezifischer Aufgaben im Paar sein. Folgt man dieser Argumentation, so werden die Rollen innerhalb der gleichgeschlechtlichen Partnerschaft auf Grundlage des Selbstkonzepts zugeordnet. Maskulin typisierte Personen mit einer Vielzahl an instrumentellen Eigenschaften übernehmen die als maskulin verstandene Versorgerrolle, feminin typisierte Akteure mit expressiven Charakteristika die weiblich konnotierte Umsorgerrolle.

Konkret auf die drei Lebensbereiche angewandt, bedeutet dies, dass Akteure mit hohen Werten auf der Instrumentalitätskala bzw. einer maskulinen Typisierung hohe Erwerbsanteile aufweisen. Expressive Personen bzw. Akteure mit einer femininen Typisierung tendieren dagegen zu den als weiblich geltenden Aufgaben, indem sie beispielsweise die häuslichen Routinetätigkeiten oder die Kinderbetreuung übernehmen.¹⁶ Der Grundgedanke der *Gender Schema Theorie* ist somit der Prämisse des *Doing Gender-Ansatzes* sehr ähnlich, nach der eine Person in entsprechender Weise handelt, um die eigene Geschlechtsidentität zum Ausdruck zu bringen. Im Sinne der *Gender Schema Theorie* bestätigt ein Akteur jedoch mit seinem Verhalten nicht ständig aufs Neue sein Verständnis von sich als

¹⁶ Für Paare mit Kindern wurde das geschlechtsrollenbezogene Selbstkonzept nicht erhoben, weshalb dessen Einfluss auf die Aufgabenteilung nur für kinderlose Paare untersucht werden kann.

Mann bzw. Frau, sondern von sich als maskuline/instrumentelle bzw. feminine/expressive Persönlichkeit.

Doch nicht nur die eigene Geschlechtsidentität einer Person kann ursächlich für die Übernahme bestimmter Aufgaben im Paar sein. Auch Normen und Erwartungen, mit welchen sich die Akteure konfrontiert sehen, können die Arbeitsteilung beeinflussen. Häufig sind diese Erwartungen an eine bestimmte Position geknüpft, die der Akteur im sozialen Miteinander einnimmt. Welche Normen und Identitäten hier berücksichtigt werden sollten, wird der nächste Abschnitt thematisieren.

2.2.2 Doing Mother¹⁷ – die Elternposition als Differenzierungskriterium

In heterosexuellen Familien findet die Festlegung von Positionen in der Familie anhand der Zugehörigkeit zu einer der beiden Geschlechtskategorien statt. Männern wird automatisch die Position des Vaters zugeordnet, Frauen finden sich in der Position der Mutter wieder. Mit der Position des Vaters und der Vaterrolle ist gleichzeitig die Rolle des Versorgers verbunden. Die Mutterrolle meint automatisch eine Rolle, die auf das Umsorgen der Familie abzielt. Hier vermischen sich somit gängige Geschlechtsrollenerwartungen mit den Rollenerwartungen an den Inhaber der Position *Vater* bzw. *Mutter*.

Die Positionen innerhalb des Familiengefüges können in gleichgeschlechtlichen Familien nicht auf Basis der Geschlechtskategorien beider Partner(innen) zugeteilt werden.

¹⁷ Aufgrund der sehr geringen Fallzahl an schwulen Familien, bezieht sich der größte Teil der Analysen zu gleichgeschlechtlichen Familien ausschließlich auf lesbische Paare mit Kindern. Um das Kriterium der Elternposition berücksichtigen zu können, werden nur Familien mit leiblichen Kindern in die Analysen aufgenommen (Näheres hierzu in Kapitel 4). Auf die Arbeitsteilung in schwulen Familien wird in einem gesonderten Exkurs unter Zuhilfenahme deskriptiver, bivariater Auswertungsverfahren eingegangen (vgl. Ende Kap. 5.4).

Eine explorative Analyse der teilstrukturierten Interviews im Rahmen der vorliegenden Untersuchung und bisherige Forschungsarbeiten (Gartrell et al. 2000; Goldberg/Perry-Jenkins 2007; Patterson 1995; Peace 1993) haben Hinweise darauf gegeben, dass das Merkmal der leiblichen Mutterschaft ein mögliches Kriterium zur Definition von Positionen in der Familie ist.

Ausgehend vom differenzierenden Kriterium der Elternposition, werden im Folgenden die *Rollentheorie*, das *Identitätsformationsmodell* und die *Kompensationshypothese* vorgestellt. Mit Hilfe dieser Theorieansätze soll demnach die Frage theoretisch erörtert werden, inwieweit die leibliche bzw. soziale Mutterschaft ursächlich für die Herausbildung von Identitäten und die Übernahme von Rollen in lesbischen Familien ist.

Die Rollentheorie

Ein wesentlicher Bestandteil des sozialen Miteinanders – auch des Verhaltens im Paar bzw. in der Familie – ist das Rollenverhalten der Akteure. Indem sich Menschen an Rollenvorgaben orientieren, erhalten sie Handlungssicherheit und machen die Interaktion mit ihren Mitmenschen überhaupt erst möglich.

„Unter einer sozialen Rolle versteht die soziologische Nomenklatur die reziproke Verhaltenserwartung an den Inhaber einer Position. Soziale Rollen dienen also dazu, das Verhalten von anderen, aber auch das eigene Verhalten erwartbar zu machen. Entscheidend an sozialen Rollen ist vor allem die reziproke, also wechselseitige Erwartbarkeit“ (Nassehi 2011: 57; in Anlehnung an Ralph Linton 1936).

Menschen nehmen in ihrem Alltag eine Vielzahl an Rollen ein. Jeweils situationsspezifisch übt ein Akteur beispielsweise die Rolle des Bruders, des Vorgesetzten, des Sportkameraden oder des Fahrprüfers aus. Rollen bzw. die entsprechenden Positionen dazu werden durch gängige – d.h. in der gemeinsamen Lebenswelt bekannte – Symbole gekennzeichnet. Ein spezifischer Kleidungsstil, z.B. in Form einer Uniform, eine bestimmte Berufsbezeichnung oder ein akademischer Titel sind nur einige Beispiele

für solche Symbole. Die verschiedenen Rollen weisen dabei einen unterschiedlichen Grad an Formalisierung und Institutionalisierung auf (ebd.). Die Rolle einer Konzernchefin ist z.B. deutlich mehr formalisiert und institutionalisiert als die Rolle der guten Freundin. Ähnliches lässt sich auch im familiären Bereich feststellen. Leben Partner(innen) kinderlos zusammen, so sind die an sie gerichteten Rollenerwartungen in Bezug auf die Übernahme spezifischer Aufgaben bei weitem nicht so formalisiert und institutionalisiert wie jene Vorgaben, die für Väter und/oder Mütter gelten. Es ist davon auszugehen, dass die sozialen Erwartungen an Eltern deutlicher für diese spürbar sind, als dies vor dem Übergang zur Elternschaft der Fall war. Parsons und Bales (1956) unterscheiden im Kontext der Arbeitsteilung zwei Rollenkonzepte: die „expressiv-integrative“ sowie die „instrumentell-adaptive“ Rolle (ebd.: 22f.). Erstere meint das Umsorgen der Familienmitglieder, insbesondere der Kinder, sowie die Erledigung der häuslichen Tätigkeiten. Die Rolle, die als instrumentell-adaptiv beschrieben wird, definiert sich vor allem durch die finanzielle Absicherung der Familie in Form einer umfassenden Erwerbstätigkeit. Die umsorgende Rolle wird in heterosexuellen Familien in der Regel der Frau/Mutter zugeschrieben. Vom Mann/Vater¹⁸ wird dagegen erwartet, dass er die Versorgerrolle ausführt.

Implikationen und Hypothesen für gleichgeschlechtliche Paare

Die sozialen Gebilde *Partnerschaft* und *Familie* mit samt ihren Rollen (Ehemann, Ehefrau, Partner(in), Vaterrolle, Mutterrolle, Rolle des Kindes) basieren auf dem Grundgedanken des Geschlechterdimorphismus. Die homosexuelle Elternschaft stellt eine radikale Infragestellung der heterosexuellen Normen, elterlichen Rollen und Identitäten dar (Dunne 2000).

¹⁸ Zum Wandel des Vaterbegriffs und zum Phänomen der „neuen Väter“ vgl. Mühling/Rost (2007).

Eine Definition von Positionen und damit eine Zuteilung von Rollen auf Grundlage der Geschlechtskategorie beider Partner(innen) sind in lesbischen und schwulen Partnerschaften nicht möglich.

Daher fehlen insbesondere für kinderlose homosexuelle Paare Vorgaben, Rollenerwartungen und bekannte Muster, die den Akteuren Handlungssicherheit im Umgang miteinander und Orientierungshilfen, z.B. im Hinblick auf die Aufgabenteilung im Paar geben. Das bedeutet konkret, dass vor allem kinderlose Paare keinen vorgefertigten Skripten folgen können, die festlegen, welche(r) Partner(in) sich um welche Aufgaben zu kümmern hat. Dies kann sowohl als Erleichterung empfunden werden, da das Verhalten innerhalb des Paares weniger vorbestimmt ist und damit individuell gestaltbarer wird.

Die Tatsache der fehlenden Rollenerwartungen kann jedoch auch als Belastung wahrgenommen werden, da entlastende Orientierungshilfen fehlen und Zuständigkeiten innerhalb des Paares ständig aufs Neue thematisiert und besprochen werden müssen.

“Like the heterosexual stepfamilies described by Cherlin in the late 1970s, lesbian-headed families lack institutionalized structures to help them solve everyday family issues and access many of the rights and benefits afforded other types of families. Some of the institutional structures lacking for lesbian mothers include legal recognition of their families, terminology to address family members, and support from families of origin” (Hequembourg 2004: 741).

Doch nicht nur den Partner(inne)n selbst fehlen feste Vorgaben und Orientierungshilfen im Alltag. Auch dem sozialen Umfeld fehlt aufgrund der Gleichgeschlechtlichkeit ein Kriterium zur Zuordnung von Rollen. Die Folge ist, dass kinderlose gleichgeschlechtliche Paare deutlich weniger mit Erwartungen aus ihrem Umfeld in Bezug auf die Übernahme von Aufgaben und Rollen konfrontiert werden dürften als heterosexuelle Paare. Anders sieht es dagegen bei lesbischen Paaren mit leiblichen Kindern aus. Da in vielen Köpfen das Ideal der bürgerlichen Familie noch stark verankert ist, existiert vielfach die Vorstellung, es müsse in jeder Familie ein komplementäres Verhältnis einer Versorger- und einer Umsorgerrolle

geben. Aufgrund der Gleichgeschlechtlichkeit scheinen auch in lesbischen Familien zunächst eindeutige Rollenmodelle für die Elternschaft und somit für die Übernahme von Rollen zu fehlen (Fredriksen-Goldsen/Erera 2003; Pies 1989). Die Tatsache, dass lesbische Elternpaare meist sehr rasch gefragt werden, wer denn die leibliche Mutter des Kindes sei, lässt die Vermutung zu, dass das Umfeld ein „Ersatzkriterium“ für die Zuordnung der Rollen sucht und in der Elternposition findet. Indem das soziale Umfeld also eine Rollenzuschreibung anhand eines anderen Kriteriums verwendet, werden lesbische Familien in der Ausübung komplementärer Rollen analog zur Arbeitsteilung in heterosexuellen Familien unterstützt. Als weitere Hypothese kann somit getestet werden: Lesbische Familien tendieren eher als kinderlose Paare zur Übernahme komplementärer Rollen.

Die Schwierigkeit des Umfeldes, mit der Gleichgeschlechtlichkeit der Partner(innen) umzugehen, zeigt sich auch daran, dass die soziale Mutter häufig als *Vater* des Kindes bezeichnet wird. Eine solche unhinterfragte Übertragung der heteronormativ geprägten Muster und Rollen auf den Lebenskontext gleichgeschlechtlicher Familien kann zum einen der Unsicherheit vieler Personen geschuldet sein, die aufgrund mangelnder Rollenkonzepte entstanden ist. Des Weiteren könnte dies auch als Unwillen interpretiert werden, andere – nicht in der Mehrheitsgesellschaft vorkommende – Elternschaftskonzepte zuzulassen.

Bei der Frage danach, welche Mutter letztlich welche Rolle ausübt, kann auf bisherige Forschungsergebnisse und die Befunde aus den qualitativen Interviews, die im Rahmen der vorliegenden Arbeit ausgewertet wurden, verwiesen werden. Im Gegensatz zu leiblichen Müttern, die tatsächlich auch als Mütter gesehen werden, wird sozialen Müttern häufig die Funktion der „aunt, adult friend or big sister“ (Kirkpatrick et al. 1981: 550) zugeschrieben. Auch neuere Arbeiten zeigen, dass sich die soziale Mutter mit einem hohen Maß an sozialer Ignoranz und Unsichtbarkeit konfrontiert sieht (Reimann 1997) und in der Öffentlichkeit nicht als Partnerin der leiblichen Mutter geschweige denn als Mutter des Kindes

wahrgenommen wird. Im Gegensatz dazu wird die leibliche Mutter als primär zuständig für den familiären Bereich erachtet. An diese werden deutlich restriktivere und formalisiertere Erwartungen herangetragen als an die soziale Mutter. Aus der *Rollentheorie* und den bisherigen Forschungsergebnissen lässt sich somit die Vermutung ableiten, dass die leibliche Mutter verstärkt die Aufgaben rund um Haushalt und Kinderbetreuung übernimmt, während sich ihre Partnerin auf die Erwerbsarbeit konzentriert.

Der Identitätsformationsansatz

Das *Identitätsformationsmodell* (Bielby/Bielby 1989) stellt einen weiteren Ansatz dar, dem ebenso wie der *Rollentheorie* Werte, soziale Normen und Erwartungen zu Grunde liegen. Ausgangspunkt dieses Ansatzes ist die Überlegung, dass Akteure in unterschiedlichem Maße eine Berufs- und Familienidentität herausbilden. Dieser Prozess der Identitätsformation erfolgt im Wechselspiel mit dem/der Partner(in) und wird sehr stark von gesellschaftlichen Normen, Rollenerwartungen und Werthaltungen beeinflusst. Die Autor(inn)en gehen davon aus, dass Akteure, wenn sie sich entsprechend der an sie gerichteten Rollenerwartungen verhalten, Identitäten entwickeln, die sie weiter an diese Rollen binden.

“As individuals allocate time and energy to work and family roles, they come to *identify* with those roles. Labor force and family behaviors build *commitments* to work and family identities” (Bielby/Bielby 1989: 776; Hervorhebungen im Original).

Bielby und Bielby (1989) weisen weiter darauf hin, dass die Berufs- und Familienidentität eines Akteurs umgekehrt auch das zukünftige Rollenhandeln prägen. Die Autor(inn)en betonen in ihren Ausführungen die stark strukturierende Kraft des Geschlechts in heterosexuellen Beziehungen.

“Behaviors in these realms [work and family; Anm. A.B.] are shaped by a sex-based division of labor, and the values placed on those behaviors are prescribed by sex role norms” (ebd.: 777).

Die Kenntnis der Akteure über die Erwartungen ihres Umfeldes an sie als Mann bzw. Frau lässt sie entsprechend ihrer Geschlechtsrolle handeln. Die Ausführung dieser rollenkonformen Aufgaben bestärkt in der Folge ihre Familien- bzw. Berufsidentität. Somit gilt für heterosexuelle Paare: "the gender-based structural and cultural context shapes the identity formation process" (Bielby/Bielby 1989: 786).

Doch bereits Bielby und Bielby (1989) forderten in ihrer Arbeit, auch Partner(innen) in anderen familiären Kontexten als der traditionellen Kernfamilie hinsichtlich ihrer Identitätsbildung zu untersuchen.

"Future research should disaggregate the conceptualization and measurement of family identity in order to capture identification with various aspects of roles in dual-earner families that might vary by sex, work context, and family situation" (ebd.: 786).

Die gleichgeschlechtliche Familie stellt hier einen möglichen Anwendungsfall dar.

Implikationen und Hypothesen für gleichgeschlechtliche Paare

Führt man die Überlegungen von Bielby und Bielby (1989) weiter fort, so ist denkbar, dass nicht zwingend die Geschlechtnormen handlungsleitend für die Akteure sind. Auch andere soziale Normen und Rollenerwartungen können das Verhalten im familiären wie beruflichen Bereich prägen und damit zur Herausbildung einer Familien- bzw. Berufsidentität beitragen.

Bisherige Forschungsergebnisse sowie Auswertungen der vorliegenden qualitativen Interviews haben ergeben, dass sich soziale Normen in Bezug auf die Mutterrolle stark an der leiblichen Mutterschaft orientieren. Von außen wird häufig nur die leibliche Mutter als Mutter wahrgenommen und/oder akzeptiert. In der Konsequenz ist sie mit ähnlichen Erwartungen konfrontiert wie die Mutter in heterosexuellen Partnerschaften. Die Fürsorge für ihre Kinder insbesondere in der ersten Zeit nach der Geburt sowie die damit verbundene Reduktion der Erwerbsarbeit stellen wesentliche Eckpunkte dieser Mutterrolle dar und sind als mütterliche

Pflicht fest institutionalisiert. Solche und ähnliche Erwartungen zeigen vor allem der leiblichen Mutter an, wie man sich als „(gute) Mutter“ (Schütze 1991; Vinken 2002) verhält. Daher ist zu erwarten, dass die leibliche Mutter mehr noch als ihre Partnerin Familienaufgaben übernimmt und damit ihre Familienidentität stärkt.

Für kinderlose gleichgeschlechtliche Partnerschaften fehlt dagegen ein Kriterium wie das der Elternposition. Somit existiert kein allgemeiner Wertekontext, der die Identitätsformation der homosexuellen Partner(innen) beeinflussen könnte. Es bestehen keine Vorgaben und Restriktionen, welche(r) der beiden Partner(innen) sich um den Familienbereich und welche(r) sich um den Erwerbsbereich zu kümmern hat. Damit ist es kinderlosen gleichgeschlechtlichen Partner(inne)n viel leichter als heterosexuellen Paaren oder lesbischen Partnerschaften mit Kindern möglich, in Interaktion mit ihrem/ihrer Partner(in) ganz unabhängig von äußerem Druck eine Berufs- und/oder eine Familienidentität auszubilden.

Die Kompensationshypothese

Grundlegend für die nun folgenden Überlegungen ist die Annahme, dass Individuen über verschiedene Identitäten verfügen. Wie bereits im Rahmen des *Identitätsformationsmodells* gezeigt, können Akteure durch spezifische Verhaltensweisen, diese Identitäten bekräftigen und bestätigen, aber auch schwächen und verletzen. Um ihre Identität – z.B. ihre Geschlechtsidentität als Frau bzw. Mann oder ihre Identität als Mutter bzw. Vater – zu bekräftigen und immer wieder neu zu reproduzieren, handeln die Akteure in der Regel rollenkonform, d.h. sie verhalten sich so, wie es von einer Frau, einem Mann, einer Mutter oder einem Vater erwartet wird.

Brines (1994) erweitert nun die Überlegungen des symbolischen Austausches um die *Kompensationshypothese*. Um den Erklärungsmechanismus der *Kompensationshypothese* besser veranschaulichen zu können, wird im Folgenden die Reproduktion der *Geschlechtsidentität* durch die Arbeits-

teilung in heterosexuellen Paaren beispielhaft erläutert, bevor der Mechanismus auf gleichgeschlechtliche Paare angewandt wird.

Die Arbeitsteilung verschiedengeschlechtlicher Partnerschaften bietet den Akteuren die Möglichkeit, ihre Geschlechtsidentität ständig aufs Neue zu reproduzieren („gender display“) (Berk 1985). *Doing Gender* meint somit, dass Frauen oder Männer tun, was Frauen oder Männer eben typischerweise im (heterosexuellen) partnerschaftlichen Miteinander tun, um ihre Geschlechtsidentität herauszubilden und in einem fortwährenden Prozess zu bestätigen (Badr/Acitelli 2008; Erickson 2005; Knudsen/Wærness 2008). West und Zimmermann (1991) sprechen hier in Anlehnung an Erving Goffman (1959) von einer „Bühne“ auf der sich die Akteure vor signifikant Anderen darbieten können und damit ihr Geschlecht immer wieder zum Ausdruck bringen. Akteure handeln in Situationen so, dass es mit ihrer Geschlechtskategorie vereinbar ist und damit den normativen Erwartungen an sie als Mann oder Frau entspricht (West/Zimmermann 1987). Sogenannte „social scripts“ schreiben für verschiedene Situationen spezifische Handlungsweisen vor und dominieren damit über individuelle Dispositionen (Porter et al. 1985).

Im Kontext der Arbeitsteilung bedeutet dies konkret, dass Frauen durch typisch weibliche Aufgaben wie das Kochen, die Erledigung der Wäsche, das Putzen oder die Kinderbetreuung ihre Weiblichkeit zum Ausdruck bringen. Gleichzeitig sind sie bemüht, typische männliche Verhaltensweisen wie die Lohnarbeit zu vermeiden. Männer dagegen verhalten sich geschlechtsrollenkonform, indem sie durch die eigene Erwerbstätigkeit für den Fortbestand der Familie sorgen. Was im Rahmen dieses symbolischen Austausches als typisch männlich oder typisch weiblich gilt, ist sehr stark kulturabhängig (Brines 1994).

Auf diesen Grundannahmen des *Doing Gender-Ansatzes* aufbauend entwickelt Brines (1994) schließlich die *Kompensationshypothese*. Diese kommt vor allem dann zum Tragen, wenn das rationale bzw. ökonomisch sinnvolle Verhalten der Identität eines Akteurs widerspricht. In Fällen, in denen die Frau ein höheres Einkommenspotential als ihr Mann aufweist,

wäre es im Sinne der *ökonomischen Theorien* sinnvoll, die Aufgaben stark nicht-traditional zu verteilen. Die Frau wäre für die finanzielle Absicherung zuständig, der Mann würde den Haushalt und die Kinderbetreuung erledigen. Brines geht jedoch davon aus, dass ein Mann, dessen Frau in stärkerem Maße als er erwerbstätig ist, seine Identität als Mann nicht noch dadurch zusätzlich schwächen wird, dass er die als weiblich bewerteten häuslichen Routinetätigkeiten erledigt. Die Folge ist, dass er sich aus diesem Bereich zurückzieht und seine Frau gezwungen ist, neben ihrer (Vollzeit-) Erwerbstätigkeit zusätzlich die meisten (als weiblich geltenden) Tätigkeiten im Haushalt zu übernehmen. Demnach kompensieren Frauen, die stärker ins Erwerbsleben eingebunden sind als ihre Männer, das normative Ungleichgewicht häufig damit, dass sie eine geschlechtsspezifische Aufteilung der Haushaltsaufgaben wählen. Bittman et al. sprechen in diesem Zusammenhang von „gender deviance neutralization“ (Bittman et al. 2003; Greenstein 2000). Die Folge wäre somit eine Doppelbelastung der Frau durch Erwerbsarbeit und Haushaltstätigkeiten statt eines umgekehrt traditionellen Modells mit einer weiblichen Ernährerin und einem männlichen Familienumsorger.

Implikationen und Hypothesen für gleichgeschlechtliche Paare

Die Arbeitsteilung und damit die Übernahme spezifischer Aufgaben ist für gleichgeschlechtliche Partner(innen) kein probates Mittel, um ihr Geschlecht zu reproduzieren und damit ihre Geschlechtsidentität als Mann bzw. Frau zu bekräftigen. Würden beide Partner(innen) die Aufgaben ausführen, die von ihnen als Mann oder Frau erwartet würden bzw. die Verhaltensweisen vermeiden, die nicht ihrem Geschlecht entsprechen, so bliebe ein Lebensbereich unverrichtet. Aus theoretischer Sicht würde man somit erwarten, dass Männer in schwulen Partnerschaften häufiger die als weiblich angesehenen häuslichen Routinetätigkeiten vermeiden als lesbische Partnerinnen. Eine mögliche Folge daraus wäre, dass Männerpaare signifikant häufiger die Hausarbeit an Dritte abgeben.

Wenn auch die Identität als Mann bzw. Frau in gleichgeschlechtlichen Beziehungen nicht durch die Arbeitsteilung reproduziert werden kann, so kann doch die Identität als Mutter in lesbischen Familien gestärkt und reproduziert werden. In deren Arbeitsteilung steht folglich nicht das *Doing Gender* im Mittelpunkt des partnerschaftlichen Verhaltens, sondern das *Doing Mother*. Damit beide Partnerinnen – insbesondere die soziale Mutter – als Mütter wahrgenommen und akzeptiert werden, bedarf es ganz spezifischer Verhaltensweisen. Beide Frauen wissen, was von einer „guten“ Mutter erwartet wird und handeln entsprechend dieser Rolle, um zum einen ihr Bewusstsein als Mutter immer wieder aufs Neue zu reproduzieren und zum anderen auch nach außen als Mutter wahrgenommen und akzeptiert zu werden. Daraus folgt:

Weist eine Partnerin ein hohes Erwerbsvolumen auf, so wird sie im Sinne der *Kompensationshypothese* ihre Identität als Mutter nicht noch weiter dadurch gefährden, dass sie die Versorgung der Kinder allein ihrer Partnerin überlässt. Sie wird trotz ihres hohen Erwerbsumfanges versuchen, in hohem Maße an der Kinderbetreuung zu partizipieren.

Somit wird für lesbische Familien ein hohes Engagement beider Partnerinnen im familiären Bereich erwartet, unabhängig davon, wie stark sie in den Arbeitsmarkt eingebunden sind.

2.2.3 Das Egalitarian Values-Modell

An die ressourcenbasierten Ansätze anschließend entwickelten van Berkel und de Graaf (1999) das *Egalitarian Values-Modell*. Diesem liegt die Annahme zu Grunde, dass das Bildungsniveau eines Akteurs in doppelter Hinsicht interpretiert werden muss. Zum einen stellt die formale Bildung einer Person – wie bereits erwähnt – einen Teil ihrer Ressourcenausstattung für den Arbeitsmarkt dar. Zum anderen – und darauf zielt das *Egalitarian Values-Modell* ab – kann die Bildung auch als Indikator für Einstellungen, Werthaltungen und Geschlechtsrollenorientierungen verstanden werden (Künzler 1994). Van Berkel und de Graaf (1999) folgen den res-

ressourcenbasierten Theorieansätzen dahingehend, dass sie ein umso größeres Engagement des Akteurs im Arbeitsmarkt erwarten, je höher sein Vorsprung gegenüber der/dem Partner(in) hinsichtlich des Bildungsabschlusses ist.

Sie gehen jedoch mit ihrem *Egalitarian Values-Modell* auch einen Schritt über die ressourcenbasierten Theorieansätze hinaus. Anders als von diesen konstatiert, reichen eine ähnlich hohe Bildung und damit eine ähnlich liberale/traditionelle Einstellung nach van Berkel und de Graaf nicht aus, um eine partnerschaftliche Allokation zu erreichen. Sie können empirisch zeigen, dass auch die Höhe des Bildungsniveaus bei bildungshomogenen Paaren relevant ist. Laut der Autoren praktizieren vor allem solche Paare eine Gleichverteilung ihrer Tätigkeiten, die sich auf einem *hohen gemeinsamen* Bildungsniveau befinden, (vgl. auch Bonke/Esping-Andersen 2011). Anders als von den ressourcenbasierten Ansätzen konstatiert, neigen dagegen bildungshomogene Paare auf einem niedrigeren Bildungsniveau eher zu polaren Aufteilungen. Sie begründen dies damit, dass hoch gebildete Paare am ehesten mit demokratischen Werten wie Toleranz, Freiheit und Gleichheit in Berührung gekommen sind. Auch die „Egalitarian Values“ – d.h. Gleichheitsgedanken und ein hoher Gleichberechtigungsinn – gehören zu diesen demokratischen Grundwerten (Van Berkel/De Graaf 1999: 790). Bildungsfernere Schichten verfügen dagegen über eher traditionelle Einstellungen.

Im heterosexuellen Kontext wird unter *traditionell* eine stark an Geschlechtsrollen orientierte Verteilung der Aufgaben mit einem männlichen Familienernährer und einer weiblichen Familienumsorgerin verstanden.

Implikationen und Hypothesen für gleichgeschlechtliche Paare

Da auch der Erklärungsmechanismus des *Egalitarian Values-Modells* geschlechtsneutral formuliert ist, ist es völlig irrelevant, ob es sich bei den theoretischen Überlegungen um gleich- oder verschiedengeschlechtliche Partner(innen) handelt.

Folgt man der Argumentation von van Berkel und de Graaf (1999), so ist auch für gleichgeschlechtliche Paare davon auszugehen, dass das Bildungsniveau der Partner(innen) im doppelten Sinne interpretiert werden kann – als Humankapitalressource und als Indikator für traditionelle bzw. liberale Einstellungen. Von einer *traditionellen* Einstellung soll bei gleichgeschlechtlichen Paaren immer dann gesprochen werden, wenn die Person ein komplementäres Arbeitsteilungsarrangement mit zwei sich ergänzenden Rollen präferiert.

In der Folge ist laut des *Egalitarian Values-Modells* zu erwarten, dass auch in gleichgeschlechtlichen Paaren eher ein egalitäres Arbeitsteilungsarrangement gelebt wird, wenn sich beide Partner(innen) auf einem hohen Bildungsniveau befinden. Im Vergleich zu dieser Gruppe tendieren bildungshomogame Paare auf niedrigem oder mittlerem Bildungslevel oder Partner(innen) mit unterschiedlich hohen Bildungsabschlüssen eher zu einer polaren Verteilung der Aufgaben.

Van Berkel und de Graaf (1999) zielen in ihrem *Egalitarian Values-Modell* besonders auf die Gleichheitsnormen ab, die sie mit Hilfe des Bildungsniveaus modellieren. Der Stellenwert solcher Gleichheitsideologien im Paar lässt sich jedoch auch direkt erheben, statt sie wie van Berkel und de Graaf über die Bildung zu operationalisieren. Daher wird in der vorliegenden Arbeit danach kontrolliert, ob Paare, in welchen der Gleichberechtigungsgedanke laut eigenen Angaben einen wichtigen Stellenwert einnimmt, eher zu egalitären Arrangements neigen – und damit auch seltener zu polaren Verteilungen, als Paare, die diesem Aspekt weniger Bedeutung beimessen.

3 Stand der Arbeitsteilungsforschung

3.1 Stand der Forschung bei heterosexuellen Paaren

Die Arbeitsteilung in der Lebensverlaufsperspektive

Die Arbeitsteilung bei heterosexuellen Paaren stellt ein umfassend erforschtes Untersuchungsfeld dar. Während sich die Arbeitsteilungsforschung vor zwei Jahrzehnten hauptsächlich auf Querschnittsdaten stützte, kann in den letzten Jahren ein Anstieg an längsschnittlichen Betrachtungen verzeichnet werden (z.B. Grunow et al. 2007, 2012; Huinink/Reichart 2008; Klaus/Steinbach 2002; Schulz 2010; Schulz/Blossfeld 2006). Der wesentliche Vorteil von Längsschnittanalysen liegt darin, dass die Arbeitsteilung der Paare in Abhängigkeit von deren aktueller Lebensphase untersucht werden kann. Man geht davon aus, dass Paare zu Beginn einer Partnerschaft andere Aufteilungsarrangements wählen als verheiratete Paare und Partnerschaften kurz nach der Familiengründung oder im weiteren Verlauf ihrer gemeinsamen Lebensführung.

Auch neuere Längsschnittstudien können im Partnerschaftsverlauf deutliche Traditionalisierungseffekte ausmachen (Grunow et al. 2007, 2012; Schulz/Blossfeld 2006). Dies entspricht den Überlegungen der „Honeymoon-Hypothese“ (Künzler 1994, 1999). Trotz liberaler Einstellungen und Präferenzen für eine egalitäre Verteilung zu Beginn der Partnerschaft, wandelt sich eine anfänglich egalitäre Aufteilung häuslicher Pflichten mit dem Eheverlauf hin zu einem traditionellen Arrangement zu Lasten der Frau (Grunow et al. 2012). Die Geburt eines Kindes stellt dabei einen bedeutsamen Punkt im Lebensverlauf der Paare dar, an welchem sich häufig sehr traditionelle Muster einstellen (Grunow et al. 2007, 2012; Klaus/Steinbach 2002; Kühhirt 2012; Schulz 2010; Schulz/Blossfeld 2006). Bisherige Befunde machen deutlich, dass Mann und Frau, solange sie kinderlos in einem gemeinsamen Haushalt zusammenleben, meist beide einer Vollzeittätigkeit nachgehen und die häuslichen Pflichten relativ egalitär untereinander aufteilen. Die Geburt eines Kindes führt in den meis-

ten Familien zur Erwerbsunterbrechung auf Seiten der Mutter, die letztlich auch den anfallenden Mehraufwand im Haushalt und in der Kinderbetreuung übernimmt (Born 2001; Kühhirt 2012). So weisen beispielsweise Mühling et al. (2006) darauf hin, dass nur etwa ein Drittel der Mütter von Babys und Kleinkindern überhaupt erwerbstätig ist. Die Zeitverwendung des Mannes im Haushalt bleibt dagegen mit dem Übergang zur Elternschaft weitestgehend unverändert (Mühling et al. 2006; Sanchez/Thomson 1997). Indem Frauen in den ersten Jahren nach der Familiengründung meist in Form einer Teilzeitbeschäftigung ins Berufsleben zurückkehren (Mühling et al. 2006), leben die Paare in der Folge häufig eine „modernisierte Variante des klassischen Ernährermodells“ (Hofäcker 2009: 65). Dieses wird auch als „weibliches Zuverdienermodell“ bezeichnet (ebd.), da die Frau im Rahmen einer Teilzeitbeschäftigung ein Zubrot zum Verdienst ihres Mannes beisteuert.

Als eine mögliche Ursache der Traditionalisierungstendenzen wird somit häufig die ökonomische Abhängigkeit unter den Partnern genannt, die sich aus der Arbeitszeitreduktion der Frau nach der Familiengründung ergibt. Stauder (2002) geht in Anlehnung an Ott (1992) davon aus, dass bei der Geburt eines Kindes implizit ein Vertrag zwischen den Eltern geschlossen wird, der die Rückkehr der Mutter ins Erwerbsleben gewährleisten soll, sobald es der Betreuungsaufwand für das Kind zulässt (England/Farkas 1986). Stauder verweist jedoch auch auf die im Laufe der Zeit gestiegenen Optionen der Väter, diesen Vertrag zu brechen, da die Sanktionsmöglichkeiten der Frau durch ihre zunehmend schlechte Verhandlungsposition immer geringer werden. Durch das Fehlen von Investitionen in das eigene marktvermittelbare Humankapital und die Aktivitäten ihres Mannes im Arbeitsmarkt verringert sich in dieser Zeit die Verhandlungsmacht der Frau. Sie gerät in eine schlechtere Machtposition bei den Verhandlungen um die als beliebt angesehene Erwerbsarbeit. Im Zuge dieser traditionellen Aufgabenteilung wird schließlich die Abhängigkeit der Frau immer größer (Blossfeld/Drobnič 2001; Esser 2002a, 2002b; Schulz/Blossfeld 2006). Die Folge ist, dass die Arbeitsteilung innerhalb

eines Paares in einem irreversiblen Prozess immer traditioneller wird (England/Farkas 1986; England/Kilbourne 1990; Grunow et al. 2007; Sørensen 1990).

Neben dem in vielen Gesellschaftsschichten immer noch verbreiteten traditionellen Leitbild für Familien sind weitere Faktoren denkbar, die einen solchen Traditionalisierungsschub nach der Familiengründung begünstigen. Hierbei ist an familienpolitische Instrumente wie das Elterngeld bzw. die Elternzeitregelungen ebenso zu denken, wie an eine mögliche (Nicht-)Verfügbarkeit institutioneller Kinderbetreuungsplätze oder die Orientierung des Arbeitsmarktes am männlichen Normalbeschäftigungsverhältnis in Vollzeit.

Einige Studien zu heterosexuellen Paaren befassen sich mit dem Einfluss der Familienform auf die Arbeitsteilungsarrangements. So weisen verheiratete Paare beispielsweise häufiger eine komplementäre Rollenverteilung mit einem männlichen Familienernährer und einer weiblichen Familienumsorgerin auf als nichteheliche Lebensgemeinschaften (Baxter 2001, 2002; Klaus/Steinbach 2002; South/Spitze 1994; Stafford et al. 1977). Künzler (1994) weist ausdrücklich darauf hin, dass dieser Effekt in der Regel nicht auf das geringere Alter und die häufige Kinderlosigkeit unverheirateter Paare zurückzuführen ist, da die meisten Studien nach diesen beiden Merkmalen kontrollieren. Stattdessen wird dies häufig damit begründet, dass Partner(innen) in nichtehelichen Lebensgemeinschaften meist weniger traditionelle Geschlechtsrolleneinstellungen aufweisen, was eine egalitäre Verteilung begünstigt (u.a. Baxter 2001). Lediglich Ishii-Kuntz und Coltrane (1992) sowie Eckhard (2002) konnten zeigen, dass es in Folgeehen und damit auch in Stieffamilien deutlich seltener zu Spezialisierungen kommt als in Erstehen. Hier kann Cherlins (1978) Argumentation von der unvollständigen Institutionalisierung als Erklärung herangezogen werden. Laut Eckhard besteht für Stieffamilien nicht die Möglichkeit, bekannte Rollen spontan zu adaptieren, da feste Skripten und Vorgaben fehlen. Somit entstehen mehr Freiräume für egalitäre Arrangements.

Was beeinflusst die Arbeitsteilung in heterosexuellen Partnerschaften?

Das Geschlecht hat sich als der einflussstärkste Faktor bei der Verteilung von Aufgaben in heterosexuellen Paaren erwiesen. Er wirkt sich in verschiedenster Weise auf die Allokation der Aufgaben aus.

(1) *Ressourcen werden zwischen den Geschlechtern unterschiedlich angehäuft*

Die Tatsache, dass Ressourcen unterschiedlich zwischen den Geschlechtern verteilt sind, erklärt, weshalb es trotz der geschlechtsneutral formulierten Erklärungsmechanismen der *familienökonomischen Theorie* (Becker 1981) und der *austauschtheoretischen Ansätze* (z.B. Ott 1992) zu einer geschlechtsspezifischen Verteilung der Arbeitsbereiche in heterosexuellen Partnerschaften kommen kann. Die Humankapitalausstattung von Männern und Frauen war in der Vergangenheit mehr noch als heute geschlechtsspezifisch strukturiert, was den vorherrschenden Geschlechterrollenerwartungen und den daraus resultierenden Sozialisationsbedingungen und Investitionsprozessen von Männern und Frauen geschuldet ist (Blossfeld/Drobnič 2001). Dominieren in einem konservativen Werteregime die eher traditionellen Vorstellungen einer geringen weiblichen Erwerbsbeteiligung und einer hohen Verantwortlichkeit für den häuslichen Bereich, so erwerben Frauen im Zuge ihrer Sozialisation verstärkt Ressourcen für die Familienarbeit und verschaffen sich damit einen komparativen Vorteil in diesem Bereich. Gleichzeitig investieren sie wenig in ihr marktrelevantes Humankapital. Männer hingegen werden bereits während ihrer Sozialisation auf die Erwerbsrolle vorbereitet und erlangen seit den frühen Phasen ihres Lebenslaufes zunehmend Ressourcen für den Arbeitsmarkt. Sie verschaffen sich somit Frauen gegenüber Vorsprünge in diesem Bereich.

Da heute eine zunehmende Anzahl an bildungshomogamen Paaren zu verzeichnen ist, kann immer seltener davon ausgegangen werden, dass sich Frauen und Männer unterschiedliche Ressourcen aneignen.

(2) *Ressourcen werden bei Männern und Frauen unterschiedlich bewertet*
Schulz und Blossfeld (2006) konnten in ihrer Längsschnittstudie Hinweise dafür finden, dass Ressourcenausstattungen von Männern und Frauen eine unterschiedliche Wertigkeit besitzen.

„Damit wird die Wertigkeit von Ressourcen durch geschlechtsspezifische Erwartungen so beeinflusst, dass eine Arbeitsstunde bzw. ein Euro im ‚Verhandlungspoker‘ bei der Frau weniger wert ist als beim Mann“
(Schulz/Blossfeld 2006)

Ähnlich sehen es van Berkel und de Graaf (1999) und weisen auf die Geschlechtsasymmetrie in der Arbeitsteilung von Paaren hin. Laut der Autoren haben hochgebildete Frauen trotz einer besseren Ressourcenausstattung eine schlechtere Verhandlungsmacht bei der Verteilung der Erwerbsarbeit als ihre niedriger gebildeten Männer. Sie begründen dies damit, dass hier geltende Geschlechtnormen zum Tragen kommen und ökonomische Abwägungen überlagern (vgl. Machtausgleich bei Hochschild/Machung 1989; Kompensationshypothese bei Brines 1994).

Auch Bittman et al. (2003) sehen die Salienz von Gender vor allem darin bestätigt, dass die verschiedensten Erklärungsfaktoren bei der Betrachtung der Arbeitsteilung immer mehr die Hausarbeit der Frau beeinflussen als die des Mannes. Eine mögliche Erklärung besteht darin, dass Macht in heterosexuellen Partnerschaften sehr ungleich verteilt ist. Geht man davon aus, dass eheliche Macht viel mehr mit dem Geschlecht der Akteure als mit deren Ressourcenvorsprüngen verbunden ist (Tichenor 1999), so verfügt die Frau auch in jenen Partnerschaften über weniger Macht, in welchen sie besser verdient als ihr Mann oder in einer höheren beruflichen Position beschäftigt ist als er. In verschiedenen Studien wird auf die Persistenz „patriarchaler Machtstrukturen“ (Hartmann 1976; Walby 1986, 1990) als Erklärung für den Fortbestand traditioneller Arbeitsteilungsarrangements hingewiesen (Acker 1988; Hartmann 1976). Eine Überprüfung dieser Vermutung gestaltet sich aber laut Blossfeld und Drobníč (2001) meist als schwierig.

(3) *Mit dem Geschlecht einer Person sind ganz spezifische Normen und Rollenerwartungen verbunden*

Akteure sind im alltäglichen Miteinander ständig den Normen und Rollenerwartungen ihres sozialen Umfeldes ausgesetzt. Geschlechtsrollen stellen eine besondere Form der sozialen Rolle dar, weil sie allgemein die an Männer bzw. Frauen gestellten Erwartungen repräsentieren.

„In der allgemeinen Rollentheorie ist eine soziale Rolle auf eine bestimmte Position in einer bestimmten interaktiven Konstellation bezogen und betrifft den Rollenträger nur in bestimmten Segmenten seines sozialen Handelns (Lehrerrolle, Vaterrolle). Die potentielle Omnirelevanz der Geschlechtsrolle macht virtuell jede soziale Situation zu einem Anwendungsfall und damit das gesamte Handeln eines Akteurs zum Geschlechtsrollenhandeln. Damit verliert die Kategorie an begrifflich diskriminierender Schärfe“ (Meuser 2006: 63).

Bereits während ihrer Sozialisation erlernen die Akteure, was von ihnen als Frau bzw. Mann in einer (heterosexuellen) Partnerschaft erwartet wird. Leben Mann und Frau kinderlos zusammen, so sind die an sie gerichteten Rollenerwartungen in Bezug auf die Übernahme spezifischer Aufgaben bei weitem nicht so restriktiv und institutionalisiert wie jene Vorgaben, die für Väter und Mütter gelten.

Die Bedeutsamkeit von Geschlechternormen für die Verteilung von Aufgaben zeigt sich auch an folgendem Befund: Verschiedene Arbeiten, die den Zusammenhang des Selbstkonzepts mit der Übernahme von geschlechtsspezifischen Aufgaben zum Inhalt hatten (nicht zwingend die Arbeitsteilung im Paar betreffend), kamen zu dem Ergebnis, dass Frauen unabhängig von den Ausprägungen ihres Selbstkonzepts Tätigkeiten präferieren, die mit der weiblichen Geschlechtsrolle vereinbar sind. Männer widmen sich dagegen den Tätigkeiten, die einer männlichen Geschlechtsrolle entsprechen (Bem 1977; Bem/Lenney 1976; Spence/Helmreich 1980; Spence et al. 1979). Somit scheint das Geschlecht jenseits der psychosozialen Komponente Selbstkonzept von viel größerer Bedeutung zu sein, wenn Akteure Handlungen ausführen. Auch Sieverding und Alfermann (1992: 10) kamen in ihrer Studie zu dem Ergebnis, dass das biologische

Geschlecht die entscheidende Variable für die Übernahme bestimmter Rollen darstellt.

„Geht es konkret um den angestrebten Beruf und die angestrebte Rollenübernahme in der Familie (erwerbstätig/Hausfrau, -mann), so spielt das biologische Geschlecht eine wichtige Rolle, nicht aber die Geschlechtsrollenorientierung“ (Bierhoff-Alfermann 1989: 168).

Es sei kritisch angemerkt, dass hier sicherlich nicht die biologische Komponente, also z.B. die körperliche Konstitution, gemeint ist, wenn es um die Übernahme von Aufgaben geht.¹⁹ Stattdessen dürften die Erwartungen und sozialen Normen, die von außen an die entsprechende Geschlechtskategorie herangetragen werden, ursächlich dafür sein. Die Gründe dafür, dass eine Frau den Großteil der häuslichen Aufgaben übernimmt, liegen somit nicht in der Biologie der Frau, sondern in den Geschlechtsrollenerwartungen aus dem sozialen Umfeld, den verinnerlichten Wissensbeständen, sowie den kognitiven Konzepten (vgl. Abb. 2-1, Box 2b), die von ihr während der Sozialisation erworben wurden.

Nichts desto trotz existieren wenige Arbeiten, die einen Einfluss des Selbstkonzepts auf die Übernahme von innerfamilialen Aufgaben in heterosexuellen Partnerschaften ausmachen konnten. Guntner und Guntner (1990) stellen fest, dass androgyne und feminine Personen mehr häusliche Tätigkeiten verrichten als maskuline. Deutsch et al. (1993) weisen darauf hin, dass das Ausmaß an „feminism“ des Mannes zusammen mit dem Erwerbsumfang der Frau am besten dessen Beteiligung an der Kinderbetreuung erklärt. Im Gegensatz dazu konstatieren Sieverding und Alfermann (1992) einen stärkeren Zusammenhang zwischen der Ausübung der Berufsrolle und einem instrumentellen Selbstkonzept als zwi-

¹⁹ Becker (1981) führt in seinen Überlegungen zu den New Home Economics tatsächlich auch biologische Vorteile ins Feld, nach welchen die Mutter die Rolle der Familienumsorgerin effizienter erledigen könne als ihr Mann. Diese Argumentation wird dagegen von mehreren Seiten in Frage gestellt (Grunow et al. 2012) und teilweise widerlegt (Ahnert 2005).

schen einem expressiven Selbstkonzept und der Übernahme familiärer Aufgaben. Erickson (2005) wiederum konnte keine Einflussnahme des Selbstkonzepts auf die häuslichen und kindbezogenen Tätigkeiten, wohl aber auf die Beziehungsarbeit („emotion work“) entdecken.

(4) *Männer und Frauen bilden ganz unterschiedliche Identitäten heraus*
Bielby und Bielby (1989) weisen in ihrer Arbeit darauf hin, dass Männer und Frauen in heterosexuellen Beziehungen in unterschiedlichem Maße ihre Berufs- und/oder Familienidentität herausbilden können. Heterosexuelle Paare leben in einem Wertesystem, in welchem ihnen ständig aufs Neue vermittelt wird, welche Aufgaben typischerweise von Männern bzw. Vätern und welche üblicherweise von Frauen bzw. Müttern übernommen werden.

Aufgrund der Tatsache, dass eine Person der Geschlechtskategorie *Mann* angehört, werden Erwartungen an ihn herangetragen, die ihn schließlich dazu bewegen, in erhöhtem Maße in seine Ausbildung zu investieren und einer umfassenden Erwerbstätigkeit nachzugehen. Durch die Internalisierung von Normen und Rollenerwartungen weiß ein Mann, dass von ihm in einer späteren heterosexuellen Beziehung erwartet wird, dass er die Rolle des Familienernährers ausübt. Indem er also in hohem Umfang erwerbstätig ist und seine Berufsrolle verfolgt, kann er zum einen eine Berufsidentität entwickeln, verhält sich aber auch so, wie es von ihm als Mann bzw. Vater im familiären Bereich erwartet wird. Er gewährleistet die finanzielle Sicherung der Familie durch eine umfassende Erwerbstätigkeit und kann durch die Ausübung dieser Rolle eine Familienidentität ausbilden. Für Männer in heterosexuellen Beziehungen stehen die Familien- und die Berufsidentität somit nicht in Widerspruch zueinander. Das Vereinbarkeitsproblem beider Identitäten stellt sich für sie nicht, da sie nicht als zuständig für die häuslichen Routinetätigkeiten und die Kinderbetreuung erachtet werden.

„Aus ihrer Geschlechtsrolle ergibt sich vielmehr, dass sie in dem Maße, in dem sie sich auf ihren Beruf einlassen, dort erfolgreich sind, ihren Mann

stehen‘ und Geld verdienen (wachsende Berufsidentität), auch gleichzeitig zu attraktiven Partnern und Vätern werden (wachsende Familienidentität), weil sie durch ihren Berufserfolg für die jeweils anderen Familienmitglieder den Lebensstandard und den Status maßgeblich definieren. *Das Engagement der (Ehe-)Männer im Beruf konfliktiert also nicht mit ihrer Familienidentität, sondern fördert diese sogar*“ (Schulz/Blossfeld 2006: 31; Hervorhebungen im Original).

In der Konsequenz ist es Männern nur schwer möglich, auf die Erwerbstätigkeit und damit auf ihre Ernährerrolle zu verzichten, da sie damit sowohl gegen ihre Berufsidentität, als auch gegen ihre Familienidentität handeln würden.

Frauen stehen im Gegensatz zu ihren Männern vor der Herausforderung, ihre Berufs- und Familienidentität auszubalancieren und miteinander zu vereinbaren. Obwohl Frauen bereits sehr früh nahe gelegt wird, dass sie sich nach der Gründung einer Familie primär um die Versorgung der Kinder zu kümmern haben, investieren sie in der Regel schon sehr früh auch in ihre schulische und berufliche Bildung. Durch ein hohes Engagement im beruflichen Bereich entwickeln kinderlose Frauen häufig eine stark ausgeprägte Berufsidentität. Indem sie sich nach der Familiengründung verstärkt um die häuslichen Pflichten und die Versorgung der Kinder kümmern, entwickeln sie gleichermaßen eine sehr ausgeprägte Familienidentität, die sie noch stärker an die Rolle der Ehefrau und Mutter bindet. Dieses Handeln widerspricht jedoch ihrer Berufsidentität. Handeln sie wiederum ihrer Berufsrolle entsprechend, so würde dies ihrer Familienidentität entgegenstehen. Frauen in verschiedengeschlechtlichen Partnerschaften befinden sich somit anders als ihre Männer in einem ständigen Konflikt, ihre Berufs- und Familienidentität auszubalancieren.

“In short, we expect that the differential structural and normative constraints on husbands and wives allow men to sustain dual work and family identities but constrain women to forgo one to sustain the other” (Bielby/Bielby 1989: 777).

Obwohl die starke Einflussnahme von Normen und Identitäten auf die Arbeitsteilung verschiedengeschlechtlicher Paare evident ist, werden in

den meisten Studien die Humankapitalausstattungen beider Partner in die Analysen einbezogen, um die ressourcenbasierten Theorieansätze und deren Erklärungsmechanismen zu testen. Klaus und Steinbach (2002) konstatieren auf Basis ihrer Längsschnittanalysen zum Familiensurvey, dass die zeitlichen Ressourcen der Partner, gemessen anhand der *Erwerbsrelation* die entscheidende ressourcenbasierte Determinante der häuslichen Arbeitsteilung ist (auch Gershuny 1996; Künzler et al. 2001), selbst wenn diese neben dem Einfluss von Geschlechtnormen nur einen geringen Beitrag zur Erklärung der Hausarbeitsaufteilung leistet. Sie stellen fest, dass eine zunehmende Erwerbsbeteiligung der Frau allein nicht ausreicht, ein partnerschaftliches Arrangement im Haushalt durchzusetzen. Eine egalitäre Verteilung, und damit ein relativ hohes Engagement des Mannes im Haushalt, sind laut der Autor(inn)en dann am wahrscheinlichsten, wenn beide Partner etwa den gleichen Erwerbsumfang aufweisen. Die meisten Studien zu verschiedengeschlechtlichen Paaren beziehen die *absoluten Erwerbsumfänge* beider Partner in die Analysen mit ein. Trotz einer stark geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung können auch signifikante Effekte dahingehend nachgewiesen werden, dass sich bereits der Anteil des Mannes an den häuslichen Pflichten erhöht, wenn die Frau überhaupt erwerbstätig ist (Coverman 1985; Davis/Greenstein 2004; Ross 1987; Shelton 1990). Weiter wirkt sich ein höherer Erwerbsumfang der Frau negativ auf deren Beteiligung im Haushalt und positiv auf das Engagement ihres Mannes in diesem Bereich aus (Baxter 2005; Blair/Lichter 1991; Brines 1993; Cunningham 2007; Ross 1987; Wengler et al. 2009). Hinsichtlich der Beteiligung an der Kinderbetreuung halten Raley et al. (2012) fest, dass der Anteil des Mannes an diesem Aufgabenbereich höher ist, wenn seine Frau erwerbstätig ist. Seine Beteiligung ist außerdem umso größer, je höher der Erwerbsumfang seiner Frau ist (Deutsch et al. 1993). Egalitäre Arrangements in der Kinderbetreuung ergeben sich somit dann am ehesten, wenn die Frau in hohem Umfang erwerbstätig ist (Wengler et al. 2009).

Trotz des großen Einflusses der Geschlechtnormen auf die häusliche Arbeitsteilung konnten weitere Studien auch einen Einfluss der beruflichen Stellung der Partner sowie der Einkommensverhältnisse ausmachen. Die Forschungsarbeiten weisen darauf hin, dass Frauen in höheren beruflichen Positionen ihren Anteil an der Hausarbeit senken, den ihres Mannes anheben, und damit auch die Partnerschaftlichkeit in der Beziehung erhöhen können (Brayfield 1992; Deutsch et al. 1993; Evertsson/Nermo 2007). Verdient die Frau mehr als ihr Mann, so verringert sich ihr Anteil an den häuslichen Routinetätigkeiten, während sich der ihres Mannes erhöht (Baxter 2005; Cunningham 2007; Deutsch et al. 1993; Ross 1987). Umgekehrt ist der Anteil von Frauen an der Hausarbeit umso größer, je (finanziell) abhängiger sie von ihrem Mann sind (Brines 1994; Evertsson/Nermo 2007; Fuwa 2004; Knudsen/Wærness 2008; Sanchez/Thomson 1997).

Daher ist es nicht verwunderlich, dass insbesondere Frauen in den letzten Jahrzehnten verstärkt in ihr erwerbsrelevantes Humankapital investiert und dadurch ihre Berufschancen erhöht haben. So besteht die Möglichkeit, die (ökonomische) Abhängigkeit von ihren späteren Partnern zu reduzieren und eine eher egalitäre Aufgabenteilung durchzusetzen (Blossfeld/Drobnič 2001). Die meisten Studien zur Arbeitsteilung heterosexueller Paare befassen sich nicht mit der Einkommensrelation zwischen den Partnern, sondern stützen sich in ihren Berechnungen auf die *absoluten* Einkommen von Mann und Frau. Hierbei zeigt sich eine ähnliche Tendenz: Höhere Einkommen führen im Mittel zu einem geringeren Engagement im häuslichen Bereich (Bianchi et al. 2000; Kramer et al. 2000; Blair/Lichter 1991; Brayfield 1992; Greenstein 1996; Gupta 2007; Gupta/Ash 2008; Künzler et al. 2001; Presser 1994; Sanchez/Thomson 1997; Shelton/John 1996).

Neben dem Geschlecht stellt auch das Bildungsniveau beider Partner eine wichtige Einflussgröße in der Arbeitsteilung heterosexueller Partnerschaften dar. Hierbei wird der Bildungsstand der Akteure mit Rückbindung an Normen, Einstellungen und Identitäten nicht als Humankapital-

ressource, sondern als Humanvermögen definiert (van Berkel/de Graaf 1999; s. auch: Schulz 2010). Die Autoren konnten für heterosexuelle Paare nachweisen, dass ein egalitäres Arrangement im Hinblick auf die häuslichen Pflichten überproportional häufig bei bildungshomogam hochgebildeten Partnerschaften vorkommt. Die Autoren führen den Zusammenhang zwischen dem gemeinsamen Bildungsniveau und der Tendenz zu egalitären Arrangements auf das Vorhandensein demokratischer Grundwerte wie z.B. des Gleichberechtigungsgedankens bei beiden Partner(inne)n zurück. Höhere Bildungsschichten agieren ihren Angaben zu Folge häufiger entlang bestehender Gleichheitsnormen und egalitären Wertvorstellungen. Die Bildung wird hier somit als Proxy für liberale, partnerschaftlich orientierte Grundhaltungen verstanden und nicht so sehr als Humankapitalressource.

Bonke und Esping-Andersen (2007, 2011) konnten den Effekt der Bildungsrelation auch für die Übernahme kindbezogener Tätigkeiten in heterosexuellen Familien deutlich machen. Sie weisen in ihrer Studie nach, dass die Wahrscheinlichkeit für eine Spezialisierung im Bereich der Kinderbetreuung sinkt, wenn beide bildungshomogame Partner(innen) einen hohen Bildungsabschluss besitzen.

Kontinuität trotz Wandel

Insgesamt ist festzuhalten, dass zwar eine Angleichung der Ressourcen zwischen den Partnern stattgefunden hat und die Bedeutsamkeit des Gleichheitsgedankens und die Ideologie einer partnerschaftlichen Arbeitsteilung in den letzten Jahrzehnten auch in heterosexuellen Partnerschaften Einzug gehalten hat (Lück 2009). Dennoch bleiben die Vorstellungen und Wünsche vieler Männer und Frauen in diesen Partnerschaften hinter den Erwartungen zurück (Rübenach/Keller 2011: 332). Auch wenn die sog. *equity norms* in heterosexuellen Beziehungen deutlich gestiegen sind, hat sich hinsichtlich der geschlechtsspezifischen Aufgabenteilung bei heterosexuellen Paaren in den vergangenen Jahren überraschend wenig verändert (Huinink/Röhler 2005; Mühling et al. 2006). Ulrich Beck spricht

in diesem Zusammenhang von einer „verbalen Aufgeschlossenheit bei weitgehender Verhaltensstarre“ (1986: 169). Obwohl sich Väter in verschiedengeschlechtlichen Familien mehr noch als vor einigen Jahrzehnten in der Kinderbetreuung einbringen wollen (Fthenakis/Minsel 2002; Hobson 2002; Mühling/Rost 2007; Müller/Oechsle 2008; Tölke/Hank 2005; Varanka/Forslund 2006; Walter 2002), findet nicht im gleichen Maße eine Veränderung der Alltagspraxis statt (Born/Krüger 2002; Schneider/Rost 1998). Obgleich die Erwerbstätigenquoten von Müttern in heterosexuellen Familien in den letzten Jahrzehnten deutlich angestiegen sind (Rübenach/Keller 2011) und die Zahl an Vätern in Elternzeit (Pfahl/Reuyß 2009) sowie in Teilzeitbeschäftigungsverhältnissen ebenfalls zugenommen hat (Rübenach/Keller 2011), stellen die *neuen Väter* auch heute noch eine marginale Gruppe dar (Kortendiek 2010; Mühling/Rost 2007; Viers/Prouty 2001). Trotz der Tatsache, dass Frauen ihre absolute Arbeitszeit im Haushalt in den letzten Jahrzehnten reduziert haben – was nicht zuletzt auch dem technischen Fortschritt geschuldet ist – haben Männer hinsichtlich ihres Engagements in diesem Bereich nur zum Teil aufgeholt (Bianchi et al. 2000; Coltrane 2000; Cunningham 2007; Gershuny/Sullivan 2003).

Auch bildungshomogame, hochgebildete Paare, die ja – wie van Berkel und de Graaf zeigen konnten – am ehesten zu einer partnerschaftlichen Verteilung von Aufgaben gelangen, unterliegen beispielsweise nach der Geburt eines Kindes oder während der frühen Familienphase gewissen Traditionalisierungsschüben. Schulz (2010) und Grunow et al. (2007) zeigen mit Hilfe ihrer Längsschnittdaten, dass in vielen Paaren – und eben auch in bildungshomogamen Paaren auf hohem Bildungsniveau – mit dem Übergang zur Elternschaft eine Veränderung des für sie relevanten Bezugsrahmens stattfindet. So ändern sich beispielsweise durch die Familiengründung die an sie herangetragenen sozialen Normen und Erwartungen. Damit findet eine

„Verschiebung von einer eher geschlechteregalitären Doppelverdiener-Doppelhaushaltsführungs- Norm hin zu einer traditionelleren, also ge-

schlechterdivergenten Ernährer- und Haushaltsführungs- Norm“ (Grunow et al. 2007: 166; Hervorhebungen im Original).

statt. Folgt man dieser Argumentation, so resultiert diese Veränderung des normativen Bezugsrahmens aus den gestiegenen Anforderungen im familiären Bereich, den damit verbundenen Zeitrestriktionen, sowie dem erhöhten finanziellen Bedarf junger Familien.

Laut Dechant und Schulz (2013), welche die Arbeitsteilung beim Übergang zur Elternschaft unter Rückgriff auf eine längsschnittlich konzipierte qualitative Erhebung untersucht haben, sollten verschiedene notwendige und hinreichende Bedingungsszenarien gegeben sein, um eine egalitäre Rollenverteilung zu realisieren. In ihrer qualitativen Studie zur Arbeitsteilung hochgebildeter heterosexueller Paare gehen sie in explorativer Weise auf verschiedene strukturelle Bedingungen und Gelegenheitsstrukturen ein, welche die Umsetzung der oft intendierten partnerschaftlichen Verteilung begünstigen können. Hierzu zählen bei heterosexuellen Partnerschaften beispielsweise die Möglichkeit des Mannes, auch in Teilzeit erwerbstätig zu sein, die Beschäftigung einer externen Hilfe bei der Hausarbeit und/oder Kinderbetreuung, das regelmäßige Führen von Gesprächen unter den Partnern verbunden mit einem gewissen Problembewusstsein bzgl. der Arbeitsteilung im Paar, sowie die Bereitschaft des Mannes, an der Kinderbetreuung mitzuwirken. Liegen derartige Bedingungen für die Familien nicht vor – und die genannten Aspekte sind sicherlich nicht erschöpfend aufgelistet – so kann dies dazu führen, dass Partner(innen) trotz ähnlich egalitärer Rollenvorstellungen und trotz eines hohen Bildungsniveaus letztlich keine partnerschaftliche Verteilung der Aufgaben leben.

Für heterosexuelle Paare ist somit zusammenfassend festzuhalten, dass theoretische Erklärungsmechanismen, die auf Ressourcenverhältnissen zwischen den Partnern basieren nicht in befriedigender Weise die partnerschaftliche Arbeitsteilung erklären können, da geltende (Geschlechts-) Normen hier vernachlässigt werden. Schulz und Blossfeld (2006) sowie Grunow et al. (2007, 2012) kommen auf Basis ihrer Längs-

schnittbetrachtungen unter Verwendung des Bamberger Ehepaarpanels zu dem Schluss, dass ökonomische Handlungstheorien mit ihren geschlechtssymmetrischen Vorhersagen ungeeignet für die Erklärung der Arbeitsteilung in Paarhaushalten sind. Obwohl Unterschiede im Humankapital nicht selten eine signifikante Wirkung auf die Allokation der Aufgaben zeigen, sind die ökonomischen Ressourcen in der Regel geschlechtsspezifisch vorstrukturiert. Auch Kühhirt (2012), der auf Basis des SOEP²⁰ die Arbeitsteilung beim Übergang zur Elternschaft untersuchte, zieht letztlich das Resümee, dass die Verhandlungsmacht der Akteure nicht dem Einfluss der Geschlechtnormen entgegenwirken kann. Obwohl Haberkern (2007), der sich in seinen Analysen auf die Zeitbudgeterhebung des Statistischen Bundesamtes beruft, durchaus die Bedeutsamkeit der finanziellen Abhängigkeit für die Arbeitsteilung in heterosexuellen Paaren erkennt, weist er einschränkend darauf hin, dass Frauen ihre Zeit im Haushalt bei zunehmender finanzieller Unabhängigkeit nur dann reduzieren können, wenn sie die Norm des *männlichen Familienernährers* nicht verletzen. Ähnlich sehen es Bittman et al. (2003) im australischen Kontext, die festhalten, dass Frauen ihre Hausarbeit mit steigendem Einkommen bis zu dem Punkt reduzieren, an dem beide das gleiche Einkommen beisteuern. Ab diesem Punkt hat dann Gender den größeren Einfluss, d.h. die an ihn/sie gerichteten Geschlechtnormen wirken sich auf die Verteilung der Aufgabenbereiche aus und sorgen dafür, dass Frauen trotz eines höheren Einkommens größere Teile der Hausarbeit erledigen. Auch Evertsson und Neramo (2007), die auf Basis der längsschnittlichen Daten aus dem Swedish Level of Living Survey den Einfluss von Veränderungen in den Ressourcenverhältnissen der Partner auf die häusliche Arbeitsteilung untersucht haben, kommen zu dem Schluss, dass

²⁰ Das SOEP (Sozioökonomisches Panel) stellt eine Panelerhebung dar, die seit 1984 jährlich stattfindet.

Gender *den* erklärenden Faktor bei der Betrachtung der Arbeitsteilung darstellt, obwohl Unterschiede in den relativen Ressourcen durchaus moderate Effekte auf die Allokation zeigen.

Inwieweit Normen und Identitäten auch in der Arbeitsteilung gleichgeschlechtlicher Paare eine Rolle spielen oder ob hier mehr Spielräume für Ressourcenabwägungen bestehen, soll der folgende Abschnitt beleuchten, in welchem der Forschungsstand zur Arbeitsteilung in schwulen und lesbischen Partnerschaften dargelegt wird, bevor diese Fragestellung anhand eigener Analysen eingehend betrachtet wird.

3.2 Stand der Forschung bei gleichgeschlechtlichen Paaren

Das vorliegende Kapitel widmet sich bisherigen empirischen Erkenntnissen zur Arbeitsteilung in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften. Analog zu den Schwerpunkten der vorliegenden Arbeit werden sowohl Befunde zu egalitären Arrangements und Spezialisierungstendenzen, als auch zu möglichen Determinanten der Arbeitsteilung präsentiert. Studien, die sich bislang mit diesem Themenfeld beschäftigt haben, stützen sich in der Regel auf qualitative Daten.

Egalität in der Arbeitsteilung

Ein Großteil der bisherigen Arbeiten, welche die Arbeitsteilung gleichgeschlechtlicher Paare zum Inhalt hatten, macht eine starke Tendenz zu egalitären Arrangements aus. Vergleiche zwischen homo- und heterosexuellen Paaren machen deutlich, dass gleichgeschlechtliche Paare die drei Bereiche Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung partnerschaftlicher aufteilen als verschiedengeschlechtliche Paare (Chan et al. 1998; Ciano-Boyce/Shelley-Sireci 2002; Goldberg et al. 2012; Patterson 2000; Patterson et al. 2004; Perlesz et al. 2010; Stacey/Biblarz 2001). Shechory und Ziv (2007) gehen sogar so weit, zu behaupten, dass sich die sexuelle Orientierung stärker auf die Egalität in der Partnerschaft auswirkt als beispielsweise

se mögliche Einkommens- oder Bildungsunterschiede (vgl. auch Solomon et al. 2005).

“The current findings bolster the possibility that the participants’ sexual orientation affected the role division among the couples more than their levels of income or education did” (Shechory/Ziv 2007: 636).

Insbesondere Studien, die sich primär der Verteilung häuslicher Pflichten widmen, zeigen ein hohes Maß an Gleichverteilung dieser Aufgaben (Goldberg/Perry-Jenkins 2007; Illig 2004; Patterson 1995). Anders als bei heterosexuellen Elternpaaren teilen sich lesbische Paare die Haushaltstätigkeiten auch nach dem Übergang zur Elternschaft noch relativ egalitär auf (Peace 1993; Goldberg/Perry-Jenkins 2007). Reimann (1997) arbeitet in diesem Zusammenhang heraus, dass bei Partnerinnen auch nach der Geburt des Kindes der Wunsch nach einer gleichberechtigten Verteilung stets präsent ist. Folglich wird auch in gleichgeschlechtlichen Paaren mit Kindern nur sehr selten eine Spezialisierung auf bestimmte Lebensbereiche praktiziert (Peace 1993).

Werden die häuslichen Routinetätigkeiten als Ganzes betrachtet, so wird die Egalität im Haushalt mit unterschiedlichen Strategien hergestellt. Zum einen kann eine Spezialisierung der beiden Partner(innen) auf verschiedene Einzelaufgaben stattfinden, was dann in der Summe zu einer partnerschaftlichen Verteilung der häuslichen Pflichten führt. Konkret bedeutet dies, dass ein(e) Partner(in) kocht und putzt, der/die andere die Wäsche und den Abwasch erledigt. Eine zweite Strategie ist jene, in der die Partner(innen) sich alle Einzelaufgaben teilen und diese zusammen oder im Wechsel ausführen, d.h. beide Partner(innen) kochen, putzen und kümmern sich um die Wäsche. In lesbischen Partnerschaften werden mehr Aufgaben von beiden Partnerinnen gemeinsam übernommen als in schwulen oder heterosexuellen Paaren (Kurdek 1993, 2007; Matthews et al. 2003). Zwar neigen sowohl Männerpaare, als auch heterosexuelle Partnerschaften zu Spezialisierungen hinsichtlich ihrer Hausarbeit, doch stellen Männerpaare durch die Übernahme verschiedener, aber ähnlich vieler

Aufgaben eine gewisse Gleichheit in der Verteilung her und wählen damit die erste der oben genannten Strategien (Kurdek 1993, 2007) .

Wird das Augenmerk in den Untersuchungen verstärkt auf die Kinderbetreuung gelegt, so zeigen Gartrell et al. im Rahmen ihrer Langzeitstudie zu lesbischen Familien, dass diese eine sehr gleichberechtigte Elternschaft praktizieren (1999, 2000, 2006). Die Wissenschaftler(innen) begleiten seit 1996 lesbische Paare, die durch Insemination ein gemeinsames Kind geboren haben ($n = 84$) und können im Zeitverlauf eine sehr partnerschaftliche Verteilung der kindbezogenen Aufgaben erkennen.

Während Gartrell et al. (1999, 2000, 2006) nur das elterliche Engagement lesbischer Paare mit gemeinsamen Kindern betrachten, wenden sich Lewin und Lyons (1982) den lesbischen Stieffamilien zu. Sie stellen fest, dass die Elternschaft in diesen Familien nicht immer als gemeinsame Unternehmung beider Partnerinnen angesehen wird und sich damit weniger egalitär gestaltet. Verschiedene Ergebnisse deuten darauf hin, dass diverse Konflikte in lesbischen Stieffamilien in Bezug auf die Zuständigkeiten im familiären Bereich bestehen (Hequembourg 2004; Lewin/Lyons 1982; Nelson 1996). So verfügen die Partnerinnen nicht selten über sehr unterschiedliche Erziehungsvorstellungen und –maßstäbe. Es werden außerdem Fälle aufgezeigt, in denen die leibliche Mutter ihrer Partnerin eine gleichberechtigte Elternschaft verweigert, was wiederum zu Gefühlen des Ausschlusses und der Eifersucht geführt hat (Lewin/Lyons 1982; Nelson 1996). Diese beiden konträren Befunde lassen vermuten, dass die Beteiligung der Partnerinnen an der Kinderbetreuung sehr stark von der Herkunft des Kindes und der Familienbiographie abhängt.

Die bisherige Arbeitsteilungsforschung zu gleichgeschlechtlichen Paaren deutet darauf hin, dass auch jene lesbische Partnerinnen, die sich in verschiedenen Situationen und Alltagskontexten in einen maskulinen und einen femininen Part unterteilen, ein relativ egalitäres Arrangement in der Arbeitsteilung wählen und somit keine komplementären Rollen ausüben. Sowohl in der öffentlichen Meinung, als auch im wissenschaftlichen Dis-

kurs werden lesbische Partnerinnen immer wieder in sog. *Femme- und Butch-Lesben* eingeteilt (Gibson/Meem 2002). Auch die lesbischen Frauen selbst nehmen oftmals eine solche Selbstdefinition hinsichtlich ihres lesbischen Genders vor²¹ und beziehen sich dabei auf ihre gemeinhin als feminin oder maskulin geltende Geschlechtsidentität. Meist wird damit ein eher feminines bzw. burschikoses Aussehen assoziiert. Zur Selbstdefinition einer Femme oder Butch gehört jedoch mehr als nur die äußere Erscheinung. Auch allgemeine Interessen, Beziehungsmuster und Partnerschaftspräferenzen sowie die Übernahme von Aufgaben machen die Identität einer Femme- bzw. Butch-Lesbe aus (Levitt et al. 2003; Levitt/Hiestand 2004; Loulan 1990; Weber 1996).

“Within the lesbian community we studied, gender identities such as butch, femme, or androgynous help to structure interpersonal interactions in much the same way that biological sex does in many heterosexual contexts” (Levitt/Hiestand 2004: 614).

In der Literatur findet eine rege Debatte darüber statt, ob die Rollenübernahme von Femme- und Butch-Lesben als Imitation der stereotypen Geschlechtsrollen in heterosexuellen Partnerschaften zu interpretieren ist (Inness/Lloyd 1995; Jeffreys 1996; Nguyen 2008; Rubin 1992).

Die Befragten in der Studie von Levitt et al. (2003) gaben an, trotz ihrer femininen bzw. maskulinen Darstellung ihres Selbst eine relativ egalitäre Arbeitsteilung zu praktizieren (vgl. auch Levitt/Hiestand 2004). Folglich kommt es auch in diesen lesbischen Partnerschaften kaum zu Spezialisierungstendenzen. Laut der Autor(inn)en findet die Allokation von Aufgaben auch dort auf Basis von Vorlieben und Interessen statt (ebd.). Kommt es in diesen Partnerschaften dennoch zu polaren Arrangements, so gaben die Befragten laut Levitt et al. (2003) an, dass sie diese komplementäre

²¹ Doch auch in der lesbischen Subkultur ist eine solche Selbstdefinition nicht unumstritten (vgl. Levitt et al. 2003).

Rollenverteilung auf Grundlage ihres lesbischen Genders bei weitem als nicht so unterdrückend und gewaltsam empfinden, wie es häufig von Frauen in heterosexuellen Beziehungen wahrgenommen wird.

“You can compare them [butch-femme interactions] with heterosexual ways, but they aren't heterosexual ways. Because there's more of an equality between women and an emotional base that's common to women ... Some of the sexism pieces are missing, you know. Because a butch, a butch lesbian doesn't really have the real power in the world and never has... never was raised that way (P-05)” (Zitat einer Befragten in Levitt et al. 2003: 107).

Da sich lesbische Partnerinnen hinsichtlich ihrer physischen, sozialen und ökonomischen Aspekte sowie ihrer feministischen Vorstellungen wesentlich ähnlicher sind als Männer und Frauen in heterosexuellen Beziehungen, wird eine mögliche Dominanz einer Partnerin deutlich seltener als Bedrohung oder Form der Unterdrückung interpretiert.

Gründe für das hohe Maß an Egalität in der Arbeitsteilung gleichgeschlechtlicher Paare

Liegt tatsächlich ein hohes Maß an Partnerschaftlichkeit im Haushalt und der Kinderbetreuung vor, so wird häufig argumentiert, dass dies deshalb möglich ist, weil für gleichgeschlechtliche Partnerschaften keine sozialen Normen, Rollenerwartungen und Regeln vorherrschen, die das Verhalten der Partner(innen) regulieren und vorgeben (Dunne 2000; Hequembourg/Farrell 1999). Verschiedene Autor(inn)en gehen davon aus, dass auch dann keine Skripten, Vorgaben, Regeln und Rollenkonzepte für die Arbeitsteilung im Paar existieren, wenn Kinder im Haushalt leben (Dunne 2000; Gabb 2005; Hequembourg 2004; Hequembourg/Farrell 1999). Diese Argumentation wird an späterer Stelle noch zu hinterfragen sein. Cherlin (1978) spricht in diesem Zusammenhang von „unvollständiger Institutionalisierung“ und bezieht sich hierbei auf die Lebenssituation von heterosexuellen Stieffamilien. Diese Argumentation kann auch auf gleichgeschlechtliche Familien angewandt werden. Aufgrund des Fehlens von Regeln und Verboten, bietet sich diesen die einmalige Gelegenheit, einen

kreativen Elternschaftsstil zu entwickeln (Dunne 2000; Hequembourg/Farrell 1999; Patterson 2000).

Geht man davon aus, dass gleichgeschlechtliche Paare und Familien nicht an soziale Vorgaben gebunden sind, ist es ihnen dennoch möglich, bereits institutionalisierte Skripten, Praktiken und Familienrollen, wie sie aus dem Kontext heterosexueller Elternschaft bekannt sind, zu nutzen und ihrem Lebensentwurf entsprechend zu transformieren (Dalton/Bielby 2000).

Hequembourg (2004) nennt in ihrer Arbeit drei Strategien, mit welchen lesbische Familien die unvollständige Institutionalisierung zu kompensieren versuchen. Zunächst üben sich viele Betroffene in Normalisierungstaktiken, indem sie die Normalität ihrer Familienform und die Ähnlichkeiten zu anderen Familien betonen. Als weitere Möglichkeit praktizieren sie häufig ganz bewusst familiäre Zeremonien wie z.B. eine feierliche Hochzeit, um sich nach außen als Familie darzustellen. Als weitere Strategie wird von ihr die Möglichkeit der Stiefkindadoption genannt. Durch den Erhalt der Elternrechte und die gleichzeitige Kappung der rechtlichen Verbindungen zum möglicherweise im Alltag existenten Vater des Kindes, legitimieren soziale Elternteile ihre Elternschaft und setzen damit auch ein Zeichen für die Öffentlichkeit.

“Strategies such as mainstreaming, second-parent adoptions, and commitment ceremonies indicate a shared valuation of the rights and benefits that accompany formal inclusion in existing institutional structures” (ebd.: 759).

Mit diesen Strategien versuchen gleichgeschlechtliche (Eltern-)Paare das Fehlen fester Rollenvorgaben und Orientierungshilfen auszugleichen.

Die meisten lesbischen Mütter gehen in ihrem Normalitätsbestreben und der Orientierung an heteronormativ geprägten Mustern jedoch nicht soweit, dass sie die Rolle der sozialen Mutter als “Vaterrolle” bezeichnen würden. Laut Dundas und Kaufmann (2000), die 27 lesbische Paare hinsichtlich ihres Selbstverständnisses und ihrer Identität als Familie befragt haben, können lediglich zwei von ihnen eine „Vaterrolle“ in ihrer Familie

erkennen. Im Gegensatz dazu tendieren laut Berkowitz (2011) schwule Väter immer wieder dazu, sich mit weiblich-familiären Rollen zu identifizieren und ihre Elternerfahrungen mit Hilfe mütterlicher Begrifflichkeiten wie z.B. „Mutterinstinkt“ zu beschreiben. In einer weiteren Studie von Padavic und Butterfield (2011) teilen sich lesbische Befragte selbst etwa zu gleichen Teilen in „mothers“, „fathers“ und „mathers“ ein. Die Verwendung der Mischform „mathers“ stellt möglicherweise den Versuch dar, den inadäquaten Rollenkonzepten von Vaterschaft („fathers“) und Mutterschaft („mothers“) entgegenzuwirken. Laut der Studie empfinden „mothers“ und „fathers“ ihre Elternidentität meist als inadäquat und fühlen sich in schlecht passende Rollenerwartungen eingezwängt.

Wie eben gezeigt, werden in lesbischen und schwulen Partnerschaften sehr verschiedene Arrangements der Arbeitsteilung gelebt. Solche, die sich ganz bewusst an den Rollenkonzepten heterosexueller Paare orientieren und jene, die sich bewusst davon abwenden.

Bereits 1978 identifiziert Plummer in Bezug auf mögliche Rollenverteilungen drei Typen von schwulen Partnerschaften. Als erste Partnerschaftsform definiert er die homosexuelle Heirat, in welcher die Partner eine traditionelle heterosexuelle Ehe nachahmen und modellieren, indem z.B. ein Partner die *breadwinner*-Rolle einnimmt. Als zweite Form der Partnerschaft nennt Plummer die „boyfriend“-Beziehung, in welcher die Partner ein starkes Augenmerk auf ihre Unabhängigkeit richten und im Zuge dessen z.B. keinen gemeinsamen Haushalt führen. Als dritte und letzte Form wird die homosexuelle Partnerschaft genannt. Männer, die sich bewusst für diese Art der Beziehung entscheiden, verweigern ganz explizit die stereotype Rollenverteilung, wie sie aus heterosexuellen Partnerschaften bekannt ist. Diese Paare zeichnen sich durch eine sehr egalitäre Verteilung von Erwerbs- und Hausarbeit aus.

Auch Tanner (1978) identifiziert im Hinblick auf die Verteilung von Rollen verschiedene lesbische Partnerschaftsformen. Wählen die Partnerinnen einen komplementären Stil, so entscheiden sie sich bewusst für ein Modell mit einem *breadwinner* als „Ehemannersatz“ und einem *caregi-*

ver als „Ehefrauersatz“. Neben einer Art Mischform definiert Tanner außerdem einen egalitären Beziehungsstil, nach welchem beide Partnerinnen über den gleichen Status, die gleiche Autorität und die gleiche Einkommensmacht verfügen. Diese Partnerschaften tendieren somit zu einer egalitären Verteilung und zu einem regelmäßigen Rollenwechsel.

Als zweiter möglicher Grund für ein hohes Maß an Egalität in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften können neben der eben beschriebenen unvollständigen Institutionalisierung die hohen Egalitätsideale (Blumstein/Schwarz 1983; Clunis et al. 1988; Kurdek 1993; Patterson et al. 2004; Peace 1993) verbunden mit der Präferenz einer gleichwertigen Machtbalance (Patterson 2000) genannt werden. Verschiedene Arbeiten konnten Hinweise darauf liefern, dass Frauen einer möglichen Ungleichbehandlung/Ungleichheit deutlich abgeneigter sind, als Männer (z.B. Andreoni/Vesterlund 2001; Dickinson/Tiefenthaler 2002). Dies ist vermutlich der Tatsache geschuldet, dass Frauen im Laufe ihrer Sozialisation sowie im späteren Arbeitsleben und im sozialen Umfeld immer wieder mit den Phänomenen der Geschlechterungleichheit konfrontiert werden (Goldberg/Perry-Jenkins 2007). Diese hohe Sensibilität für Aspekte der Benachteiligung und Unterdrückung führt dazu, dass Frauen in lesbischen Partnerschaften eine egalitäre Aufteilung der familiären Aufgaben bevorzugen (Goldberg/Perry-Jenkins 2007; Pelka 2009). Patterson et al. (2004) weisen darauf hin, dass sich lesbische Partnerinnen sehr stark verpflichtet fühlen, ein hohes Maß an Egalität in ihrer Arbeitsteilung herzustellen. Die Autorinnen betonen, dass diese ideologischen Beweggründe einen stärkeren Effekt auf die Allokation der Haushaltsaufgaben als auf die Verteilung der Erwerbsarbeit haben. Leben die Partnerinnen mit Kindern zusammen, so streben sie eine Aufgabenteilung an, die es ermöglicht, dass sich beide Partnerinnen als gleichwertige und gleichberechtigte Mütter fühlen (ebd.: 301).

Im Rahmen einer Studie zu 24 schwulen und 36 lesbischen Paaren können Coleman und Walters (1989) weitere Faktoren identifizieren, die

eine Gleichverteilung der häuslichen Pflichten begünstigen. Sie zeigen für Männerpaare, dass ein hohes Haushaltseinkommen, geringe Unterschiede in den individuellen Einkommen der Partner sowie eine kurze Dauer des Zusammenlebens die Wahrscheinlichkeit für eine egalitäre Verteilung der Haushaltstätigkeiten erhöhen. Für die von ihnen untersuchten Frauenpaare können sie keinen signifikanten Effekt der eben genannten Merkmale nachweisen. Stattdessen ergibt sich in lesbischen Beziehungen für die individuelle Bewertung der einzelnen Tätigkeiten ein signifikanter Effekt. Je unbeliebter eine Aufgabe ist, umso eher wird diese zu Lasten einer Partnerin verteilt (ebd.).

Determinanten der Allokation häuslicher Tätigkeiten

Während die meisten Studien eine relativ egalitäre Verteilung der einzelnen Lebensbereiche aufzeigen, existieren auch Studien, die ein unterschiedliches Engagement der beiden Partner(innen) in den verschiedenen Bereichen identifizieren. Hierbei wurden diverse Merkmale untersucht, die ursächlich für die Verteilung der verschiedenen Aufgabenbereiche sein können. Ein gleichsam bedeutender Faktor wie es das Geschlecht in heterosexuellen Partnerschaften darstellt, konnte jedoch bislang für gleichgeschlechtliche Paare nicht gefunden werden (Kurdek 1993).

Für schwule Paare werden häufig die individuellen Präferenzen und Interessen für bestimmte Aufgabenfelder sowie die Fähigkeiten der Partner als ursächlich für die Übernahme von Tätigkeiten erachtet (Blumstein/Schwarz 1983; Kurdek 1993, 2007; McWhirter/Mattison 1984). Als weiterer wichtiger Faktor wird der Erwerbsumfang genannt, der im Sinne des *Time-Availability-Ansatzes* die verfügbare Zeit für häusliche Aufgaben determiniert (Blumstein/Schwarz 1983; Kurdek 1993; McWhirter/Mattison 1984).

Ähnlich wie bei Männerpaaren wirken sich auch in lesbischen Beziehungen die individuellen Interessen der Partnerinnen sowie die Fähigkeiten und Fertigkeiten auf die Übernahme von Aufgaben aus. Auch die verfügbare Zeit der beiden Frauen, welche durch den jeweiligen außer-

häuslichen Arbeitsumfang bestimmt wird, trägt zur Aufteilung der häuslichen Aufgaben bei (Dundas/Kaufmann 2000; Dunne 1999; Heaphy et al. 1999; Kurdek 2007; Patterson et al. 2004; Peace 1993; Peplau et al. 1996; Weeks et al. 2001).

Goldberg und Perry-Jenkins (2007) stellen dagegen keinen Effekt des Erwerbsumfanges für lesbische Paare fest. In einer späteren Arbeit wird von Goldberg et al. (2012) als weitere Determinante des Engagements im Haushalt die Beteiligung an der Kinderbetreuung herausgearbeitet. Bringt sich eine Partnerin verstärkt im familiären Bereich ein, so übernimmt sie tendenziell auch einen größeren Anteil an der Hausarbeit. Die Projektgruppe um Goldberg kann außerdem zeigen, dass die Aufgabenteilung vor der Geburt des Kindes einen signifikanten Effekt auf die Allokation der Tätigkeiten nach der Familiengründung hat. Je mehr Aufgaben eine Partnerin vorher übernommen hat, umso mehr engagiert sie sich auch nach der Geburt des Kindes im häuslichen Bereich.

Moore (2008) findet in ihrer Studie zu lesbischen, afro-amerikanischen Familien heraus, dass die Elternposition einen wesentlichen Einfluss auf die Verrichtung der Hausarbeit hat. Obwohl sich die Partnerinnen die Ernährerrolle relativ egalitär aufteilen, werden die häuslichen Routinetätigkeiten verstärkt von der leiblichen Mutter übernommen. Andere Untersuchungen können dagegen keinen Effekt der Elternposition nachweisen (Dundas/Kaufmann 2000; Downing/Goldberg 2011; Goldberg/Perry-Jenkins 2007).

Die bisherigen Befunde deuten darauf hin, dass vor allem Aspekte wie die Vorlieben und Fertigkeiten der Partner(innen) oder deren zeitliche Ressourcen einen Einfluss auf die Allokation der Aufgaben in gleichgeschlechtlichen Paaren haben.

“Same-sex couples therefore share household responsibilities on the basis of skills, inclination and time availability, often within the framework of a mutual ethic of egalitarianism in partnership“ (Perlesz et al. 2010: 386).

Dennoch betonen andere Untersuchungen auch die Wichtigkeit ökonomischer Überlegungen bei der Verteilung der Hausarbeit. Desaulniers (1991)

und Peace (1993) sprechen in diesem Zusammenhang von „exchanges, calculations and practicalities“ (Desaulniers 1991: 10), die über die Allokation der Aufgaben entscheiden. Goldberg et al. (2012) nennen hier ganz konkret ein hohes individuelles Einkommen der Partnerinnen, das sich negativ auf die Übernahme häuslicher Pflichten auswirkt. Je höher das Einkommen des einzelnen Akteurs ist, umso weniger Reproduktionsarbeit leistet er innerhalb des Paares (vgl. auch Blumstein/Schwarz 1983; Clunis et al. 1988; Coltrane/Ishii-Kuntz 1992; Kurdek 1993).

Determinanten der Allokation kindbezogener Aufgaben

Bei der Allokation kindbezogener Aufgaben werden ähnliche Erklärungsfaktoren herangezogen wie bei der Betrachtung der Hausarbeit. Die persönlichen Interessen der Partner(innen) (Dundas/Kaufmann 2000; Perlesz et al. 2010; Reimann 1997), deren individuelle Stärken (Dundas/Kaufmann 2000; Kirkpatrick et al. 1981), ihre Erwerbsumfänge (Dundas/Kaufmann 2000; Goldberg/Perry-Jenkins 2007; Goldberg et al. 2012; Kirkpatrick et al. 1981; Reimann 1997) sowie weitere ökonomische Überlegungen (Reimann 1997) wirken sich am häufigsten auf die Übernahme von Elternaufgaben aus. Goldberg und Perry-Jenkins (2007) zeigen außerdem, dass sich die Partnerinnen bereits vor der Zeugung des Kindes über die Verteilung der Pflichten nach der Geburt verständigen. Diese vorab geplante Arbeitsteilung in der Kinderbetreuung wirkt sich auf die tatsächliche Umsetzung der elterlichen Pflichten nach der Geburt des Kindes aus. Darüber hinaus hat die Tatsache, dass sich die Partnerinnen zu Gleichheit und einer gleichberechtigt geteilten Mutterschaft verpflichten, einen Effekt auf die Übernahme kindebezogener Aufgaben (Reimann 1997). Perlesz et al. (2010) betonen in diesem Zusammenhang, dass der Aufteilung in lesbischen Familien häufig nicht die Annahme zugrunde liegt, eine Partnerin allein müsse die Rolle des „primary care givers“ übernehmen.

Wie bereits bei der Aufteilung häuslicher Pflichten angeklungen, stellt die Elternposition auch bei der Allokation kindbezogener Aufgaben ein

wichtiges, differenzierendes Merkmal dar. Leibliche Mütter tendieren dabei vor allem zu Beginn der Familienphase zu einem geringeren Erwerbsumfang als die sozialen Mütter (Goldberg/Perry-Jenkins 2007; Patterson 1995) und bringen sich stattdessen verstärkt in der Kinderbetreuung ein (Gartrell et al. 2000; Goldberg/Perry-Jenkins 2007; Patterson 1995; Peace 1993).

Die leibliche Mutterschaft – Bindungsverhalten und Mutteridentitäten in lesbischen Familien

Während verschiedene Studien auf das allgemein unterschiedliche Engagement leiblicher und sozialer Mütter in der Kinderbetreuung hinweisen, befassen sich andere Untersuchungen mit dem Bindungsverhalten zwischen den Müttern und dem Kind sowie der Identität beider Frauen als Mütter. Die Studien weisen darauf hin, dass hinsichtlich der Bindung zum Kind auf lange Sicht hin meist keine Unterschiede zwischen leiblicher und sozialer Mutter feststellbar sind (Gartrell et al. 2000, 2006; Goldberg et al. 2008). Insbesondere Familien mit gemeinsamen Kindern, welche durch Insemination oder Adoption in die Partnerschaft gekommen sind, betonen die Gleichheit in der Bindung zum Kind (Hequembourg 2004). Goldberg und Perry-Jenkins (2007), die in ihrer längsschnittlich angelegten Studie 58 Frauen sowohl vor, als auch drei bis vier Monate nach der Geburt des Kindes interviewt haben, zeigen, dass die leibliche Mutter von der Partnerin in den meisten Fällen nicht als „primary mother“ empfunden wird. 80% der sozialen und 60% der leiblichen Mütter antworteten auf die explizite Frage danach, ob die Biologie die Wahrnehmung ihrer Elternrolle beeinflusst habe, mit nein. Goldberg et al. (2008) relativieren ihre Aussagen jedoch an anderer Stelle damit, dass die befragten Mütter zumindest zu Beginn der Familienphase, wenn das Kind noch sehr jung ist, eine besondere Bindung des Kindes zur leiblichen Mutter feststellen. Trotz der anfänglichen Orientierung des Kindes hin zur leiblichen Mutter, betonen die Befragten eine mit der Zeit stabile Bindung zu beiden Müttern. Die Ergebnisse unterstützen damit die Bedeut-

samkeit der *sozialen Mutterschaft*, nach der die ständige Pflege der Mutter-Kind-Beziehung und ein kontinuierliches Engagement in diesem Bereich die biologischen Vorteile der leiblichen Mutter kompensieren.

Wird jedoch in manchen Familien – insbesondere in der frühen Familienphase – eine „primary mother“ identifiziert (z.B. Bennett 2003), so sind die genannten Gründe dafür vielfältig. Meist machen die Befragten ganz explizit die genetische Verbindung, sowie die biologische Mutterschaft dafür verantwortlich, dass die leibliche Mutter die primäre Bezugsperson für das Kind darstellt (Bennett 2003; Gartrell et al. 1999; Goldberg/Perry-Jenkins 2007; Reimann 1997). Ein weiterer wichtiger Grund ist außerdem der zeitliche Aufwand, den eine Person für die Versorgung und die Pflege der Kinder aufwendet. Die Tatsache, dass die soziale Mutter zumindest in der ersten Zeit z.B. durch rechtliche Regelungen an einer gleichberechtigten Elternschaft gehindert wird, trägt zu einer Vertiefung der Beziehung zwischen der leiblichen Mutter und dem Kind bei (Gartrell et al. 1999; Goldberg/Perry-Jenkins 2007; Goldberg et al. 2008). Auch die Schwangerschaft, die als „Vorsprung“ der leiblichen Mutter empfunden wird, wirkt sich auf die Selbstwahrnehmung der Eltern aus (Goldberg/Perry-Jenkins 2007). Dem Stillen kommt ebenfalls eine besondere Bedeutung zu. So geben die Betroffenen häufig an, dass die Möglichkeit der leiblichen Mutter, das Kind zu stillen, und der damit verbundene Ausschluss der sozialen Mutter aus diesem Aufgabenbereich, das Bindungsverhalten und auch die Rollendefinition in der Familie beeinflussen kann (Goldberg/Perry-Jenkins 2007; Goldberg et al. 2008).

Neben diesen biologischen und innerfamiliären Aspekten wirken sich auch äußere Bedingungen auf die Identität der Mütter aus. Sie berichten häufig von rechtlichen Unsicherheiten auf Seiten der sozialen Mütter, weil diese das Kind beispielsweise nicht immer im Rahmen einer Stiefkindadoption annehmen können (Goldberg/Perry-Jenkins 2007). Neben der rechtlichen Unsicherheit vieler sozialer Mütter, trägt außerdem die soziale Ignoranz zu Unterschieden in der Identität als Mutter bei (Reimann 1997). Die soziale Mutter wird in der Öffentlichkeit meist nicht als

Mutter wahrgenommen, sondern oftmals als gute Freundin oder Bekannte der leiblichen Mutter gesehen. Mitglieder der lesbischen Familie werden vom sozialen Umfeld oft als „unconnected individuals“ (Slater/Mencher 1991: 376) wahrgenommen, was eine gleichberechtigte Elternschaft sowie eine ähnlich enge Bindung zum Kind erschwert.

Paare, die Unterschiede zwischen der leiblichen und sozialen Mutter wahrnehmen, unternehmen verschiedenste Anstrengungen, um den potentiellen Einfluss der Elternposition ganz bewusst zu minimieren. Goldberg und Perry-Jenkins (2007) nennen als erste mögliche Strategie die Kompensation. Damit ist gemeint, dass soziale Mütter, welchen der Zugang zu bestimmten Aufgaben (z.B. Stillen) verwehrt bleibt, ganz bewusst andere, als bedeutsam erachtete Tätigkeiten übernehmen. So sind sie beispielsweise exklusiv für das Baden des Kindes zuständig oder bringen das Kind in der Regel zu Bett. Eine weitere Möglichkeit, die Bedeutsamkeit der leiblichen Mutter zu kompensieren, ist der komplette Verzicht auf das Stillen, um der sozialen Mutter ebenfalls zu ermöglichen, das Kind zu füttern. Als zweite mögliche Strategie nennen die Autorinnen den bewussten Abgleich des elterlichen Engagements beider Partnerinnen. Hierbei wird sehr genau darauf geachtet, dass beide Mütter die gleiche Menge an Zeit mit dem Kind verbringen und den gleichen Aufwand für die Kinderbetreuung betreiben. Konkret legen sie bei allen elterlichen Dingen das gleiche Engagement an den Tag, indem sie z.B. beide nachts aufstehen, wenn es die Bedürfnisse des Kindes erfordern. Die dritte mögliche Strategie deutet sich in einem speziellen Aufwand an, der von der sozialen Mutter betrieben wird. So kann sie durch ein besonderes Opfer wie z.B. die Reduktion der Arbeitszeit dafür sorgen, dass sie eine der leiblichen Mutter ebenbürtige Rolle einnimmt (vgl. auch Perlesz et al. 2010). Als vierter und letzter Aspekt können institutionelle Maßnahmen genannt werden. Die Durchführung einer Stiefkindadoption führt laut Aussagen vieler sozialer Mütter zu mehr Sicherheit in der Ausübung ihrer Mutterrolle (z.B. Gartrell et al. 1999). Ähnlich wie Goldberg und Perry-Jenkins (2007) gehen auch Dalton und Bielby (2000) davon aus, dass zur Entwicklung einer

dualen Mutteridentität bewusste Bemühungen von Seiten beider Mütter erforderlich sind. Da es trotz eines großen Aufwandes nicht immer gelingt, dass sich beide Frauen als gleichwertige Mütter fühlen (Peplau/Fingerhut 2007), fordern Dalton und Bielby (2000) ein geschlechtsneutrales Elternkonzept, in welchem das Verhalten und Engagement der Eltern und nicht deren biologische Konstitution im Mittelpunkt stehen.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass bisherige Forschungsergebnisse zur Arbeitsteilung bei gleichgeschlechtlichen Paaren nur erste Hinweise auf die Nützlichkeit verschiedener theoretischer Modelle und Mechanismen zur Erklärung der Arbeitsteilung liefern. Dies ist vor allem der Tatsache geschuldet, dass der Großteil der bisherigen Arbeiten auf Basis qualitativer Daten erfolgte, deren Fokus vor allem in der explorativen Untersuchung eines bisher wenig erforschten Feldes lag. Auch Studien, die sich auf quantitative Daten stützen, konzentrierten sich nicht auf das Testen von Hypothesen und Erklärungsmechanismen.

Nichts desto trotz deuten die bisherigen Befunde darauf hin, dass bei gleichgeschlechtlichen Paaren ähnlich wie bei heterosexuellen Partnerschaften der Rückgriff auf ressourcenbasierte Ansätze ohne die Berücksichtigung von Normen und Identitäten zu keiner befriedigenden Erklärung der innerfamiliären Arbeitsteilung führt.

Ähnlich wie bei verschiedengeschlechtlichen Paaren konnten auch für schwule und lesbische Paare die Einflüsse von Zeitressourcen und Einkommensunterschieden gezeigt werden, was letztlich für die Argumentation des *Time-Availability-Ansatzes* bzw. der *Verhandlungstheorie* spricht. Dennoch hat sich insbesondere die Elternposition der Partner(innen) als entscheidender Faktor in der Arbeitsteilung v.a. lesbischer Paare herauskristallisiert. Dieser Befund spricht für die Wirksamkeit von Normen und Identitäten, die im Zusammenhang mit der leiblichen bzw. sozialen Elternschaft stehen.

Daher soll im Rahmen der vorliegenden Arbeit sowohl die Wirksamkeit von Ressourcenunterschieden, als auch eine mögliche Einflussnahme

von normen- und identitätenbasierten Faktoren analysiert werden. Weitere mögliche Einflussfaktoren, die sich im Rahmen der bisherigen explorativen Forschung ergeben haben, sollen hierbei als Kontrollvariablen mit in die Modelle aufgenommen werden.

4 Die Stichproben – kinderlose gleichgeschlechtliche Paare und lesbische Familien

4.1 Datenbasis

Die empirischen Analysen der vorliegenden Arbeit basieren auf Daten aus zwei Forschungsprojekten des Staatsinstituts für Familienforschung an der Universität Bamberg. Die erste Studie „Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften“ wurde in den Jahren 2006 bis 2009 im Auftrag des Bundesministeriums der Justiz durchgeführt. Zielgruppe dieser Untersuchung waren lediglich gleichgeschlechtliche Paare, die mit mindestens einem minderjährigen Kind in einem gemeinsamen Haushalt leben. Die zweite *ifb*-Studie „Gleichgeschlechtliche Lebensweisen und Familien“ nahm dagegen kinderlose gleichgeschlechtliche Paare, Einzelpersonen und Ein-Eltern-Familien in den Blick, um deren Lebensalltag darzustellen.

Da der zentrale Gegenstand der vorliegenden Arbeit die Aufgabenteilung in gleichgeschlechtlichen Paaren ist, ist das Zusammenleben des/der Befragten mit einem/einer Partner(in) des gleichen Geschlechts ausschlaggebend für die Zugehörigkeit zur Stichprobe. Inwieweit sich die Studienteilnehmer(innen) tatsächlich als homo-, hetero- oder bisexuell wahrnehmen oder sich keiner dieser Kategorien zuordnen, ist lediglich für die Befragten der zweiten *ifb*-Studie bekannt. In der ersten *ifb*-Studie wurde die sexuelle Orientierung, also welcher Kategorie sich die Befragten selbst zuordnen würden, nicht abgefragt.

Im Folgenden wird kurz erläutert, wie die beiden Stichproben gewonnen und die Teilnehmer(innen) befragt wurden. Da im Projektverlauf zunächst die Studie zu gleichgeschlechtlichen Familien und daran anschließend die Folgeuntersuchung zu kinderlosen Paaren durchgeführt wurde, werden die Datensätze dem Erhebungsverlauf entsprechend vorgestellt.

Gleichgeschlechtliche Familien – *ifb*-Studie 1

Die Daten für die Analysen zu gleichgeschlechtlichen Paaren mit Kindern wurden im Rahmen der Studie „Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften“ erhoben (Rupp 2009). Das Ziel dieser Studie war es, die Lebensumstände der Kinder in diesen Partnerschaften einer näheren Betrachtung zu unterziehen, um, durch Rückgriff auf die Familienbiographie der Kinder, mögliche Unterschiede zu Kindern in klassischen Kernfamilien auszumachen. Außerdem sollte das Rechtsinstitut der Lebenspartnerschaft näher beleuchtet und von Betroffenen bewertet werden.

Hierbei wurden verschiedene methodische Bausteine genutzt: zum einen wurde eine umfassende standardisierte Befragung via Telefon durchgeführt. Zum anderen wurde ein Teil der Teilnehmer(innen) auch persönlich mittels eines teilstrukturierten Interviews befragt.²²

Der Zugang zur Zielgruppe stellte eine große Herausforderung für die Wissenschaftler(innen) am *ifb* dar. Hierbei konnten Paare, die in einer eingetragenen Lebenspartnerschaft lebten, aufgrund ihres Familienstandes ausfindig gemacht und flächendeckend über die Meldebehörden erreicht werden. Dem Projektteam gelang es, insgesamt mehr als 13.000 Personen in eingetragenen Lebenspartnerschaften zu kontaktieren. Mittels eines Telefonanrufs wurde schließlich geklärt, ob die angesprochene Person zur Zielgruppe gehört, ob sie also mit einem/einer gleichgeschlechtlichen Partner(in) und mindestens einem Kind in einem gemeinsamen Haushalt lebt.

Bei Paaren, die nicht in einer eingetragenen Lebenspartnerschaft lebten, war das *ifb* auf Selbstmeldungen angewiesen. Dafür wurde eine breit angelegte Informationskampagne unter Verwendung von großen Tages-

²² Darüber hinaus wurden auch Experteninterviews mit verschiedenen Professionen sowie telefonische Interviews mit Kindern (> 10 Jahre) durchgeführt (vgl. hierzu Rupp 2009).

zeitungen, Online-Foren sowie Print- und Onlinepublikationen mit homosexueller Zielgruppe gestartet. Insgesamt 1.151 Personen ohne Eintragung meldeten sich beim *ifb*, wobei lediglich 156 Paare zur Zielgruppe gehörten.²³

Letztlich wurden im Winter 2007/2008 im Rahmen der standardisierten Erhebung 1.059 Personen telefonisch befragt. Dabei konnten Informationen zu insgesamt 767 Familien (vgl. Tab. 4-1) und 852 Kindern erhoben werden. Zentrale Inhalte dieser Befragung waren, entsprechend der oben genannten Zielsetzungen, die (rechtliche) Gestaltung der gleichgeschlechtlichen Partnerschaft mit der Bewertung des Rechtsinstituts, die Entstehung der gleichgeschlechtlichen Familien mit möglichen Reaktionen des Umfeldes, der Alltag als Paar und Familie mit Fragen zur Arbeitsteilung und zur Außendarstellung als Familie, die Entwicklung der Kinder, ein möglicher weiterer Kinderwunsch sowie eventuell auftretende Diskriminierungserfahrungen.

Aus Tabelle 4-1 ist ersichtlich, dass sich die 767 Familien vor allem aus Paaren mit leiblichen Kindern zusammensetzen ($n = 704$). Etwa die Hälfte dieser Familien ($n = 346$) ist aus einer vorherigen heterosexuellen Partnerschaft (Ehe oder nichteheliche Lebensgemeinschaft) entstanden. Ähnlich viele Paare ($n = 326$) leben mit einem Kind zusammen, das während der aktuellen Partnerschaft geboren wurde. Dass das Kind aus einer vorherigen homosexuellen Beziehung stammt oder außerhalb einer Partnerschaft geboren wurde, kommt in 32 Familien mit leiblichen Kindern vor.

²³ Nähere Informationen zum Stichprobenzugang und zur Zusammensetzung der gesamten Stichprobe sind zu finden bei Dürmberger et al. (2009).

Tabelle 4-1: Anzahl an gleichgeschlechtlichen Familien differenziert nach der Herkunft der Kinder

Familien ²⁴ n = 767											
Adoptivfamilien n = 15		Pflegefamilien n = 39				Familien mit leiblichen Kindern n = 704					
Aus der aktuellen Beziehung	Vor der aktuellen Beziehung	Aus der aktuellen Beziehung		Vor der aktuellen Beziehung		Aus der aktuellen Beziehung	Aus einer vorherigen hetero- sexuellen Beziehung		Aus einer vorhe- rigen homo- sexuellen Bezie- hung oder außerhalb einer Beziehung entstanden		
n = 15	n = 0	n = 36		n = 3		n = 326		n = 346		n = 32	
M	F	M	F	M	F	M	F	M	F	M	F
2	13	13	23	0	3	8	318	31	315	1	31

Quelle: eigene Darstellung; *ib*-Studie 1: n = 767; M: Männerpaare; F: Frauenpaare;

Eine Minderheit unter gleichgeschlechtlichen Familien bilden Adoptiv- (n = 15) und Pflegefamilien (n = 39). Vergleicht man den Anteil an Männer- und Frauenpaaren in der Gesamtstichprobe (7,3 bzw. 92,7%) mit den Proportionen der einzelnen Familienformen, so fällt auf, dass überproportional viele Paare mit leiblichen Kindern weiblich sind (94,3%), während Männerpaare überproportional häufig durch Adoption oder Pflegschaft ihre Familie gegründet haben (27,8%).²⁵

²⁴ Bei n = 4 Familien gab der/die Befragte an, beide Partner(innen) wären leiblicher Elternteil des betreffenden Kindes. Weitere n = 4 Kinder haben weder zum/zur Befragten noch zu dessen/deren Partner(in) ein rechtliches Verhältnis. In einem Fall werden beide Elternteile als Adoptiveltern bezeichnet.

²⁵ Die verschiedenen Möglichkeiten für gleichgeschlechtliche Paare, eine Familie zu gründen, diskutiert Haag (2013) in seinem Aufsatz zum Kinderwunsch homosexueller Männer und Frauen.

Für das Gros der nachfolgenden Berechnungen werden die Angaben von insgesamt 633 Frauenpaaren mit leiblichen Kindern genutzt. Eine Auswahl von Familien mit leiblichen Kindern wird vorgenommen, da nur bei diesen Paaren eine Unterscheidung der Partnerinnen nach der Elternposition (leiblicher und sozialer Elternteil) möglich ist. Eine Beschränkung auf Frauenpaare ist hier sinnvoll, da diese zum einen den Großteil der Familien ausmachen (94% der Familien mit leiblichen Kindern) und zum anderen eine größere Variation hinsichtlich ihrer Familienentstehung aufweisen. Die Untersuchungsgruppe der 633 Familien besteht letztlich aus zwei etwa gleich großen Teilgruppen. Zum einen fließen die Informationen von insgesamt 318 lesbischen Familien mit gemeinsamem Kind/gemeinsamen Kindern in die Berechnungen ein. Zum anderen werden die Daten von 315 lesbischen Stieffamilien berücksichtigt.

In einem kurzen Exkurs (vgl. Ende Kap. 5.4) werden schließlich auch die insgesamt 57 schwulen Familien²⁶ hinsichtlich ihrer Arbeitsteilung untersucht. Aufgrund ihrer geringen Fallzahl finden diese Analysen nicht zusammen mit den weiblichen Paaren statt, da dann keine weiteren Differenzierungen in den Auswertungen mehr möglich wären. In einem gesonderten Kapitel wird daher auf sehr einfache, deskriptive Auswertungsverfahren zurückgegriffen. Schwule Familien stellen nicht nur eine kleine, sondern auch eine sehr selektive Gruppe dar. 40 Männerpaare leben mit mindestens einem leiblichen Kind eines Partners zusammen. Fast alle leiblichen Kinder, nämlich 31 von 40 stammen aus einer vorherigen heterosexuellen Beziehung (vgl. auch Fthenakis/Ladwig 2002; Rupp/Dürnberger 2009).

Den zweiten wichtigen Baustein der ersten Studie stellte die teilstrukturierte Befragung ausgewählter Familien dar. Diese wurden zum einen

²⁶ Wird nach der Entstehungsgeschichte der Familien differenziert, so liegen lediglich zu insgesamt 55 Männerpaaren mit Kindern Informationen vor.

zur Exploration des Forschungsfeldes und in der Folge auch zur Entwicklung der Fragebogeninstrumente genutzt. Zum anderen wurden sie nach den ersten Auswertungen der standardisiert erhobenen Daten zur Vertiefung bis dato gewonnener Erkenntnisse verwendet.

Im Rahmen der vorangegangenen standardisierten Befragung wurden alle Interviewpartner(innen) gefragt, ob sie auch für ein persönliches Gespräch zur Verfügung stünden. Aus diesen wurden schließlich 14 Paare ausgewählt. Bei der Auswahl der befragten Familien wurde vor allem auf die Breite des empirischen Spektrums und damit auf die Vielfalt an Lebenszusammenhängen, Erfahrungen und Biographien geachtet. Daher sind sowohl Männer-, als auch Frauenpaare, Pflegefamilien, Adoptionsfamilien, Inseminationsfamilien und auch gleichgeschlechtliche Familien, die aus einem heterosexuellen Kontext entstanden sind, in der Stichprobe zu finden.²⁷

In jedem Paar nahmen beide Partner(innen) an den Gesprächen teil und gaben über ihren Lebensalltag, die Entstehungsgeschichte der Familie, mögliche Schwierigkeiten und Chancen ihrer Familienform Auskunft. Die Befragungen wurden jeweils getrennt von zwei verschiedenen Interviewer(inne)n entlang eines vorher entwickelten Leitfadens durchgeführt. Die Interviews wurden im Anschluss daran transkribiert und mit Hilfe des Datenverarbeitungsprogramms MaxQDA entlang der Kernpunkte des Leitfadens vercoded.

Homosexuelle Paare ohne Kinder – ifb-Studie 2

Die Zielgruppe der ersten *ifb*-Studie beschränkte sich lediglich auf gleichgeschlechtliche Paare mit Kindern im Haushalt. Die Lebenssituation von gleichgeschlechtlichen kinderlosen Partnerschaften, Singles, Alleinerziehenden oder Partner(inne)n mit Kindern außerhalb des Haushalts konnte

²⁷ Vgl. hierzu das Prinzip der maximalen Variation von Patton (1990).

aufgrund der Engführung der Stichprobe in der ersten *ifb*-Studie nicht beleuchtet werden. Da sich zahlreiche Fragestellungen ergeben haben, die leider nach Beendigung des ersten Projektes unberücksichtigt blieben, entschlossen sich die Wissenschaftler(innen) am *ifb*, die Nachfolgestudie „Gleichgeschlechtliche Lebensweisen und Familien“ mit Personen durchzuführen, die bisher nicht zur Zielgruppe gehörten.

All jene Personen, die im Rahmen des ersten Projektes kontaktiert wurden, jedoch nicht zur Zielgruppe dieser Studie gehörten, wurden am Telefon nach der grundsätzlichen Bereitschaft gefragt, an einer eventuell stattfindenden Folgeuntersuchung teilzunehmen. Im Falle einer positiven Antwort wurde die Erlaubnis zur Speicherung der Kontaktdaten eingeholt. Dieser Pool an Kontaktdaten, zusammen mit einer Vielzahl an Meldungen im Zuge eines großen Aufrufs in Online- und Printmedien mit homosexueller Zielgruppe, bildeten die Basis für die standardisierte Erhebung der zweiten *ifb*-Studie.

Die Interviewpartner(innen) wurden zwischen Oktober 2009 und März 2010 größtenteils online befragt. Vor dem Start der Onlinebefragung wurden insgesamt 388 telefonische Interviews mit dem gleichen Fragebogen durchgeführt, um die Validität der Onlinebefragung und die Vergleichbarkeit mit der CATI-Erhebung der ersten Studie zu prüfen. Dabei ergaben sich keine nennenswerten Unterschiede zwischen den beiden Erhebungsgruppen.

Die Inhalte der Befragung orientierten sich an den Modulen der ersten Studie und wurden – je nach Lebenssituation – um einige Aspekte ergänzt. So wurde beispielsweise ein ausführlicher Fragenblock zum Kinderwunsch ergänzt oder Personen mit einem Kind außerhalb des Haushalts nach Aspekten der Familienbiographie und der Kontaktsituation zum Kind befragt. Insgesamt konnten 1.697 Personen im Rahmen der Folgestudie interviewt werden, von welchen 968 für die vorliegenden Analysen von Interesse sind, da sie mit einem Partner/einer Partnerin in einem gemeinsamen Haushalt leben.

Orientiert man sich an den Phasen des Lebenslaufs so besteht die Gesamtstichprobe der vorliegenden Arbeit somit aus zwei Teilstichproben: Die erste Stichprobe setzt sich aus homosexuellen Befragten zusammen, die mit ihrem/ihrer gleichgeschlechtlichen Partner(in) in einem gemeinsamen Haushalt leben und (noch) keine Kinder haben. Die zweite Gruppe bilden Befragte, die sowohl mit einem/einer Partner(in) desselben Geschlechts als auch mit mindestens einem Kind zusammenleben.

Die Tatsache, dass der Übergang zur Elternschaft als entscheidender Wendepunkt in der Arbeitsteilung angesehen wird, wird als Anlass genommen, die Allokation von Aufgaben in kinderlosen Paaren und lesbischen Familien zu vergleichen. Inwieweit sich beide Lebensformen hinsichtlich soziodemographischer und familienbezogener Merkmale unterscheiden, wird das nun folgende Kapitel beleuchten.

4.2 Beschreibung der Stichproben

4.2.1 Soziodemographische Merkmale

Um doppelte Informationen zu vermeiden, wird jedes Paar im Folgenden nur einmal in die Analysen aufgenommen. Jeweils nur ein(e) Partner(in) gibt somit Auskunft über die soziodemographischen und familienbezogenen Merkmale beider Partner(innen) sowie über die Arbeitsteilung im Paar im weiteren Verlauf der Arbeit.

Insgesamt werden die Angaben von 1601 Befragten ausgewertet, wovon 968 in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft ohne Kind leben und weitere 633 einer lesbischen Familie angehören, in der mindestens ein leibliches Kind einer Partnerin lebt. Während die Gruppe der Familien aus den oben dargestellten Gründen nur aus Frauen besteht, liegt in der Stichprobe der kinderlosen Befragten ein Frauenanteil von 44,2% vor. Männer sind demnach in dieser Gruppe etwas überrepräsentiert.

Hinsichtlich ihres Alters sind die Untersuchungspersonen in beiden Gruppen vergleichbar. Da es sich bei der ersten *ifb*-Stichprobe um Eltern

mit mindestens einem minderjährigen Kind im Haushalt handelt, ist deren Alter mit 39,0 Jahren wie erwartet etwas niedriger als das der kinderlosen Partner(innen) (42,4 Jahre). In beiden Gruppen liegt mit 61,8% bzw. 63,0% ein sehr hoher Anteil an altershomogamen Paaren vor, in welchen sich die Partner(innen) hinsichtlich ihres Alters um maximal fünf Jahre unterscheiden.

Auffallend ist, dass sich beide Gruppen durch ein sehr hohes Bildungsniveau auszeichnen. Auch Eggen (2009) stellt in seinen Mikrozensus-Auswertungen zu gleichgeschlechtlichen Paaren überproportional viele höhere Bildungsabschlüsse fest. In den vorliegenden Stichproben verfügen lediglich 9,2% der kinderlosen Partner(innen) und 12,0% der Eltern über einen Hauptschulabschluss mit anschließender Lehre oder Ähnlichem. Etwas häufiger sind dagegen mittlere Bildungsabschlüsse wie die Mittlere Reife mit oder ohne Lehre sowie das (Fach-)Abitur mit oder ohne Berufsausbildung vertreten. Insgesamt 36,9% der Partner(innen) ohne Kinder bzw. 41,3% der lesbischen Elternteile verfügen über einen solchen Abschluss. Ein (Fach-)Hochschulstudium konnten 47,8% der ersten und 46,7% der zweiten Gruppe abschließen. Es scheint plausibel, dass sich die hier untersuchte Gruppe tatsächlich durch ein höheres Bildungsniveau auszeichnet. Die Befragten geben fast ausschließlich an, ihr Coming-Out bereits vollzogen zu haben. Des Weiteren lebt ein Großteil der Paare in einer Eingetragenen Lebenspartnerschaft. Es ist zu vermuten, dass sowohl das Coming-Out und die Entscheidung für eine Eintragung, als auch der Übergang zur Elternschaft stark positiv mit dem Bildungsstand der Akteure korrelieren (Dürnberger 2010). Der Anteil an bildungshomogamen Paaren mit einem maximalen Unterschied von drei Bil-

dungsjahren²⁸ ist für beide Stichproben hoch und beläuft sich bei kinderlosen Partnerschaften auf 66,7% sowie bei Elternpaaren auf 69,2%.²⁹

Frauen und Männer in kinderlosen gleichgeschlechtlichen Partnerschaften unterscheiden sich signifikant hinsichtlich ihres Alters. Männerpaare sind im Durchschnitt älter als Frauenpaare. Auch die beiden Familienformen unterscheiden sich hinsichtlich der Altersdifferenz beider Partnerinnen. Partnerinnen mit gemeinsamen Kindern sind im Mittel etwas jünger als die beiden Mütter in Stieffamilien.

4.2.2 Familienbezogene Merkmale

Kinderlose Paare sind im Durchschnitt seit 11,3, lesbische Partnerinnen mit Kindern seit 8,4 Jahren zusammen und führen seit 9,7 bzw. 7,1 Jahren einen gemeinsamen Haushalt. Der Anteil an Paaren, die eine Eingetragene Lebenspartnerschaft eingegangen sind, liegt bei Eltern mit 81,6% deutlich höher als bei kinderlosen Lebensgemeinschaften (59,0%). Dies lässt sich damit erklären, dass das Vorhandensein bzw. die Planung von Kindern laut der Betroffenen selbst einen der Hauptgründe für das Eingehen einer Eingetragenen Lebenspartnerschaft darstellt (Rupp/Dürnberger 2009). Nur soziale Elternteile, die in einer Eingetragenen Lebenspartnerschaft leben, sind rechtlich in der Lage, das Kind ihrer Partnerin in einer Stiefkindadoption anzunehmen.

Lesbische Familien sind vornehmlich kleine Familien. In 64,5% der Familien lebt nur ein Kind, während 27,4% zwei und 8,1% drei oder mehr Kinder haben.

²⁸ Die Bildungsjahre wurden entsprechend der Vorgehensweise von Blossfeld/Timm (1997) operationalisiert.

²⁹ Strikt bildungshomogam im dem Sinne, dass die Differenz der Bildungsjahre exakt Null beträgt, sind 38,4% der kinderlosen Partnerschaften und 40,4% der Paare mit Kindern.

Tabelle 4-2: Vergleich soziodemographischer Merkmale in kinderlosen Paaren und lesbischen Familien

	Kinderlose Paare			Lesbische Paare mit leiblichen Kindern im Haushalt		
	Männer	Frauen	Sig	Stief-familien	Familien mit gemeinsamen Kindern	Sig
	(SD)	(SD)		(SD)	(SD)	
Durchschnittsalter der/des Befragten in Jahren	44,0 (12,4)	41,1 (11,7)	**	39,6 (6,5)	38,2 (6,0)	*
Durchschnittsalter des Partners/der Partnerin in Jahren	42,5 (11,5)	41,7 (11,5)	n.s.	39,7 (6,8)	38,7 (6,7)	n.s.
Durchschnittliche Anzahl an Bildungsjahren des/der Befragten	15,9 (3,2)	16,0 (3,1)	n.s.	14,3 (3,2)	16,6 (2,9)	***
Durchschnittliche Anzahl an Bildungsjahren des Partners/der Partnerin	15,1 (3,4)	15,3 (3,2)	n.s.	14,0 (3,3)	16,3 (3,1)	***
Anteil an strikt bildungshomogamen Paaren (Differenz der Bildungsjahre = 0)	37,6% (0,48)	39,5% (0,49)	n.s.	28,6% (0,45)	52,2% (0,50)	***
Anteil an bildungshomogamen Paaren (Differenz +/- 3 Bildungsjahre)	64,4% (0,48)	69,8% (0,46)	n.s.	65,5% (0,48)	73,3% (0,44)	n.s.
durchschnittliche Dauer der Partnerschaft in Jahren	12,3 (9,0)	10,1 (8,0)	**	6,1 (2,8)	10,8 (4,6)	***
durchschnittliche Dauer des Zusammenlebens in Jahren	10,6 (8,6)	8,5 (7,6)	***	5,2 (2,8)	8,9 (4,4)	***
Anteil an eingetragenen Paaren	61,1% (0,49)	56,3% (0,50)	n.s.	77,8% (0,42)	87,7% (0,33)	**
Anzahl an Kindern				1,65 (0,83)	1,30 (0,54)	***
Mittleres Alter der Kinder				12,1 (3,6)	2,8 (3,0)	***
n =	540	428		315	318	

Quelle: eigene Berechnungen; *ifb*-Studie 1: n = 633; *ifb*-Studie 2: n = 968; SD: Standardabweichung; Signifikanz: *** < .001 ** < .01 * < .05 + < .10

Frauen und Männer in kinderlosen gleichgeschlechtlichen Partnerschaften unterscheiden sich signifikant hinsichtlich der Dauer ihrer Partner-

schaft und ihres Zusammenlebens. Männerpaare sind im Durchschnitt länger zusammen und führen schon länger einen gemeinsamen Haushalt als Frauenpaare.

Zwischen lesbischen Stieffamilien und Familien mit gemeinsamen Kindern treten vor allem Unterschiede in der Dauer der Partnerschaft und des Zusammenlebens, den Anteilen an eingetragenen Partnerschaften sowie hinsichtlich der Anzahl und des Alters der Kinder auf. Paare mit gemeinsamen Kindern sind im Mittel länger ein Paar als Stiefeltern, führen folglich schon länger einen gemeinsamen Haushalt und leben häufiger in einer Eingetragenen Lebenspartnerschaft. Da ein Großteil dieser Paare eine Stiefkindadoption durch die soziale Mutter plant oder bereits durchgeführt hat (Rupp/Dürnberger 2009), entscheiden sich viele Paare mit gemeinsamem Kind für die rechtliche Legitimierung ihrer Partnerschaft. In Stieffamilien steht das Thema *Stiefkindadoption* durch die soziale Mutter in den meisten Fällen nicht an, da für Kinder in lesbischen Stieffamilien meist ein leiblicher Vater existiert, der nach der Trennung von der leiblichen Mutter häufig noch Kontakt hat, Unterhalt leistet und auf seine Elternrechte nicht verzichten will.

Paare mit gemeinsamen Kindern haben im Mittel weniger Kinder, die zudem noch deutlich jünger sind als Kinder in Stieffamilien. Während Kinder aus aktuellen Partnerschaften fast alle noch unter 10 Jahre alt sind (94,3%), leben in lesbischen Stieffamilien meist ältere Kinder. Lediglich 21,9% der Kinder in diesen Familien sind hier unter 10 Jahre alt.

Wie die eben dargestellten Ergebnisse zeigen konnten, bestehen erhebliche Unterschiede zwischen beiden Familienformen sowie zwischen kinderlosen Männer- und Frauenpaaren. Daher ist zu vermuten, dass auch die Wirkungsweise verschiedener Variablen auf die Arbeitsteilung stark zwischen den verschiedenen Gruppen variiert. Deshalb werden Männer- und Frauenpaare, sowie Familien mit gemeinsamen Kindern und Stieffamilien im Folgenden meist getrennt voneinander analysiert.

4.3 Auswertungsmethoden und Operationalisierung der Variablen

Der empirische Teil der Arbeit beginnt mit einer Reihe von deskriptiven Analysen zur Verteilung der drei Lebensbereiche Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung im gleichgeschlechtlichen Paar. Ergänzt werden diese Befunde durch Auswertungen zu den individuellen Vorlieben der Partner(innen) für bestimmte häusliche Tätigkeiten.

Daran anschließend wird in Kapitel 6 der Frage nachgegangen, welche(r) Partner(in) welchen Anteil an den drei Bereichen Erwerbsarbeit, Haushalt und Kinderbetreuung übernimmt. Welche Determinanten wirken sich somit begünstigend auf die Übernahme bestimmter Aufgabengebiete aus? Bei kinderlosen Paaren werden als abhängige Variablen die Anteile der Partner(innen) an der gemeinsamen Erwerbsarbeit sowie an den häuslichen Routinetätigkeiten betrachtet. Für lesbische Familien wird als zusätzliche abhängige Größe der Anteil der Befragten an der Kinderbetreuung aufgenommen.

Um zu klären, welche Faktoren ursächlich für die Übernahme der Tätigkeiten sind, werden Pfadanalysen und Strukturgleichungsmodelle mit Hilfe des Statistikprogramms AMOS (SPSS) durchgeführt. Der Vorteil dieser Verfahren liegt vor allem darin, dass mehrere abhängige Größen in den Analysen berücksichtigt werden können. Im vorliegenden Fall sind dies die Anteile an der Erwerbsarbeit, an der Hausarbeit und an der Kinderbetreuung. Somit kann der Einfluss diverser unabhängiger Variablen auf die drei abhängigen Größen untersucht werden. Zudem können die abhängigen Variablen auch in Form von erklärenden Merkmalen in die Modelle einfließen. Damit ist auch die Analyse möglicher Interdependenzen zwischen den abhängigen Größen möglich. Des Weiteren kann mit Hilfe von Mehrgruppenanalysen überprüft werden, inwieweit sich die Wirksamkeit verschiedener Prädiktoren in verschiedenen Gruppen (z.B. schwule und lesbische kinderlose Paare bzw. Stieffamilien und Familien mit gemeinsamen Kindern) unterscheidet. Als letzter wichtiger Vorteil von Strukturgleichungsmodellen kann die Option genannt werden, latente

Konstrukte zu integrieren. Diese können nicht direkt bei dem/der Befragten gemessen werden, sondern werden in der Regel über Messgrößen erhoben. Im vorliegenden Fall kann damit der Einfluss des Selbstkonzepts näher untersucht werden. Da der Grad an Expressivität bzw. Instrumentalität nicht direkt abgefragt wird, sondern mittels zweier Itembatterien erhoben wurde, fließt das Selbstkonzept in Form eines Messmodells in die Modelle ein. Ein letzter Vorteil von Strukturgleichungsmodellen besteht darin, dass auch Korrelationen zwischen den erklärenden Größen berücksichtigt werden.

In Kapitel 7 wird schließlich ein Spezialfall der Arbeitsteilung im Paar – die Spezialisierung – behandelt. Als zweite zentrale Frage wird somit geklärt, ob es in gleichgeschlechtlichen Paaren und Familien zu Spezialisierungstendenzen hinsichtlich der Lebensbereiche Erwerbsarbeit und Familienarbeit kommt. Falls dies der Fall ist, wird von Interesse sein, welche Paare vornehmlich die Übernahme komplementärer Rollen praktizieren. Diese Fragestellung wird mit Hilfe logistischer Regressionsmodelle näher untersucht. Als abhängige Größe dienen in diesen Analysen binäre Variablen, die dann den Wert 1 annehmen, wenn das Paar zu einer Spezialisierung hinsichtlich der Erwerbs- und Hausarbeit bzw. im Hinblick auf die Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung tendiert.

Um Dynamiken der Arbeitsteilung gleichgeschlechtlicher Paare im Lebenslauf nachzeichnen zu können, ist genau genommen eine längsschnittliche Betrachtung des Sachverhaltes nötig (Cunningham 2007; Evertsson/Nermo 2007; Gershuny et al. 2005). Für die vorliegende Arbeit können zwar nur Querschnittsdaten verwendet werden, doch handelt es sich bei den untersuchten Stichproben um zwei Populationen, die sich in unterschiedlichen Phasen ihres Lebenslaufs befinden. Es werden sowohl kinderlose gleichgeschlechtliche Paare als auch lesbische Familien in die Analysen einbezogen und hinsichtlich ihrer Arbeitsteilung untersucht. Somit können auch Vermutungen hinsichtlich der Entwicklung der Arbeitsteilungen im Partnerschaftsverlauf angestellt werden.

4.3.1 Abhängige Variablen

Wie bereits beschrieben dienen der Anteil der/des Befragten an der gemeinsamen Erwerbsarbeit im Paar, der Anteil an den häuslichen Routine-tätigkeiten, sowie der Anteil an den kindbezogenen Aufgaben als abhängige Größen in den Analysemodellen.

Die Entscheidung darüber, in welchem Umfang eine Person erwerbstätig ist oder wie stark sie sich im Haushalt oder bei der Kinderbetreuung einbringt, ist keine individuelle Entscheidung. Bereits Mincer und Polachek (1974) hielten fest, dass die Entscheidungen des einen Partners immer vor dem Hintergrund der Handlungen des anderen Partners getroffen werden müssen (vgl. auch Browning et al. 1994). Paare, seien sie nun homo- oder heterosexuell, stehen demnach vor der Aufgabe, die gemeinsame, ihnen nach Abzug der Regenerationszeit zur Verfügung stehende Zeit, in Absprache miteinander auf die Bereiche Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung zu verteilen.³⁰ Um den Interdependenzen zwischen dem Engagement beider Partner(innen) in den Bereichen Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung Rechnung zu tragen, werden in der vorliegenden Arbeit relationale Größen verwendet. Demnach ist nicht der individuelle, absolute Erwerbsumfang von Interesse, sondern der Anteil des einzelnen Akteurs an der Gesamtarbeitszeit im Paar. Auch die Beteiligung an der Hausarbeit und der Kinderbetreuung wird nicht anhand absoluter Zeitverwendungsdaten gemessen, sondern fließt in Form von Anteilen an den Lebensbereichen in die Analysemodelle ein. Passend dazu wird auch das Humankapital der Akteure nicht als individuelle Größe, sondern in Form von Ressourcenunterschieden zwischen den Partner(inne)n in die Modelle integriert.

³⁰ Zeitaufwendungen für die Freizeitgestaltung oder die Beziehungsarbeit bleiben im Rahmen der vorliegenden Arbeit unberücksichtigt.

Im Rahmen der Pfadanalysen bzw. Strukturgleichungsmodelle werden die abhängigen Variablen „Anteil an der Erwerbsarbeit im Paar“ und „Anteil an der Kinderbetreuung“ darüber hinaus auch als unabhängige Variablen genutzt, um deren Einfluss auf die Beteiligung an den häuslichen Pflichten zu prüfen.

Im Folgenden wird kurz dargelegt, wie die abhängigen Größen in der vorliegenden Arbeit operationalisiert und verwendet werden.

Für den *Anteil des/der Befragten an der Erwerbsarbeit im Paar* wurde zunächst die gesamte wöchentliche Arbeitszeit im Paar errechnet. Diese bezieht sich auf die Arbeitszeit beider Partner(innen) im Rahmen einer bezahlten Beschäftigung und setzt sich aus den beiden individuellen wöchentlichen Stundenumfängen zusammen. Im Anschluss daran wurde der Stundenumfang des/der Befragten durch die Gesamtarbeitszeit im Paar dividiert. Somit erstreckt sich der Anteilswert für den/die Befragte(n) von 0 bis 100%. Die Variable zeigt dann den Wert 0% an, wenn der/die Befragte nicht erwerbstätig ist und sein/ihre Partner(in) damit allein für die Lohnarbeit zuständig ist. Ein Wert von 100% bedeutet, dass der/die Befragte allein die Erwerbsarbeit im Paar übernimmt, während sein/ihre Partner(in) nicht erwerbstätig ist.

Um den *Anteil des/der Befragten an der Hausarbeit* abzubilden, wurde ein Index³¹ über die relevanten Einzeltätigkeiten gebildet. In die Berechnung fließen die vier häuslichen Routinetätigkeiten „Kochen“, „Abspülen“, „Putzen“ und das „Erledigen der Wäsche“ ein (Grunow et al. 2012; Schulz 2010). Diese Aufgaben stellen jene Tätigkeiten dar, die in heterosexuellen Partnerschaften oftmals als typisch weiblich bzw. typisch für Frauen angesehen werden. Die Beteiligung der Partner(innen) an der entspre-

³¹ Eine kritische Betrachtung der verschiedenen Methoden zur Erfassung der Arbeitsteilung im Paar und der Indexbildung ist zu finden bei Warner (1986).

chenden Aufgabe wurde mit Hilfe eines *Task Participation Index* (TPI)³² erhoben. Hierbei wurden die Befragten gebeten, anzugeben, wer im Paar welche Tätigkeiten übernimmt. Folgende Antwortkategorien standen zur Wahl: (1) „ausschließlich ich“, (2) „eher ich“, (3) „im Wechsel/zusammen“, (4) „eher mein(e) Partner(in)“, (5) „ausschließlich mein(e) Partner(in)“ und (6) „trifft nicht zu“.

Zur Berechnung des Anteilswertes des/der Befragten an den vier Haushaltstätigkeiten wurde der TPI für jede Aufgabe so transformiert, dass er die Beteiligung des/der Befragten an dieser Tätigkeit in Prozent zum Ausdruck bringt. Gibt der/die Befragte an, ausschließlich allein für eine Tätigkeit zuständig zu sein, so erhält er/sie für diese Aufgabe den Wert 100%. Ist er/sie überwiegend verantwortlich dafür, wird ihm/ihr der Wert 75% zugewiesen. Verrichten beide Partner(innen) die Aufgabe gemeinsam oder im Wechsel, erhält er/sie den Wert 50%. Ist vorwiegend oder ausschließlich der/die Partner(in) für die jeweilige Aufgabe zuständig, so wird dem/der Befragten der Wert 25% bzw. 0% zugeteilt. Nach dieser Transformation weist der/die Befragte für jede der vier Einzelaufgaben einen Anteilswert in Prozent auf.³³ Aus den vier Anteilswerten wird schließlich ein Mittelwert gebildet, der im weiteren Verlauf der Analysen als Index für die Verteilung der vier Routinetätigkeiten als Ganzes verwendet wird.³⁴ Die Antwort „trifft nicht zu“ bzw. die Übernahme der Aufgabe durch Dritte wurde nicht wie in anderen Arbeiten der Mittelkategorie zugeordnet (Rost/Schulz 2013; Schulz 2010), sondern aus der Anzahl der für das Paar gültigen Aufgaben entfernt. Im Anschluss daran wurde ein

³² Methodische Anmerkung zur Verwendung von *Task Participation Indizes* finden sich bei Künzler (1994) oder Wengler et al. (2009).

³³ Eine ähnliche Form der Operationalisierung ist zu finden bei Baxter (2001, 2002).

³⁴ Rein rechnerisch ist es unerheblich, ob vor der Berechnung des Mittelwertes eine Transformation in Prozentwerte stattgefunden hat oder nicht. Man hätte stattdessen auch einen Mittelwert über die Kategorien (1) bis (5) errechnen können (Goldberg/Perry-Jenkins 2007; Grunow et al. 2012; Schulz 2010).

Anteilswert auf Basis der verbleibenden, also für das Paar zutreffenden Aufgaben gebildet.

Der Anteil des/der Befragten an den häuslichen Routinetätigkeiten variiert somit wie der Anteil an der Erwerbsarbeit zwischen 0 und 100%. Der/die Befragte erhält dann den Wert 0%, wenn sein/ihre Partner(in) alle zutreffenden Aufgaben ausschließlich alleine erledigt und den Wert 100%, wenn er/sie ausschließlich allein für die entsprechenden Tätigkeiten zuständig ist.

Hier sei kritisch auf zwei Punkte hingewiesen: Erstens fließen bei einer Indexbildung alle vier Aufgaben unabhängig von ihrem wöchentlichen Umfang zu gleichen Teilen in den Gesamtindex ein. Es ist jedoch davon auszugehen, dass sich der Aufwand für die Aufgaben Kochen, Abspülen, Putzen und Wäsche unterscheiden. Da die aufgebrachte Zeit für die vier Einzelaufgaben nicht bekannt ist, kann der unterschiedliche Umfang der Tätigkeiten bei den Berechnungen nicht berücksichtigt werden. Auch eine Gewichtung konnte nicht in zufriedenstellender Weise durchgeführt werden (kritisch hierzu Warner 1986). Zweitens stellt die Berechnung eines Mittelwertes aus den Antworten des TPI aufgrund der ordinalen Skalierung ein generelles Problem dar. Obwohl dies aus statistischer Sicht nicht unproblematisch ist, wurde dennoch diese Vorgehensweise gewählt, um die Intensität des Engagements der Akteure berücksichtigen zu können, was durch ein bloßes Zählen der übernommenen Aufgaben nicht möglich gewesen wäre. Des Weiteren wird auch deshalb ein solcher Index gebildet, weil damit die Vergleichbarkeit mit bisherigen Studien zur Arbeitsteilung in heterosexuellen Partnerschaften ermöglicht wird.

Aus diesen kritischen Überlegungen heraus wird für die vorliegende Arbeit entschieden, in den multivariaten Modellen keine Interpretation der absoluten Werte vorzunehmen, sondern stattdessen lediglich die Richtung und die Tendenzen eines Zusammenhangs oder Effektes zu berichten.

Der Anteil des/der Befragten an der Kinderbetreuung wurde analog zum Anteil an den Haushaltstätigkeiten berechnet. Alle sechs abgefragten

kindbezogenen Tätigkeiten flossen in die Indexbildung mit ein: Kleinkindbetreuung, Beaufsichtigung, Gespräche / Vorlesen, Spiel / Sport / Freizeit, Begleitung / Fahrdienste und Hausaufgabenbetreuung. Auch die Beteiligung an den kindbezogenen Tätigkeiten wurde mit Hilfe des TPI und den gleichen Antwortkategorien erhoben.³⁵ Um einen Gesamtindex zu berechnen, wurden auch hier die Angaben für die Einzelaufgaben in Prozentwerte umgerechnet, addiert und durch die Anzahl der zutreffenden Aufgaben geteilt. Stehen Aufgaben wie die Kleinkindbetreuung oder die Hausaufgabenbetreuung in einer Familie nicht an, so konnten die Befragten die Kategorie „trifft nicht zu“ wählen. Damit floss diese Aufgabe nicht in die Auswertung mit ein und reduzierte die Zahl an gültigen Aufgaben für das entsprechende Paar. Der Anteil des/der Befragten an der Kinderbetreuung schwankt somit ebenfalls zwischen 0% und 100%.

Aus den eben dargestellten Anteilswerten wurden weitere Variablen errechnet, die in die Analysen als abhängige Größen einfließen. Laut der zweiten forschungsleitenden Frage ist von Interesse, in welchen Paaren sich die Partner(innen) tendenziell auf komplementäre Arbeitsbereiche spezialisieren. Daher wurde eine binäre Variable gebildet, welche die *tendenzielle Spezialisierung* der Partner(innen) auf die Erwerbs- und Hausarbeit wiedergibt. Befragte erhalten dann den Wert 1, wenn sie sich mit ihrem/ihrer Partner(in) tendenziell auf die beiden Bereiche Erwerbs- und Hausarbeit spezialisieren. Von einer *tendenziellen Spezialisierung* soll im Folgenden gesprochen werden, wenn ein(e) Partner(in) einen größeren Teil der gemeinsamen Wochenarbeitszeit – mehr als 75% – übernimmt, während der/die andere Partner(in) mehr als zwei Drittel der anfallenden Aufgaben im Haushalt erledigt.

Um die Grenzen empirisch herzuleiten, wurden zunächst die Verteilungen der Erwerbs- und Haushaltsanteile geprüft. Verschiedene Grenzen

³⁵ Vgl. auch Goldberg/Perry-Jenkins (2007).

und Klassierungen wurden im Anschluss daran getestet, um zu gewährleisten, dass es sich bei den Ergebnissen nicht um Effekte handelt, die auf die Einteilung zurückzuführen sind. Es sei darauf hingewiesen, dass es letztlich nicht auf die absolute Anzahl an Paaren mit Spezialisierungstendenzen ankommt, sondern schlussendlich geklärt werden soll, welche Faktoren eine Tendenz zur Rollenübernahme begünstigen.

Insgesamt 77 kinderlose Paare (8,1%), 54 Männer- und 23 Frauenpaare, praktizieren eine solche *tendenzielle Spezialisierung*. Damit ist der Anteil an Paaren, die zu einer komplementären Verteilung der Bereiche Erwerbs- und Hausarbeit neigen, relativ gering.

Bei lesbischen Familien wird zu Vergleichszwecken ebenfalls eine mögliche Spezialisierung auf die Sphären Erwerbsarbeit und Hausarbeit untersucht. Dabei zeigt sich, dass es in Familien wider Erwarten seltener zu einer *tendenziellen Spezialisierung* auf Erwerbs- und Hausarbeit kommt als in kinderlosen Partnerschaften. Insgesamt 48 Paare (7,6%) sind zu jenen Familien zu zählen, die sich tendenziell spezialisieren, indem eine Partnerin mehr als drei Viertel der gemeinsamen Erwerbsarbeit trägt, während ihre Partnerin mehr als zwei Drittel der Hausarbeit übernimmt.

Tabelle 4-3: Anzahl der Paare mit einer tendenziellen Spezialisierung auf Erwerbs- und Hausarbeit

Tendenzielle Spezialisierung
Erwerbstätigkeit: Ein(e) Partner(in) übernimmt mehr als 75% der gemeinsamen Wochenarbeitszeit.
Hausarbeit (Kochen, Abspülen, Putzen, Wäsche): Der/die andere Partner(in) übernimmt mehr als 66,7% der anfallenden Routinetätigkeiten im Haushalt.
Paare ohne Kinder n = 77 8,1%
Paare mit Kindern n = 48 7,6%

Quelle: eigene Berechnungen; *ifb*-Studie 1: n = 633; *ifb*-Studie 2: n = 968; Unterschied zwischen Paaren mit und ohne Kinder ist nicht signifikant

Darüber hinaus wurde für lesbische Familien eine weitere binäre Variable gebildet, die dann den Wert 1 annimmt, wenn sich die Partnerinnen auf die Bereiche Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung spezialisieren. Eine Betrachtung der Häufigkeitsverteilung der Kinderbetreuungsanteile macht deutlich, dass unter 617 Paaren (mit gültigen Werten) nur sehr wenige Paare existieren, die sich die Kinderbetreuung polar aufteilen. Die Anteilswerte der Befragten an der Kinderbetreuung sind sehr stark in den mittleren Wertebereich um die 50% verschoben. Damit kommt es noch seltener als bei der Hausarbeit zur Übernahme komplementärer Rollen, bei welchen sich eine Partnerin um die Erwerbsarbeit kümmert und die andere für die Kinderbetreuung verantwortlich ist.

Tabelle 4-4: Anzahl der Familien mit einer Teil-Spezialisierung auf Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung

Teil-spezialisierte Verteilung	
Erwerbstätigkeit: Eine Partnerin übernimmt mehr als 75% der gemeinsamen Wochenarbeitszeit.	
Kinderbetreuung: Die andere Partnerin übernimmt mehr als 55% der kindbezogenen Tätigkeiten.	
Familien gesamt	
n = 104	
16,6%	
Stieffamilien	
n = 27	
8,7%	
Familien mit gemeinsamem Kind	
n = 77	
24,4%	

Quelle: eigene Berechnungen; *ifb*-Studie 1: n = 633;

Da das vornehmliche Ziel der weiteren Analysen die Identifikation von Einflussfaktoren auf mögliche Spezialisierungstendenzen ist, wurden die Grenzen wie folgt festgelegt: Übernimmt eine Partnerin mehr als 75% der Erwerbsarbeit, während die andere Partnerin für einen größeren Teil der Kinderbetreuung (mehr als 55%) verantwortlich ist, so soll im Folgenden

von einer *Teil-Spezialisierung* der Partnerinnen auf Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung gesprochen werden. In insgesamt 104 Familien (16,6%) kommt es zu einer solchen Allokation.

4.3.2 Unabhängige Variablen

Ausgehend von den in Kapitel 2 dargelegten theoretischen Überlegungen, werden die erklärenden Faktoren in insgesamt drei Gruppen eingeteilt: ökonomische/ressourcenbasierte Faktoren, normen- und identitätenbasierte Faktoren, sowie sonstige Einflussfaktoren. Um welche einzelnen Prädiktoren es sich hierbei handelt, wie diese verstanden und entsprechend operationalisiert werden, wird im folgenden Abschnitt erläutert. Auf eine Beschreibung der jeweiligen Berechnung soll in jenen Fällen verzichtet werden, in welchen das *Procedere* selbsterklärend ist (z.B. Altersdifferenz). Handelt es sich bei der unabhängigen Größe um eine Differenz, so wird immer der Wert des Partners/der Partnerin von dem des/der Befragten subtrahiert ($\text{Befragte}(r) - \text{Partner}(\text{in})$).

Ressourcenbasierte Faktoren

Die im Folgenden beschriebenen ressourcenbasierten Faktoren können alle als Messgrößen für die Humankapitalausstattung der Partner(innen) angesehen werden. Sie geben wieder, wie hoch das marktvermittelbare Kapital der jeweiligen Person und somit sein Einkommenspotential im Arbeitsmarkt ist. In Anlehnung an Blood und Wolfe (1960) werden im Rahmen der vorliegenden Arbeit die Ressourcen Bildung, Berufsposition und Einkommen (vgl. auch Coverman 1985) herangezogen.

Das Bildungsniveau beider Partner(innen) findet in den nachfolgenden Analysen in unterschiedlicher Form Berücksichtigung. Die Bildung kann hierbei als Ressourcenmerkmal oder als Indikator für traditionelle bzw. liberale Einstellungen interpretiert werden (Künzler et al. 2001; van Berkel/de Graaf 1999). Es wird davon ausgegangen, dass mit einem niedrige-

ren Bildungsabschluss auch traditionellere Einstellungen, z.B. bzgl. der Arbeitsteilung, verbunden sind.

Um ein gemeinsames Bildungsniveau im Paar oder Bildungsunterschiede zwischen den Partner(inne)n identifizieren zu können, wurden, dem Vorgehen von Blossfeld und Timm (1997) folgend, zunächst der höchste Schulabschluss und der höchste Bildungsabschluss in eine gemeinsame Variable transformiert (Lechert et al. 2006) und im Anschluss daran in Bildungsjahre umgerechnet.³⁶

Die *Differenz der Bildungsjahre* beider Partner(innen) kann als Ressourcenvorsprung hinsichtlich des Humankapitals und damit als Vorteil in den Verhandlungen um die Erwerbsarbeit interpretiert werden.

Sollen nicht nur Ressourcenunterschiede der Partner(innen) hinsichtlich ihrer formalen Bildung berücksichtigt werden, sondern auch deren *Unterschiede in der aktuellen beruflichen Stellung*, so musste eine Variable aus verschiedenen arbeitsbezogenen Merkmalen zusammengesetzt werden.³⁷ In Anlehnung an das EGP-Klassenschema von Erikson, Goldthorpe und Portocarero wurden die Befragten sowie deren Partner(innen) einer der folgenden zehn Klassen zugeordnet (Erikson/Goldthorpe 1992: 38f.). Die Klassifizierung fand entsprechend der Vorgehensweise von Brauns et al. (2000) statt. Eine Klassifizierung der Berufe in Form einer Berufssystematik blieb dabei unberücksichtigt, da keine Informationen über die Berufsgruppe der Partner(innen) vorlagen.

Die Unterschiede der Partner(innen) hinsichtlich ihrer beruflichen Stellung flossen schließlich unter Verwendung dreier binärer Variablen in die Modelle ein: Befragte(r) < Partner(in), Befragte(r) = Partner(in) und Befragte(r) > Partner(in).

³⁶ Zum genauen Procedere der Berechnung von Bildungsjahren vgl. Blossfeld/Timm (1997: 24).

³⁷ Im Anhang A1 sind die erwerbsbezogenen Einzelvariablen aufgelistet, auf deren Basis die neue Variable zur Messung der beruflichen Stellung/Position gebildet wurde.

Kategorien der beruflichen Stellung in Anlehnung an das EGP Klassenschema von Erikson, Goldthorpe und Portocarero (Erikson/Goldthorpe 1992: 38f.)

- 1 'Erntehelfer und andere Arbeiter im primären Sektor'
- 2 'un- und angelernte Arbeiter (nicht in der Landwirtschaft)'
- 3 'Facharbeiter'
- 4 'Vorarbeiter, Meister (Beaufsichtigung von Arbeitern)'
- 5 'Landwirte'
- 6 'Selbständige (mit kleinem Unternehmen mit und ohne Angestellte)'
- 7 'Angestellte mit einfacher Tätigkeit (z.B. Verkäufer)'
- 8 'Angestellter mit schwierigerer Tätigkeit (z.B. Sachbearbeiter)'
- 9 niedrigere Beamten, höhere Angestellte, Manager in kleinen Unternehmen (Leitung von Angestellten)'
- 10 'höhere Beamten, hohe Angestellte, Manager in großen Unternehmen, Selbständige mit großen Betrieben (umfassende Führungsaufgaben)'.

Einkommensunterschiede zwischen den Partner(inne)n werden als zentrale Größe bei der Arbeitsteilung im Paar betrachtet (u.a. Bianchi et al. 2000; Bittman et al. 2003; Brines 1994; Cunningham 2007; Greenstein 1996, 2000). Auch in der vorliegenden Arbeit finden die Unterschiede hinsichtlich des Einkommens beider Partner(innen) Berücksichtigung. Um tatsächlich die Machtverhältnisse in einer Partnerschaft abschätzen zu können, reicht es laut Bittman et al. (2003) nicht aus, die individuelle Einkommenssituation einer Person zu berücksichtigen. Stattdessen muss unbedingt nach dem Einkommen des Partners/der Partnerin kontrolliert werden (vgl. auch Brines 1994; Greenstein 2000; Presser 1994; Ross 1987). Die 31 Jahre dauernde Längsschnittstudie von Cunningham (2007) macht deutlich, dass sich das relative Einkommen der Frau sehr stark auf die Beteiligung des Mannes im Haushalt auswirkt. Auch Parkman (2004) konstatiert einen signifikanten Effekt des relativen Einkommens auf die Arbeitsteilung.

Als eine erste mögliche Operationalisierung wird die *Einkommensdifferenz* beider Partner(innen) in die Modelle integriert. Hierbei wurden die Interviewteilnehmer(innen) gebeten, ihr monatliches Nettogehalt anzugeben. Da zu vermuten ist, dass der Einfluss von Einkommensunterschieden je nach Höhe des Gesamteinkommens variiert, wurde eine weitere

Variable im Zusammenhang mit dem Einkommen gebildet – ein *Index zur Messung der finanziellen Abhängigkeit* der Partner(innen). In Anlehnung an Berechnungen von Sørensen und McLanahan (1987) wurde hierfür das Nettomonatseinkommen des Partners/der Partnerin vom Einkommen des/der Befragten subtrahiert und im Anschluss daran durch das Gesamteinkommen im Paar dividiert (vgl. auch Brines 1994; Künzler et al. 2001). Der so entstandene Index schwankt schließlich zwischen -1 und +1 und nimmt dann den niedrigsten Wert an, wenn der/die Befragte vollständig finanziell von seinem/ihrer Partner(in) abhängig ist. Fälle mit einem Wert von +1 repräsentieren Paare, in welchen der/die Partner(in) vollständig vom Befragten/von der Befragten abhängig ist.

Als weitere unabhängige Größe wurde das *gesamte Haushaltseinkommen* des Paares in den Analysen berücksichtigt. Dieses enthält die Einkommen beider Partner(innen), mögliche staatliche Transferleistungen sowie Einkommen durch Vermietung, Verpachtung oder Vermögen.

Das Alter der Partner(innen) wird in den nachfolgenden Analysen als Kontrollvariable hinzugefügt. Zudem kann das Alter ähnlich wie das Bildungsniveau als Indikator für eher traditionelle bzw. liberale Einstellungen gedeutet werden (Künzler et al. 2001; van Berkel/de Graaf 1999). Dieser Argumentation folgend geht man davon aus, dass eine Person umso traditionellere Werte und Einstellungen, z.B. hinsichtlich der Rollenverteilung aufweist, je älter sie ist. Jüngere Personen legen dagegen tendenziell eher liberalere Vorstellungen an den Tag.

Normen- und identitätenbasierte Faktoren

Für kinderlose Paare³⁸ wird das *Selbstkonzept* als eine wichtige Komponente des psycho-sozialen Geschlechts in die Analysen aufgenommen (vgl. Kap. 2.2). Das Selbstkonzept gibt die Wahrnehmung der eigenen Person

³⁸ Bei Partner(inne)n mit Kindern (*ifb*-Studie 1) wurde das Selbstkonzept nicht erhoben.

im Hinblick auf geschlechtsstereotype Persönlichkeitseigenschaften wider. Bei der Erfassung des Selbstkonzeptes wurden die Befragten gebeten, anzugeben, welche expressiven und instrumentellen Eigenschaften sie selbst in welchem Umfang an sich wahrnehmen. In der vorliegenden Erhebung wurde das Selbstkonzept mit Hilfe der Skala GTS+ erhoben (vgl. Tab. 4-5), die von Altstötter-Gleich (2004) in Anlehnung an die Skalen BSRI (Bem 1974) und (E)PAQ (Spence et al. 1975) für den deutschen Kontext entwickelt und anhand umfassender Tests validiert wurde. Die möglichen Antworten für die Häufigkeit des Wahrnehmens bestimmter Eigenschaften rangiert hier von selten (1), manchmal (2), über häufig (3) bis fast immer (4).

Dass Skalen wie der BSRI oder der (E)PAQ geeignete Instrumente auch zur Erfassung des Selbstkonzeptes von homosexuellen Personen darstellen, kann auf Basis der Studie von Chung (1995) angenommen werden. Die Befunde der Untersuchung zu 60 hetero- und 63 homosexuellen Männern machen deutlich, dass die BSRI-Skala von Bem (1974) für beide Männergruppen gleich valide ist. Die beiden Skalen für Expressivität und Instrumentalität aus Bems Sex Role Inventory (Bem 1974) weisen für homo- wie heterosexuelle Befragte sehr ähnliche und ausreichend hohe Alpha-Werte auf, was auf eine hohe innere Konsistenz der Skalen in beiden Gruppen schließen lässt. Auch eine konfirmatorische Faktorenanalyse ergab eine der Normstichprobe von Bem ähnliche Faktorstruktur. Für die vorliegende Arbeit wird daher angenommen, dass die Instrumente zur Messung von Expressivität und Instrumentalität von Altstötter-Gleich (2004) auch das Selbstkonzept von Personen in homosexuellen Partnerschaften valide wiedergeben.

Tabelle 4-5: Instrumentalitäts- und Expressivitätsskala zur Erfassung des Selbstkonzepts³⁹

Bitte geben Sie an, wie häufig Sie die folgenden Merkmale zeigen	1 selten	2 manchmal	3 häufig	4 Fast immer
Ich bin verständnisvoll (E)				
Ich bin entscheidungsfähig (I)				
Ich bin sinnlich (E)				
Ich trete bestimmt auf (I)				
Ich bin einfühlend (E)				
Ich bin unerschrocken (I)				
Ich bin romantisch (E)				
Ich bin durchsetzungsfähig (I)				
Ich bin weichherzig (E)				
Ich bin selbstbewusst (I)				
Ich bin herzlich (E)				
Ich zeige geschäftsmäßiges Verhalten (I)				
Ich bin sensibel (E)				

Die beiden Skalen weisen für die hier untersuchte Stichprobe ein ausreichend hohes Maß an innerer Konsistenz auf. Eine Reliabilitätsprüfung für beide Skalen ergab für die Expressivitätsskala ein Cronbachs' Alpha von .81 und für die Instrumentalitätsskala einen Wert von .78. Für die heterosexuelle Stichprobe bei Reichle et al. (2005) liegen die Alpha-Werte bei .76 für Expressivität und .82 für Instrumentalität und damit in einem ähnlich hohen Wertebereich.⁴⁰

³⁹ Die Zugehörigkeit zu einer der beiden Skalen wurde mit einem I bzw. E gekennzeichnet.

⁴⁰ Ein Dank gilt hier den Wissenschaftlerinnen Frau Prof. Barbara Reichle und Frau Dr. Dorothea Dette-Hagenmeyer an der PH-Ludwigsburg, die sich bereit erklärt haben, die Daten zu Vergleichszwecken zur Verfügung zu stellen. Zudem gaben Sie in konstruktiven Diskussionen hilfreiche Hinweise in Bezug auf das geschlechtsrollenbezogene Selbstkonzept und dessen möglichen Einfluss auf die Übernahme von Rollen. Die Daten von Reichle et al.

Aus Tabelle 4-6 ist ersichtlich, dass die Befragten in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften ein sehr breites Set an Persönlichkeitseigenschaften an sich selbst wahrnehmen. Für alle Eigenschaften liegen die Mittelwerte über dem Wert 2, ein Großteil liegt sogar über dem Wert 3, was eine häufige Wahrnehmung des entsprechenden Charakteristikums zum Ausdruck bringt.

Nimmt man grundsätzlich an, dass ein bestimmtes Selbstkonzept unabhängig vom biologischen Geschlecht auftritt (Alfermann 1996; Bierhoff-Alfermann 1989), so dürften sich keinerlei Zusammenhänge zwischen diesen beiden Variablen ergeben. Auf Grundlage der vorliegenden Befunde kann diese Annahme weder bestätigt noch verworfen werden, da es nur wenige Eigenschaften gibt, in denen sich schwule Männer und lesbische Frauen signifikant unterscheiden. Hinsichtlich der expressiven Charakteristika beschreiben sich lesbische Frauen als weichherziger und sensibler, zeigen jedoch signifikant niedrigere Werte bei dem Attribut „sinnlich“. Bei den instrumentellen Eigenschaften geben Frauen an, weniger entscheidungsfähig und selbstbewusst zu sein. Des Weiteren berichten sie seltener als Männer von geschäftsmäßigem Verhalten.

Ein Vergleich der vorliegenden Ergebnisse mit den Werten aus einer heterosexuellen Stichprobe von Reichle et al. (2005) macht deutlich, dass Befragte der vorliegenden – homosexuellen – Stichprobe, in fast allen Eigenschaften signifikant höhere Werte aufweisen als die Personen der heterosexuellen Vergleichsstichprobe.

wurden im Rahmen der Pairfam-Untersuchung „Bewältigungskompetenzen in Partnerschaften und ihre Transmission auf angehörige Kinder“ erhoben. Die paper-and-pencil Befragung fand im Winter 2004/2005 an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg statt (vgl. Reichle et al. 2005). Bei der Stichprobe handelt es sich ausschließlich um Befragte, die mit ihrem Partner/ihrer Partnerin in einem gemeinsamen Haushalt leben. Von den insgesamt 733 Untersuchungspersonen haben 388 Kinder und 353 sind kinderlos. Für die vorliegenden Analysen wurde aus Vergleichbarkeitsgründen lediglich auf die kinderlose Teilstichprobe zurückgegriffen.

Tabelle 4-6: Expressivitäts- und Instrumentalitätswerte homosexueller Frauen und Männer (arithmetisches Mittel)

	Frauen		Männer		sig.	Gesamt	
	M	SD	M	SD		M	SD
Expressivität							
Ich bin verständnisvoll.	3,35	.60	3,36	.65	n.s.	3,35	.63
Ich bin sinnlich.	2,74	.86	2,87	.84	*	2,81	.85
Ich bin einfühlbar.	3,32	.69	3,28	.69	n.s.	3,30	.69
Ich bin romantisch.	2,74	.92	2,77	.92	n.s.	2,75	.92
Ich bin weichherzig.	2,95	.87	2,84	.89	*	2,89	.88
Ich bin herzlich.	3,24	.73	3,22	.73	n.s.	3,23	.73
Ich bin sensibel.	3,26	.77	3,16	.83	*	3,20	.81
Ich bin gefühlsbetont.	2,99	.85	3,00	.87	n.s.	3,00	.86
Instrumentalität							
Ich bin entscheidungsfähig.	3,15	.83	3,25	.81	+	3,21	.82
Ich trete bestimmt auf.	2,90	.85	2,87	.90	n.s.	2,89	.88
Ich bin unerschrocken.	2,57	.91	2,60	.90	n.s.	2,59	.91
Ich bin durchsetzungsfähig.	2,99	.81	2,99	.84	n.s.	2,99	.83
Ich bin selbstbewusst.	2,98	.79	3,10	.77	*	3,05	.78
Ich zeige geschäftsmäßiges Verhalten.	2,27	.94	2,49	1.03	**	2,40	1.00
Ich bin bereit, etwas zu riskieren.	2,49	.92	2,50	.94	n.s.	2,49	.93
Ich bin Respekt einflößend.	2,10	.86	2,08	.93	n.s.	2,09	.90

Quelle: eigene Berechnungen; *ifb*-Studie 2: n = 968; M: arithmetisches Mittel; SD: Standardabweichung; Signifikanz: *** < .001 ** < .01 * < .05 + < .10;

Dies bedeutet, dass Erstere laut eigenen Angaben tendenziell sowohl häufiger expressive, als auch instrumentelle Eigenschaften an sich wahrnehmen.⁴¹

⁴¹ Die Unterschiede zwischen der hier vorliegenden Stichprobe und der Vergleichsgruppe

Auch andere Studien konnten zeigen, dass homosexuelle Personen oft über mehr instrumentelle wie auch expressive Eigenschaften verfügen und damit ein höheres Maß an Androgynität aufweisen (z.B. Carlson/Baxter 1984; La Torre/Wendenburg 1983). Das breite Spektrum an Persönlichkeitseigenschaften lässt vermuten, dass homosexuelle Personen nicht so sehr an geschlechtstypische Merkmale gebunden sind wie heterosexuelle Personen.

Diese größere Palette an Eigenschaften bei Personen in lesbischen und schwulen Partnerschaften wirkt sich möglicherweise auch auf eine weniger restringierte Übernahme von Aufgaben aus. Daher wird das Selbstkonzept der Befragten als möglicher Einflussfaktor auf die Allokation der Aufgaben in die multivariaten Modelle aufgenommen (vgl. Kap. 6.1).

Zunächst wird das Selbstkonzept in Form einer Typisierung in die Analysen aufgenommen. Ältere Arbeiten gingen zunächst davon aus, dass Maskulinität und Femininität zwei Pole eines Kontinuums darstellen, was schließlich zugunsten des zweidimensionalen Ansatzes überarbeitet wurde (Bierhoff-Alfermann 1989). Altstötter-Gleich (2004) weist in Anlehnung an Constantinople (1973), Bem (1974) und Spence et al. (1975) darauf hin, dass die beiden Dimensionen „Expressivität“ und „Instrumentalität“ (Parsons 1956) unabhängig voneinander auftreten können. Diese Weiterentwicklung eröffnete die Möglichkeit der Entwicklung eines Androgynie-Konzeptes (Bem 1974, 1976; Block 1973; Spence/Helmreich 1978). Personen können demnach die als feminin bewerteten Eigenschaften zeigen ohne zwingend weniger maskulin konnotierte aufzuweisen. Folgt man dem Androgynie-Konzept weiter, indem nun expressive und instrumentelle Eigenschaften gemeinsam betrachtet werden, so konnten bisherige Forschungsarbeiten (Alfermann 1996; Bierhoff-Alfermann 1989) vier Ty-

von Reichle et al. (2005) hinsichtlich des Selbstkonzepts sind nicht auf Unterschiede im Bildungsniveau zurückzuführen. Beide Stichproben zeichnen sich durch einen ähnlich großen Anteil an hohen Bildungsabschlüssen aus.

pen von Akteuren identifizieren (Spence 1984): feminine Charaktere, die überdurchschnittlich häufig expressive Eigenschaften an sich wahrnehmen, während sie die instrumentellen nur selten zeigen; maskuline Personen, die häufig instrumentelle Eigenschaften an sich bemerken, während sie expressive kaum berichten; undifferenzierte oder indifferente Akteure, die weder instrumentelle noch expressive Züge an sich feststellen sowie androgyne, die in ähnlich hohem Maße expressive wie instrumentelle Eigenschaften aufweisen. Diese Einteilung beschreiben Sieverding und Alfermann als „Geschlechtstypisierung im Persönlichkeits-Selbstkonzept“ (Sieverding/Alfermann 1992: 9).

Um im Sinne des Androgynie-Konzeptes die beiden Dimensionen Expressivität und Instrumentalität gleichzeitig berücksichtigen zu können, wird auch in der vorliegenden Arbeit eine Typisierung der Befragten in feminin, maskulin, androgyn und indifferent anhand der Summenscores für die entsprechenden Skalen vorgenommen. Die Einteilung erfolgt mit Hilfe der sog. *Median-Split-Methode* (Downing 1979; Fernández/Coello 2010; Tyler/Edwins 1979)⁴². Personen werden dann als feminin klassifiziert, wenn der Summenscore ihrer expressiven Eigenschaften über dem Median der Gesamtstichprobe liegt, der ihrer instrumentellen Merkmale dagegen maximal dem Median entspricht. Analog dazu werden Befragte dann als maskulin bezeichnet, wenn sich der Summenscore ihrer instrumentellen Eigenschaften oberhalb und der ihrer expressiven Charakteristika maximal in Höhe des Medians befindet. Androgyne Personen zeichnen sich dadurch aus, dass sowohl der Summenscore ihrer instrumentellen, als auch der ihrer expressiven Attribute über dem Median liegt. Als

⁴² Altstötter-Gleich et al. (2000) kritisieren diese Methode und verwenden stattdessen das Verfahren der Latent-Class-Analyse. Bem (1977) nutzte die multiple Regressionsanalyse, um androgyne Proband(inn)en zu identifizieren (vgl. auch Archer/Rhodes 1989 und Spence et al. 1979).

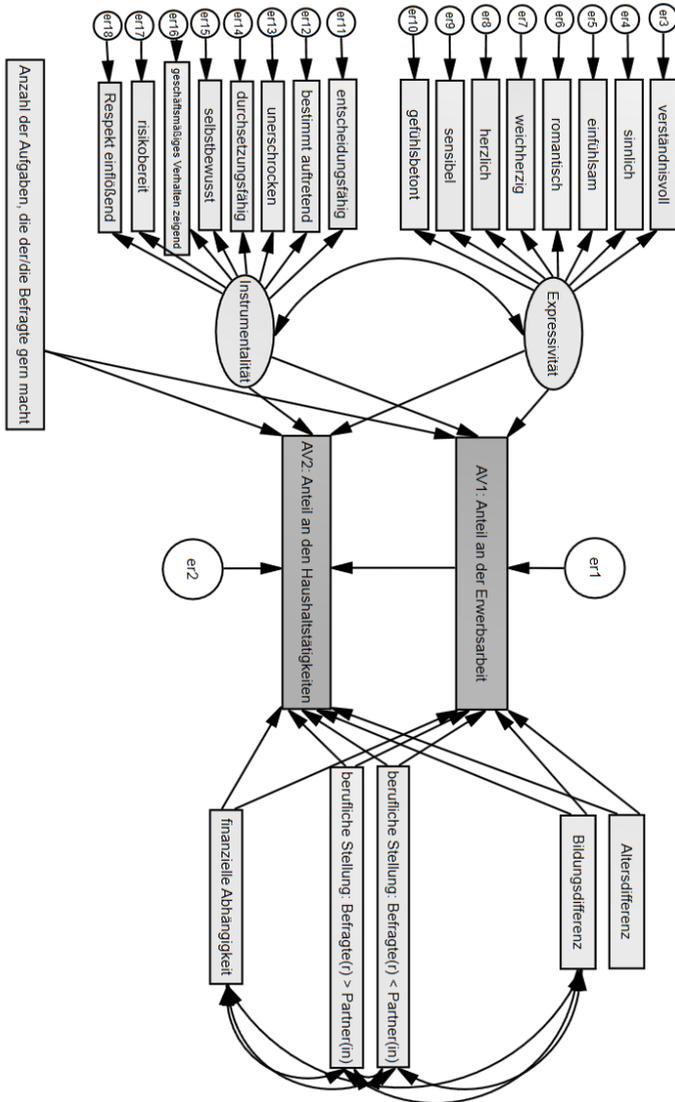
indifferent klassifizierte Personen zeigen bei beiden Dimensionen Summenscores, die maximal dem Median entsprechen.

In einem zweiten Schritt wird als Alternative zur Typisierung das latente Konstrukt Selbstkonzept in Form eines Messmodells in das Strukturgleichungsmodell aufgenommen. Durch diese Vorgehensweise wird nicht nur der Einfluss des Selbstkonzepts auf die abhängigen Größen betrachtet, sondern gleichzeitig die Validität der Skalen mit Hilfe eines Messmodells überprüft.

Sowohl die hier verwendete Expressivitäts- als auch die Instrumentalitätskala setzen sich aus jeweils acht Items zusammen. Die nachfolgende Abbildung 4-1 enthält alle abhängigen und unabhängigen Variablen, die bei den anfänglichen Analysen berücksichtigt wurden. Aus modellökonomischen Gründen und zur besseren Anpassung der Modelle wurden schließlich unter Zuhilfenahme der Critical Ratios (C.R.) jene fünf Items aus der Skala entfernt, welche die beiden Dimensionen des Selbstkonzepts im Zusammenhang mit den abhängigen Variablen der Arbeitsteilung nur unzureichend repräsentieren.⁴³ Das Ausmaß an Expressivität einer Person wird letztlich anhand der drei Eigenschaften *empfindlich*, *gefühlbetont* und *romantisch* gemessen, während für die Messung der Instrumentalität einer Person die Charakteristika *selbstbewusst*, *durchsetzungsstark* und *bestimmt auftretend* herangezogen werden.

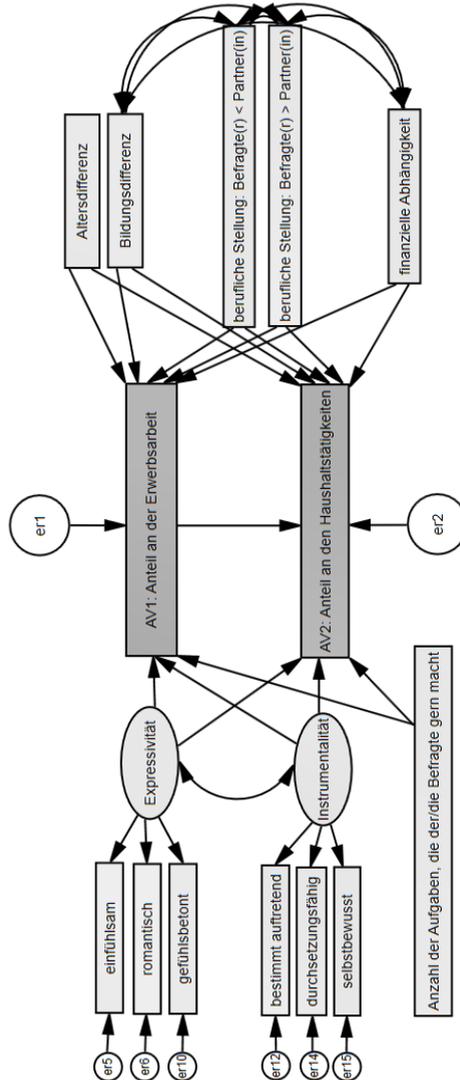
⁴³ Zum genauen Procedere der Itemselektion mit Hilfe der Critical Ratios vgl. Weiber/Mühlhaus 2010.

Abbildung 4-1: Einfluss von Ressourcenunterschieden und psychosozialen Faktoren auf die Erwerbs- und Hausarbeit bei kinderlosen Paaren (inkl. Messmodell)



Quelle: eigene Darstellung;

Abbildung 4-2: Einfluss von Ressourcenunterschieden und psychosozialen Faktoren auf die Erwerbs- und Hausarbeit bei kinderlosen Paaren (inkl. Messmodell)



Quelle: eigene Darstellung;

Wie bereits in den theoretischen Überlegungen erläutert stellt die *Elternposition* des/der Befragten, also ob es sich bei ihm/ihr um den leiblichen oder sozialen Elternteil handelt, einen wesentlichen Erklärungsfaktor bei der Untersuchung von Arbeitsteilungsarrangements dar. Daher wird ein Großteil der Analysen unter Berücksichtigung dieses Faktors durchgeführt.

Im Gegensatz zu lesbischen Stieffamilien stehen Partnerinnen, die einen gemeinsamen Kinderwunsch umsetzen wollen, vor der Entscheidung, welche der beiden Frauen das Kind austrägt. Eine explorative Analyse der qualitativen Interviews konnte zeigen, dass die Kriterien der Entscheidung über die leibliche Mutterschaft äußerst vielfältig sind.

Meist klären die Partnerinnen zunächst grundsätzlich ab, ob beide Frauen sich vorstellen können, schwanger zu werden und ein Kind zur Welt zu bringen.

„U. [Partnerin; Anm.: A.B.] wollte nicht. Eigentlich ist sie die bessere Mutter, würde ich jetzt mal so sagen und eigentlich würde es ihr gut stehen, aber für sie war völlig klar, ich will nie Kinder austragen. Das passt nicht zu meinem Körper, das passt nicht zu mir und ich glaube auch, dass sie richtig Angst davor hatte“ (021: leibliche Mutter, Familie mit zwei gemeinsamen Kindern).

Goldberg (2006) konnte zeigen, dass sich fast die Hälfte der von ihr befragten Paare bei der Frage nach der leiblichen Mutterschaft für die Frau entscheiden, die einen größeren Wunsch verspürt, das Kind auszutragen. Sind tatsächlich beide Partnerinnen bereit und auch willens ein Kind zur Welt zu bringen, so werden weitere Aspekte abgewogen, um eine Entscheidung über die leibliche Elternschaft zu treffen.

Einen wesentlichen Aspekt in der partnerschaftlichen Diskussion stellt das Alter beider Partnerinnen dar. Auch wenn die leibliche Mutter in der vorliegenden Stichprobe im Mittel 1,6 Jahre jünger ist als die soziale, so kann nicht grundsätzlich davon ausgegangen werden, dass die jüngere Partnerin automatisch die leibliche Mutter wird. Die Betrachtung der teilstrukturierten Interviews konnte zeigen, dass auch das Gegenteil der Fall sein kann. Befindet sich beispielsweise eine Partnerin am Ende ihrer

fertilen Phase, ihre Lebensgefährtin ist aber noch einige Jahre jünger und hat damit noch mehrere Jahre Zeit, ein Kind zur Welt zu bringen, so entscheidet sich das Paar bei der Frage nach der leiblichen Mutterschaft nicht selten für die ältere Partnerin. Für ein zweites Kind käme diese dann aufgrund ihres Alters nicht mehr in Frage. Ihre Partnerin kann dagegen, wenn ein zweites Kind geplant ist, die leibliche Mutterschaft übernehmen (Baetens et al. 2003).

Neben der grundsätzlichen Bereitschaft und dem Alter werden noch weitere Aspekte in die Entscheidungsfindung einbezogen. Zum Beispiel fließt häufig mit ein, ob eine der beiden Frauen schon einmal das Erlebnis einer Schwangerschaft und Geburt hatte. Kommt z.B. eine Partnerin aus einer vorherigen heterosexuellen Beziehung und hat mit ihrem damaligen Lebensgefährten bereits ein Kind zur Welt gebracht, so tritt sie oftmals zugunsten ihrer Partnerin zurück.

„Ja, war sofort klar, dass meine Freundin das bekommt, einfach aus dem Grund, weil sie noch sieben Jahre jünger ist als ich und weil ich schon ein Kind geboren habe. Zu dem Zeitpunkt war das eigentlich ganz klar und weil ich eigentlich ohnehin vorher vom Kopf her die Familienplanung für mich abgeschlossen hatte, kam überhaupt keine Schwangerschaft mehr für mich in Frage. Ich war bereit ein Kind noch mal zu erziehen, aber hatte immer schon auch damals als ich noch verheiratet war mit meinem Mann, wenn wir die Möglichkeit in Betracht gezogen hätten noch ein Kind haben zu wollen, hätten wir auch das über die Schiene Pflege- oder Adoptivkind laufen lassen“ (061: soziale Mutter, Stieffamilie mit einem gemeinsamen und einem angenommenen Kind).

Außerdem wird auch der Gesundheitszustand beider Partnerinnen berücksichtigt. Ist eine der beiden Frauen aus gesundheitlichen Gründen weniger gut geeignet, ein Kind zur Welt zu bringen, so entscheidet sich das Paar in der Regel für die andere Partnerin.

Lesbische Familien werden in den Analysen zudem nach der *Familienform* unterschieden. Die entsprechende Variable gibt an, ob es sich um eine Stieffamilie oder eine Familie mit gemeinsamen Kindern handelt. Wie bereits Rupp/Dürnberger (2009) zeigen konnten, unterscheidet sich der Lebensalltag in diesen beiden Familienformen beträchtlich.

Das *gemeinsame Bildungsniveau im Paar* wurde durch die Summe der Bildungsjahre beider Partner(innen) errechnet. Eine hohe Bildungssumme kann in der Folge als Indikator für eine insgesamt eher liberale Einstellung innerhalb des Paares z.B. hinsichtlich der Arbeitsteilung gedeutet werden.

Zur Erfassung der *Bildungshomogamie* wurden zwei verschiedene Operationalisierungen gewählt. Wird Bildungshomogamie im strikten Sinne definiert, so beträgt die Differenz der Bildungsjahre beider Partner(innen) Null. In einer weniger strengen Festlegung werden Paare dann als bildungshomogam bezeichnet, wenn sie sich hinsichtlich ihrer Bildungsjahre um nicht mehr als drei Jahre unterscheiden.

Die *Bildungsrelation* berücksichtigt zwei Bildungsmerkmale der Partner(innen) (Schulz 2010; van Berkel/de Graaf 1999). Zum einen enthält sie Informationen zu einer möglichen Bildungshomogamie im Paar. Zum anderen wird die Höhe des gemeinsamen Bildungsniveaus einbezogen. Dabei wurde auf eine eher weit gefasste Definition von Bildungshomogamie zurückgegriffen. Letztlich lassen sich Paare auf Basis der Bildungsrelation in drei Gruppen unterteilen. Partner(innen), die sich im Bildungsniveau um mehr als drei Jahre unterscheiden, Partner(innen), die bildungshomogam sind und sich zusammen auf einem niedrigen oder mittleren Bildungsniveau befinden sowie jene Paare, deren Partner(innen) bildungshomogam auf hohem Niveau⁴⁴ sind.

⁴⁴ Ein niedriges, mittleres und hohes Bildungsniveau wurde entsprechend der CASMIN-Skalierung festgelegt (exemplarisch für den Mikrozensus: Lechert et al. 2006). 1a bis 1c werden der niedrigen, 2a bis 2c der mittleren, sowie 3a und 3b der hohen Bildungsschicht zugeordnet.

Weitere mögliche Erklärungsfaktoren (Kontrollvariablen)

Als ein weiterer wichtiger psycho-sozialer Faktor wurde die *Vorliebe des/der Befragten für häusliche Routinetätigkeiten* in die Analysen aufgenommen. Dafür wurde für jede(n) Befragte(n) die Anzahl der Tätigkeiten berechnet, die der/die Befragte angibt, gern zu verrichten. Da insgesamt vier häusliche Routinetätigkeiten betrachtet wurden, schwankt dieser Summenwert zwischen 0 und 4.

Auf Paarebene wurde außerdem eine Variable gebildet, die anzeigen soll, ob eine(r) der beiden Partner(innen) die häuslichen Aufgaben im Gegensatz zu seinem/ihrer Partner(in) eher gern erledigt. Die binäre Variable erhält dann den Wert 1, wenn lediglich eine(r) der beiden Partner(innen) die häuslichen Routinetätigkeiten gern übernimmt. Konkret bedeutet dies, dass er/sie anders als der/die Partner(in) mindestens drei von vier Aufgaben gern ausführt.

Die *Prinzipien der Arbeitsteilung* spiegeln die Einschätzung der Befragten wider, wie die Arbeitsteilung im Paar entsteht. Hierbei flossen die Bedeutsamkeit des Gleichberechtigungsgedankens sowie die Aussage darüber, dass die Aufteilung eine Selbstverständlichkeit gewesen sei, in die Analysen ein. Die Befragten konnten den beiden Aussagen „Wir legen großen Wert darauf, dass die Aufgaben gleich verteilt werden“ und „Es war selbstverständlich, wer für welche Bereiche in der Familie zuständig ist“ auf einer vierstufigen Skala voll und ganz, eher, eher nicht und überhaupt nicht zustimmen. In den Analysen wurden diese beiden Grundhaltungen in Form von binären Variablen berücksichtigt, welche dann den Wert 1 annehmen, wenn der/die Befragte der Aussage voll und ganz zustimmte.

Als familiäre Faktoren werden zunächst die Dauer der Partnerschaft und des Zusammenlebens sowie der *Institutionalisierungsgrad der Partnerschaft* berücksichtigt. Um diesen abbilden zu können wird eine binäre Variable in die Modelle aufgenommen, welche angibt, ob die Partner(innen) bis zum Zeitpunkt der Erhebung eine Eingetragene Lebens-

partnerschaft eingegangen sind. Analog zur Eheschließung bei heterosexuellen Paaren wird davon ausgegangen, dass der Entschluss zu einer Eintragung/Ehe mit der Existenz traditioneller Werte korreliert. In der Folge führen diese traditionellen Einstellungen auch in Bezug auf die Arbeitsteilung zu eher traditionellen – also komplementären – Verteilungen (Baxter 2001, 2002; South/Spitze 1994).

Die *Anzahl der Kinder* und das *Alter des jüngsten Kindes* bestimmen in hohem Maße mit, wie groß der Arbeitsaufwand in den Familien zum Zeitpunkt der Befragung ist. Es ist davon auszugehen, dass der alltägliche Aufwand im familiären Bereich größer wird, je mehr Kinder im Haushalt leben und je jünger diese sind. Ist in der Analyse das Alter des jüngsten Kindes von Interesse, so werden lediglich Ein-Kind-Familien in die Berechnungen integriert, da in der ersten *ifb*-Studie nicht nach dem Alter aller im Haushalt lebender Kinder gefragt wurde. Die Interviewpartner(innen) sollten sich stattdessen immer auf ein vorher zufällig ausgewähltes Zielkind beziehen. Das Alter des Zielkindes ist daher nicht automatisch das Alter des jüngsten Kindes im Haushalt. Da jedoch zwei Drittel der Befragten aus der Studie zu gleichgeschlechtlichen Familien nur ein Kind haben, ist in diesen Fällen das Alter des Zielkindes auch automatisch das Alter des jüngsten Kindes im Haushalt.⁴⁵

⁴⁵ Näheres zum Procedere der Auswahl des Zielkindes ist zu finden bei Dürnberger et al. (2009).

5 Beschreibung der Aufgabenteilung in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften

Ein großes Potential der vorliegenden Arbeit liegt darin, die Arbeitsteilung einer bisher nur wenig erforschten Gruppe umfassend darzustellen. Zu diesem Zweck wird im nun folgenden Kapitel sehr ausführlich auf die Verteilung der drei Lebensbereiche Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften eingegangen. Der Tatsache, dass die drei Sphären in Verbindung zueinander stehen und sich gegenseitig bedingen, wird in späteren multivariaten Auswertungen Rechnung getragen (vgl. Kap. 6).

Es ist zu vermuten, dass die tatsächliche Allokation der Aufgaben eng mit der Bewertung der drei Aufgabenbereiche Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung zusammenhängt. Daher soll im Folgenden näher betrachtet werden, welchen Aufgabenbereich die Akteure eher gern verrichten und welchen sie lieber meiden möchten.

Eine wichtige Annahme der *Verhandlungstheorie* besagt, dass unbezahlte Tätigkeiten wie Hausarbeit oder Kinderbetreuung als unbeliebt angesehen werden, während die bezahlte Erwerbsarbeit gerne übernommen wird (Ott 1992). Diese Behauptung kann nicht für die Hausarbeit und die Kinderbetreuung in gleichem Maße unhinterfragt hingenommen werden. Es ist durchaus plausibel, dass kindbezogene Tätigkeiten positiver bewertet werden, als andere – unbezahlte – Aufgaben im häuslichen Bereich (Kroska 2003). Es lässt sich empirisch zeigen, dass sich ein Wandel in Bezug auf die Bewertung von Hausarbeit und Kinderbetreuung vollzogen hat. Bis in die 1970er Jahre hinein war mit dem Bild einer guten Mutter auch immer die Vorstellung einer ambitionierten Hausfrau verbunden. Während sich Frauen also früher noch über ihre Rolle als Mutter *und* Hausfrau definiert haben, zeigen aktuelle Befunde, dass sich Frauen heute nicht mehr über die Verrichtung häuslicher Pflichten, wohl aber über ihre Mutterschaft definieren (Kortendiek 1999: 259f.). Auch neuere Studien konnten eine hohe Wertigkeit des familiären Bereichs bei jungen Hoch-

schulabsolvent(inn)en feststellen, was sich darin manifestiert, dass die Familienfreundlichkeit eines Unternehmens einen wichtigen Faktor bei der Arbeitgeberwahl darstellt. Berufliche Positionen, die eine gute Vereinbarkeit von Familie und Beruf ermöglichen, werden anderen Stellen vorgezogen (Trendence 2007). Es scheint so, als werde die Erwerbstätigkeit in modernen Familien nicht um jeden Preis angestrebt. Auch Klenner (2004) stellt in ihrer Arbeit fest, dass die Erwartungen von Arbeitnehmer(innen) an die Familienfreundlichkeit eines Arbeitgebers hoch sind. Als familienfreundlich werden nicht nur solche Maßnahmen verstanden, die sich an die klassische Kernfamilien richten. Vielmehr bemühen sich viele Unternehmen, die verschiedensten Lebenszusammenhänge und Familienformen darin zu unterstützen, Familie und Beruf zu vereinbaren.

Zusammengefasst deuten diese Befunde darauf hin, dass Haushalt und Kinderbetreuung ganz unterschiedlich bewertet werden. Der Versorgung und Betreuung von Kindern wird in der Regel eine größere Bedeutung beigemessen als den häuslichen Tätigkeiten. In manchen Bereichen scheinen die Betroffenen sogar die Erwerbsarbeit zugunsten der Kinderbetreuung hintenanzustellen.

Auch Studien zu lesbischen Partnerschaften stellen die Bedeutsamkeit des familiären Bereichs für die Individuen heraus und bezweifeln damit die allgemein gültige Präferenz für die Erwerbsarbeit. Perlesz et al. (2010) näherten sich diesem Problem an, indem sie ihren Interviewpartner(inne)n unter anderem die offene Frage nach den Gründen für das gewählte Arbeitsteilungsarrangement stellten. Etwa die Hälfte der Befragten gab als Grund für eine Arbeitszeitreduktion an, gerne viel Zeit mit dem Kind verbringen zu wollen. Insgesamt 30 der 382 Befragten begründeten dies damit, dass sie in der Vergangenheit viel auf sich nehmen mussten, um dieses Kind zu bekommen. Dieser Aspekt dürfte bei homosexuellen Paaren besonders ins Gewicht fallen und möglicherweise die hohe Bedeutsamkeit des Familienbereichs für schwule und lesbische Paare erklären.

Auch die Auswertung der teilstrukturierten Interviews im Rahmen der vorliegenden Untersuchung belegt die unterschiedliche Bewertung von Erwerbsarbeit, Haushaltstätigkeiten und Kinderbetreuung durch die schwulen und lesbischen Partner(innen). Die Gespräche mit beiden Partner(inne)n zeigen, dass diese in der Regel zunächst Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung regeln, bevor sie sich über die Aufteilung der häuslichen Pflichten verständigen.

Die befragten Mütter und Väter äußerten sich sowohl positiv als auch negativ zu den drei Teilbereichen. Die Bewertungen erfolgten dabei in Form von expliziten aber auch impliziten Äußerungen. Evaluieren Befragte den Erwerbsbereich explizit als positiv, so betonen sie beispielsweise die Wichtigkeit dieser Sphäre für ihren Lebensalltag. Ihre Berufstätigkeit bedeutet für sie Spaß, Selbstverwirklichung, Selbstbestätigung, Sicherung des Lebensstandards und/oder finanzielle Unabhängigkeit.

„Es war immer im Vordergrund, dass wir beide unseren Beruf sehr lieben und die Frage hat sich nicht gestellt. Bevor wir zusammen gekommen sind, war ich ja 18 Jahre verheiratet. Und hab immer gearbeitet. Auch als die Kinder klein waren. Zwar in ganz geringem Maße, weil eben nicht mehr möglich war“ (142: soziale Mutter, Stieffamilie mit jeweils zwei Kindern aus vorheriger Ehe).

Als implizit positive Bewertung werden jene Aussagen interpretiert, die sich auf den Wunsch beziehen, die eigene Lohnarbeit entweder erneut zu beginnen oder auszubauen. Nicht selten wünschen sich die Partner(innen) eine gleichberechtigte Erwerbsbeteiligung, wobei die doppelte Teilzeitbeschäftigung oft das ideale Modell für die Befragten darstellt.

„Wir würden es gerne so Hälfte - Hälfte machen. Ich glaube, das wäre auch das Beste für uns beide“ (021: leibliche Mutter, Paar mit 2 gemeinsamen Kindern).

Im Rahmen der qualitativen Interviews wurden auch negative Aspekte der Erwerbsarbeit genannt. Die Befragten wiesen z.B. auf Nachteile hin, die sich für Selbstständige ergeben, da diese häufig nur sehr schwer Elternzeit nehmen können. Um nicht den Kunden-, Klienten- oder Patientenstamm zu verlieren, verzichteten sie häufig auf die Inanspruchnahme der Elternzeit und bedauern in der Folge, nicht mehr Zeit mit dem Kind verbracht zu

haben. Als weitere explizit negative Bewertung wird die hohe körperliche und psychische Belastung durch die Erwerbsarbeit angeführt. Einige Befragte betonten auch, dass auf jeden Fall die Betreuung und Versorgung des Kindes/der Kinder gewährleistet sein muss, bevor die Realisierung von Wünschen hinsichtlich des Erwerbsumfangs ansteht. Hier zeigt sich, dass sie die Kinderbetreuung als besonders wichtig einschätzen, indem sie die Lohnarbeit implizit als weniger bedeutsam bewerten.

„Von daher hat sich nicht die Frage gestellt, wie machen wir das, wie geht es weiter, weil wir hätten es sicherlich nicht machen können, wenn wir beide, full-time jetzt sag ich mal von acht bis um sechs oder so [gearbeitet hätten; Anm. A.B.]. Das hätten wir nicht gemacht, dann hätten wir auch das Kind nicht haben müssen, um dann das Kind irgendwo zu einer Tagesmutter zu geben oder so. Dann wär einer von uns sicherlich zuhause geblieben. In dem Fall dann ich“ (061: soziale Mutter, Familie mit gemeinsamem Kind).

Ebenfalls als eine negative Bewertung der Erwerbsarbeit können die Aussagen interpretiert werden, dass keine Erwerbstätigkeit gewünscht oder eine Reduktion des Erwerbsumfangs zugunsten des Partners/der Partnerin durchgeführt wird.

„Ich hab noch mal eine Weiterbildung gemacht, also mir fehlte noch ein bisschen Zeit zum Facharzt. Da musste ich ins Krankenhaus gehen und musste voll arbeiten. Und weil wir sonst die Kinderbetreuung nicht hinbekommen hätten, ist sie zurückgetreten auf ne 30 Stunden Stelle und hat nur Nachtdienst gemacht und jetzt bin ich mit der Zeit fertig und bin wieder in meine alte 30 Stunden Stelle zurück. Wir arbeiten halt beide im Schichtdienst und das ist insofern schon ganz gut, dass wir uns dann auch, wenn jetzt mal Ferienzeit ist und der J. [Sohn; Anm. A.B.] nicht gerade bei den Großeltern zu Besuch ist, dass wir uns halt abwechseln können, mit der Kinderbetreuung, dass halt immer einer zuhause ist“ (062: leibliche Mutter, Familie mit gemeinsamem Kind).

Äußern sich die Befragten in den teilstrukturierten Interviews wertend in Bezug auf die Kinderbetreuung, so tun sie dies in ihren positiven Bewertungen meist nur implizit. Die Bedeutsamkeit des familiären Bereichs wird beispielsweise daraus ersichtlich, dass die Befragten angeben, schon immer einen sehr großen Kinderwunsch verspürt zu haben und gerne Zeit mit Kindern verbracht zu haben. Auch der Wunsch nach der rechtlichen Anerkennung der Elternschaft in Form einer Stiefkindadoption und

die bereits erfolgte Adoption durch die soziale Mutter zeugen von einer großen Wichtigkeit des familiären Bereichs. In den Erzählungen der Mütter wurde außerdem deutlich, dass diese sehr reflektiert ihre Elternschaft praktizieren, was ebenfalls die Bedeutsamkeit dieses Bereichs herausstellt. Der Wunsch nach einer gleichberechtigten Elternschaft, die Wichtigkeit der Elternallianz den Kindern gegenüber, die Berücksichtigung mehrerer – auch männlicher – Bezugspersonen sowie eine gewollte Elternschaft zu dritt mit dem leiblichen Vater sind nur einige Beispiele für einen derart bewussten Umgang mit der eigenen Elternschaft und Familie.

„Wir haben sie so geregelt, dass wir beide fürs Kind gleichwertig zuständig sind oder das war unser Wunschgedanke, sagen wir mal so. Das ging ja nicht ganz, weil wie F. [Tochter; Anm. A.B.] zur Welt kam, da war die Verpartnerung noch nicht, also weil es nicht ging. Und das heißt ich konnte ja keinen Erziehungsurlaub nehmen, was ich ja gerne gemacht hätte. So war B. [Partnerin; Anm. A.B.] drei Jahre zu Hause und ich habe für die Familie den Lebensunterhalt gebracht“ (111: soziale Mutter, Familie mit gemeinsamem Kind).

„Ich habe nichts gegen Fragen, wie: Braucht ihr Kind nicht eine Mutter? Weil ich darauf natürlich zu antworten weiß: ja ein Kind braucht Frauen. Also ein Kind braucht Frauen und Männer. Und wenn ein Kind bei zwei Männern aufwächst, braucht es stabile Kontaktpersonen, die weiblich sind. Ganz eindeutig. Nicht zwingend eine Mutter, nein“ (101: Adoptivvater, ein Kind).

Negative Bewertungen des familiären Bereichs und der Kinderbetreuung wurden vor allem dann abgegeben, wenn eine Partnerin keinen Kinderwunsch gehegt hatte und durch die Partnerschaft mit einer Frau mit Kind zu einer Familie gekommen war. In diesen Fällen wurde nicht selten von einer fehlenden Bindung zum Kind und einem mangelnden Interesse an der Betreuung des Kindes berichtet. Doch auch in Familien, in welchen sich beide Partner(innen) ein Kind gewünscht hatten, wurden ganz explizit Probleme geäußert, die sich nach der Familiengründung eingestellt hatten. Eine hohe Arbeitslast durch die Betreuung des Kindes/der Kinder, die finanzielle Belastung und mögliche berufliche Rückschritte sind Beispiele hierfür. Des Weiteren nannten die Befragten auch Probleme im

familiären Bereich, die sich durch die besondere Lebenssituation einer gleichgeschlechtlichen Familie eingestellt hatten.

„Und sie [die Tochter; A.B.] sagt immer ‚es ist nie so zwischen uns, wie es zwischen anderen Müttern und ihren Töchtern ist‘. Weil die anderen Mütter haben auch manchmal ihre Tochter als beste Freundin und deine beste Freundin ist die U. [die Partnerin; Anm. A.B.]‘ Da ist viel Eifersucht und Konkurrenz und es stimmt auch ein Stück, denke ich“ (141: leibliche Mutter, Stieffamilie mit jeweils zwei leiblichen Kindern).

Werden die Interviews hinsichtlich der Bewertungen häuslicher Routine-tätigkeiten gesichtet, so wird deutlich, dass dieser Lebensbereich meist als notwendiges Übel erachtet wird. Nur wenige Befragte geben explizit an, die Hausarbeit gerne zu verrichten. Meist stellen sie hierbei einzelne Aufgaben wie das Kochen heraus. Die negativ konnotierten Äußerungen erstrecken sich von ganz expliziten Ablehnungen, über das Abfinden mit den Aufgaben, bis hin zur Freude, diese nicht verrichten zu müssen. Immer wieder weisen vor allem die weiblichen Befragten darauf hin, dass ihnen die Gleichverteilung dieser – unbeliebten – Tätigkeiten sehr am Herzen liegt. Ziel ist es, weder sich selbst noch die Partnerin alleine mit den häuslichen Routinetätigkeiten zu belasten. Ein wesentlicher Nachteil der häuslichen Pflichten ist laut der Interviewpartner(innen) der hohe Aufwand im Haushalt, da die Tätigkeiten meist sehr zeitintensiv sind und regelmäßig anstehen.

„Es ist so, erstens mal haben wir da sehr drauf geachtet, dass wir immer gleich gearbeitet haben stundenmäßig. Es wäre ein Einfaches gewesen, die J. [Partnerin; Anm. A.B.] verdient nämlich ein Stück mehr Geld als ich, zu sagen, du gehst jetzt in die volle Berufstätigkeit, ich mach dafür mehr Haushalt. Und das wollten wir beide nicht. So sehr lieben wir beide nicht den Haushalt und sehen auch nicht unsere Erfüllung darin. Und wir haben dann ganz bewusst auf ein Stück Geld verzichtet, aber dass das einfach ausgewogen bleibt“ (142: leibliche Mutter, Stieffamilie mit jeweils zwei Kindern aus einer vorherigen Ehe).

Fasst man die Befunde aus den Analysen der teilstrukturierten Interviews zusammen, so kann festgehalten werden, dass die häuslichen Routinetätigkeiten wie von den ressourcenbasierten Theorieansätzen propagiert, häufig als unbeliebt angesehen und als lästige Pflicht empfunden werden.

Die Kinderbetreuung, die ja ebenfalls nicht monetär entlohnt wird, unterscheidet sich in diesem Punkt jedoch drastisch von der Hausarbeit. Der Kinderbetreuung wird ein deutlich größerer Stellenwert eingeräumt als den häuslichen Routinetätigkeiten. Dies zeigt sich bereits daran, dass die gesamte Arbeitsteilung im Paar zunächst über die Allokation von Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung verläuft, während die Hausarbeit erst in einem zweiten Schritt verteilt wird. Des Weiteren wählen die Partner(innen) ihr Erwerbsarrangement nicht selten mit Rücksicht darauf, die Kinderbetreuung gleichberechtigt übernehmen zu können. Die Ergebnisse deuten somit darauf hin, dass die Annahme der *ökonomischen Theorien*, die Akteure würden versuchen, auch die Kinderbetreuung abzuwenden, nicht gehalten werden kann.

5.1 Erwerbsbeteiligung der Partner(innen)

5.1.1 Individuelle Erwerbsumfänge der Partner(innen)

Voraussetzung für eine Untersuchung der Verteilung der Erwerbsarbeit im Paar ist eine Analyse des absoluten Ausmaßes des Erwerbseingagements der Partner(innen). Daher wird zunächst der individuelle Erwerbsumfang der Partner(innen) untersucht.

Kinderlose Paare

Unter kinderlosen Partner(inne)n ist die Mehrheit (86,1%) erwerbstätig – 88,2% der Frauen und 84,5% der Männer⁴⁶ gehen einer bezahlten Beschäftigung nach.

⁴⁶ Der Unterschied ist nicht signifikant.

Tabelle 5-1: Individuelle Erwerbsumfänge der Partner(innen) in kinderlosen Partnerschaften

	Frauen	Männer	gesamt
in %			
nicht erwerbstätig	11,8	15,5	13,9
erwerbstätig	88,2	84,5	86,1
n =	814	1052	1866
davon:			
unter 15 Std.	5,7	4,6	5,1
15 bis 25 Std.	7,7	7,9	7,8
25,5 bis 30 Std.	7,5	4,2	5,7
30,5 bis 40 Std.	47,5	47,5	47,5
40, 5 Std. und mehr	31,6	35,9	34,0
n =	718	889	1607

Quelle: eigene Berechnungen; *ifb*-Studie 2: n = 968;

*Unterschiede zwischen kinderlosen Männern und Frauen nicht signifikant;

Werden nur Erwerbstätige näher betrachtet, so ergeben sich hinsichtlich der absoluten wöchentlichen Arbeitszeit kaum Unterschiede zwischen Männern und Frauen. Der Anteil derer, die nur in geringem Umfang einer bezahlten Beschäftigung nachgehen und demnach eine wöchentliche Arbeitszeit von unter 15 Stunden aufweisen, ist mit 5,7% bei den Frauen und 4,6% bei den Männern relativ gering. In Teilzeit, d.h. zwischen 15 und 32 Stunden pro Woche beschäftigt, sind 15,2% der Frauen und 12,1% der Männer. Wie erwartet ist der Großteil der kinderlosen Partner(innen) in Vollzeit⁴⁷ erwerbstätig. Insgesamt 47,5% arbeiten zwischen 30,5 und 40 Stunden, weitere 34,0% weisen eine wöchentliche Ar-

⁴⁷ Beschäftigungsverhältnisse mit einem wöchentlichen Stundenumfang von mehr als 30 Stunden werden in der vorliegenden Arbeit als Vollzeittätigkeit definiert. Dies geschah vor dem Hintergrund, dass für die Bewilligung zahlreicher sozialpolitischer Leistungen wie beispielsweise die Inanspruchnahme der Elternzeit oder den Bezug des Elterngeldes eine maximale Stundenzahl von 30 Stunden zu Grunde gelegt wird.

beitszeit von über 40 Stunden auf. Männer tendieren dabei etwas häufiger als Frauen zu höheren Erwerbsumfängen (35,9 vs. 31,6%).

Werden die Daten der vorliegenden Stichprobe mit jenen von heterosexuellen Personen⁴⁸ aus dem Mikrozensus 2010 (Knittel et al. 2012)⁴⁹ verglichen, so zeigt sich, dass die Erwerbstätigenquote von lesbischen Frauen ohne Kind in der vorliegenden Stichprobe deutlich höher liegt als die der Vergleichsgruppe aller kinderlosen Frauen in Deutschland. Laut Knittel et al. (2012) sind insgesamt 78,2% der kinderlosen Frauen in Deutschland erwerbstätig (ebd.: 24). Der Anteil bei kinderlosen Frauen in lesbischen Partnerschaften beläuft sich dagegen auf 88,2%. Wird aus Vergleichbarkeitsgründen die Stichprobe der lesbischen Befragten ebenfalls auf Frauen zwischen 20 und 55 Jahren beschränkt, so liegt die Erwerbstätigenquote sogar noch höher und beträgt 92,9%.

Eine nähere Betrachtung der Erwerbsumfänge macht deutlich, dass der Anteil an teilzeitbeschäftigten Frauen in der hier vorliegenden Stichprobe Homosexueller deutlich geringer ist als der Vergleichswert aus dem Mikrozensus (ca. 15⁵⁰ vs. 24%) (Knittel et al. 2012: 40). Darüber hinaus sind Frauen in der vorliegenden Stichprobe deutlich häufiger in Vollzeit beschäftigt. Insgesamt 79,1% der kinderlosen lesbischen Frauen und lediglich 68% der kinderlosen Frauen im Mikrozensus gehen einer Vollzeitbeschäftigung nach.

⁴⁸ Knittel et al. (2012) weisen nicht explizit darauf hin, dass es sich um Personen in heterosexuellen Partnerschaften handelt. Sicherlich dürften hier auch Frauen in lesbischen Beziehungen enthalten sein, wobei deren Anteil vermutlich relativ klein ist. Eggen weist den Anteil von gleichgeschlechtlichen Partnerschaften an allen Paargemeinschaften im Mikrozensus 2006 mit 0,3% aus (Eggen 2009: 7).

⁴⁹ Bei Knittel et al. (2012) werden nur kinderlose Frauen im Alter von 20 bis 55 Jahren berücksichtigt.

⁵⁰ Der Wert ist für die lesbische Population vermutlich etwas höher als 15%, da in der vorliegenden Arbeit als Grenzwert für eine Teilzeitbeschäftigung ein Stundenumfang von 30 Stunden pro Woche angenommen wurde, während Knittel et al. (2012) eine Grenze von 32 Stunden wählen.

Zusammengefasst sind Frauen in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften demnach häufiger erwerbstätig und weisen im Mittel höhere Erwerbsumfänge auf als kinderlose Frauen im Allgemeinen. Dieses erhöhte Engagement im Arbeitsmarkt ist sicherlich auch mit den im Vergleich zur Gesamtbevölkerung sehr hohen Bildungsabschlüssen der Frauen in der vorliegenden Stichprobe zu begründen.

Wird die Gruppe der kinderlosen schwulen Männer ebenfalls den Befunden aus dem Mikrozensus 2010 (Keller/Haustein 2012) gegenüber gestellt, so ist hier in Teilen ein ähnlicher Trend erkennbar: Kinderlose Männer in Deutschland sind zu 68,8% aktiv erwerbstätig (ebd.: 45), während Männer aus der vorliegenden Stichprobe zu 84,5% einer bezahlten Beschäftigung nachgehen. Von den aktiv erwerbstätigen Männern in Deutschland arbeitet der Großteil (95,0%) in Vollzeit. Bei Männern in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften beläuft sich dieser Wert auf 83,4%. Damit sind kinderlose Männer in homosexuellen Partnerschaften zwar etwas häufiger erwerbstätig als kinderlose Männer im Allgemeinen, weisen jedoch im Mittel etwas niedrigere Erwerbsumfänge auf.

Lesbische Familien

Aus Studien zu heterosexuellen Partnerschaften ist bekannt, dass die Geburt eines Kindes insbesondere für die Erwerbstätigkeit der Mutter einen Wendepunkt markiert. Betrachtet man nur gleichgeschlechtliche Familien, zeigen sich hinsichtlich des Erwerbsengagements signifikante Unterschiede zwischen den Familienformen: Der Anteil an erwerbstätigen Müttern ist mit 89,9% in Stieffamilien deutlich höher als in Familien mit gemeinsamen Kindern (80,1%). Dies lässt sich damit begründen, dass der Altersdurchschnitt der Kinder in den hier betrachteten Stieffamilien um ein Vielfaches höher ist als das jener Kinder, die in eine lesbische Beziehung geboren wurden (12,1 vs. 2,8 Jahre). Sind die Kinder älter, so ist es einfacher für die Mütter, die Betreuung der Kinder mit ihrer Erwerbstätigkeit zu vereinbaren, was letztlich zu einer stärkeren Erwerbsbeteiligung führt.

Auch bei den Erwerbsumfängen der Partnerinnen zeichnet sich in Stieffamilien ein höheres Erwerbsengagement ab. Mütter in lesbischen Familien mit gemeinsamen Kindern weisen häufiger eine Teilzeitbeschäftigung auf als Frauen in Stieffamilien (vgl. Tab. 5-2). 8,3% der ersten, aber nur 3,8% der zweiten Gruppe sind mit unter 15 Stunden wöchentlich in geringem Maße erwerbstätig. Zwischen 15 und 30 Stunden pro Woche arbeiten 33,5% bzw. 25,5% der Mütter in lesbischen Familien. Im Gegensatz dazu gehen Frauen in lesbischen Stieffamilien häufiger als Mütter in Familien mit gemeinsamen Kindern einer Vollzeitbeschäftigung von mehr als 30 Stunden pro Woche nach (70,8 vs. 58,3%).

Tabelle 5-2: Individuelle Erwerbsumfänge der Partnerinnen in lesbischen Familien

	Stieffamilien	Familien mit gem. Kindern	gesamt
in %			
nicht erwerbstätig	10,1	19,9	15,1
erwerbstätig	89,9	80,1	84,9
n =	621	634	1255
davon:			
unter 15 Std.	3,8	8,3	5,9
15 bis 25 Std.	14,7	18,5	16,5
25,5 bis 30 Std.	10,8	15,0	12,8
30,5 bis 40 Std.	47,5	45,9	46,7
40, 5 Std. und mehr	23,3	12,4	18,1
n =	558	508	1066

Quelle: eigene Berechnungen; *ifb*-Studie 1: n = 633;

*Unterschiede zwischen Stieffamilien und Familien mit gemeinsamen Kindern signifikant (.002);

Vergleicht man die Werte lesbischer Mütter mit den Daten zu heterosexuellen Müttern aus dem Mikrozensus, so sind letztere mit 64,5% deutlich seltener erwerbstätig als Mütter in den beiden lesbischen Familienformen (84,9%) (Knittel et al. 2012: 24). Sind die Mütter im Arbeitsmarkt aktiv,

handelt es sich laut Mikrozensus zu 50% um Teilzeitbeschäftigungsverhältnisse. Bei Müttern in lesbischen Familien liegt dieser Anteil mit 29,3% deutlich darunter. Mütter in gleichgeschlechtlichen Familien gehen hingegen häufiger einer Vollzeitbeschäftigung von über 30 Stunden pro Woche nach. Sowohl Mütter in Stieffamilien, als auch Mütter in Familien mit gemeinsamen Kindern sind mit 70,8 bzw. 58,3% häufiger als Mütter im Allgemeinen (29%) im Rahmen einer Vollzeitstelle beschäftigt (Knittel et al. 2012: 40). Das höhere Erwerbsvolumen lesbischer Mütter zeigt sich auch in der durchschnittlichen wöchentlichen Arbeitszeit der Partnerinnen. Wie Knittel et al. (2012) für Frauen in Deutschland zeigen konnten, beläuft sich die wöchentliche Arbeitszeit bei kinderlosen Frauen im Mittel auf 34,1 Stunden, bei Müttern hingegen auf durchschnittlich 25,1 Stunden (ebd.: 42). In der vorliegenden Stichprobe Homosexueller liegt die mittlere Stundenzahl pro Woche bei kinderlosen Frauen bei 33,6 Stunden und entspricht somit in etwa dem Wert für kinderlose Frauen im Mikrozensus. Lesbische Mütter weisen eine durchschnittliche wöchentliche Arbeitszeit von 29,5 Stunden auf und liegen damit etwas höher als Mütter mit minderjährigen Kindern im Allgemeinen.

Bisher wurde lediglich das individuelle Erwerbsverhalten der Partner(innen) thematisiert. Entscheidungen über individuelle Erwerbsumfänge werden jedoch in der Regel im Paar getroffen. Die Erwerbsarrangements entwickeln sich häufig in Absprache mit dem/der Partner(in), insbesondere wenn Kinder im gemeinsamen Haushalt leben. Daher ist es notwendig, die Erwerbsumfänge beider Partner(innen) in Relation zueinander zu setzen, indem z.B. der Anteil des/der Befragten an der gesamten Arbeitszeit im Paar näher betrachtet wird.

5.1.2 Erwerbsanteile der Partner(innen)

Kinderlose Paare

Betrachtet man die Erwerbsanteile beider Partner(innen) differenziert danach, ob Kinder im Haushalt leben oder nicht, so zeigt sich für kinderlose Befragte (vgl. Tab. 5-3), dass nur selten eine sehr polare Aufteilung der Arbeitszeit vorkommt. In lediglich 25,9% der Paare übt ein(e) Partner(in) mindestens 75% der Gesamtarbeitszeit im Paar aus. Männerpaare wählen ein solches Arrangement deutlich häufiger als Frauenpaare (29,3 vs. 21,4 %). Lesbische Partnerinnen entscheiden sich stattdessen häufiger für eine Aufteilung, nach der beide Partnerinnen einen etwa gleich großen Teil der Erwerbsarbeit stemmen. So praktizieren 50,9% der weiblichen Paare, aber nur 45,6% der Männerpaare ein Erwerbsmodell, in dem beide Partner(innen) zwischen 45 und 55% der gemeinsamen Arbeitszeit tragen.

Tabelle 5-3: Aufteilung der Erwerbsarbeit in kinderlosen Partnerschaften

	Frauenpaare	Männerpaare	gesamt
in %			
<i>Polar</i> : Ein(e) Partner(in) übernimmt fast ausschließlich allein die Erwerbsarbeit (> 75%)	21,4	29,3	25,9
Eine(e) Partner(in) übernimmt einen größeren Teil der Erwerbsarbeit (zwischen 56 und 75%)	27,7	25,1	26,2
<i>Egalitär</i> : Beide Partner(innen) übernehmen einen etwa gleich großen Anteil an der Erwerbsarbeit (zwischen 45 und 55%)	50,9	45,6	47,9
n =	393	518	911

Quelle: eigene Berechnungen; *ifb*-Studie 2: n = 968;

*Unterschiede zwischen Männer- und Frauenpaaren signifikant (.025);

Lesbische Familien

Wachsen Kinder in der lesbischen Beziehung auf, so kommt es etwas häufiger zu einer polaren Verteilung der Erwerbsarbeit als in kinderlosen Partnerschaften. In 35,8% der Familien ist eine Partnerin fast ausschließlich alleine für die Lohnarbeit zuständig.

Tabelle 5-4: Aufteilung der Erwerbsarbeit in lesbischen Familien

	Stieffamilien	Familien mit gem. Kindern	gesamt
in %			
<i>Polar</i> : Eine Partnerin übernimmt fast ausschließlich allein die Erwerbsarbeit (> 75%)	23,0	48,3	35,8
Eine Partnerin übernimmt einen größeren Teil der Erwerbsarbeit (zwischen 56 und 75%)	32,7	34,1	33,4
<i>Egalitär</i> : Beide Partnerinnen übernehmen einen etwa gleich großen Anteil an der Erwerbsarbeit (zwischen 45 und 55%)	44,3	17,7	30,8
n =	309	317	626

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 1: n = 633;

* Unterschied zwischen Stieffamilien und Familien mit gemeinsamen Kindern signifikant (.000);

Da in der vorliegenden Stichprobe jene Kinder, die in lesbischen Partnerschaften geboren wurden, deutlich häufiger im Säuglings- oder Kleinkindalter sind, als Kinder aus Stieffamilien, verwundert es nicht, dass Familien mit gemeinsamen Kindern häufiger ein Erwerbsarrangement mit einer Haupternährerin wählen (48,3 vs. 23,0%).

Der mit Kleinkindern verbundene höhere Betreuungsaufwand ist sicherlich ein Grund dafür, dass viele Mütter ihre Erwerbstätigkeit unterbrechen oder stark reduzieren. Entsprechend existieren unter den Familien mit gemeinsamen Kindern lediglich 17,7%, deren Partnerinnen die bezahlte Arbeit etwa zu gleichen Teilen übernehmen. Mütter in Stieffamilien praktizieren dieses Modell mit 44,3% deutlich häufiger.

5.1.3 Erwerbsarrangements im Paar

Eine weitere Möglichkeit, die Erwerbsumfänge beider Partner(innen) in Beziehung zueinander zu setzen ist die Analyse von Vollzeit- und Teilzeit-Arrangements. Wie bereits erwähnt, werden jene Beschäftigungsverhältnisse als Vollzeittätigkeiten definiert, die eine Arbeitszeit von mehr als 30 Stunden pro Woche umfassen. Personen, die in Teilzeit erwerbstätig sind, weisen einen wöchentlichen Erwerbsumfang zwischen einer und 30 Stunden auf.

Kinderlose Paare

Ein Geschlechtsvergleich unter den kinderlosen Befragten zeigt, dass es in etwa gleich viele Männer- und Frauenpaare gibt, die ein Vollzeit-Vollzeit-Modell praktizieren (53,7 bzw. 54,2%).

Tabelle 5-5: Erwerbsarrangements in kinderlosen Partnerschaften

Kinderlose Paare			
Arrangement (in %)	Frauen	Männer	gesamt
<i>beide Partner(innen) erwerbstätig</i>			
VZ-VZ	54,2	53,7	53,9
VZ-TZ	22,3	19,8	20,9
TZ-TZ	6,1	3,1	4,4
<i>nicht beide Partner(innen) erwerbstätig</i>			
VZ-NE	8,2	13,6	11,3
TZ-NE	3,3	2,5	2,9
NE-NE	5,9	7,2	6,6
n =	391	514	905

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 2: n = 968; VZ: Vollzeit (> 30 Std. pro Woche); TZ: Teilzeit (max. 30 Std. pro Woche); NE: nicht erwerbstätig

* Unterschied zwischen kinderlosen Männer- und Frauenpaaren signifikant (.033);

Ein Arrangement, in welchem ein(e) Partner(in) in Vollzeit und der/die andere in Teilzeit erwerbstätig ist, wird dagegen etwas häufiger von Frauen- als von Männerpaaren gewählt (22,3 vs. 19,8%). Eine Aufteilung, in der ein(e) Partner(in) nicht erwerbstätig ist, während der/die andere mehr als 30 Stunden pro Woche einer bezahlten Beschäftigung nachgeht, kommt dagegen etwas häufiger in Männerpaaren vor (13,6 vs. 8,2%).

Lesbische Familien

Unterscheidet man lesbische Paare mit Kindern nach der Familienform, so zeigen sich auch hier deutliche Unterschiede. Wie erwartet kommt mit 44,7% ein Vollzeit-Vollzeit-Arrangement deutlich häufiger in Stieffamilien als in Familien mit gemeinsamen Kindern vor (13,9%).

Tabelle 5-6: Erwerbsarrangements in lesbischen Familien

Arrangement (in %)	Lesbische Familien		
	Stieffamilien	Familien mit gem. Kindern	gesamt
<i>Beide Partner(innen) erwerbstätig</i>			
VZ-VZ	44,7	13,9	29,1
VZ-TZ	28,8	37,5	33,2
TZ-TZ	8,4	10,7	9,6
<i>Nicht beide Partner(innen) erwerbstätig</i>			
VZ-NE	9,1	28,1	18,7
TZ-NE	6,8	7,9	7,3
NE-NE	2,3	1,9	2,1
n =	309	317	626

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 1: n = 633; VZ: Vollzeit (> 30 Std. pro Woche); TZ: Teilzeit (max. 30 Std. pro Woche); NE: nicht erwerbstätig

* Unterschiede zwischen Stieffamilien und Familien mit gemeinsamen Kindern signifikant (.000);

Auch hier ist zu vermuten, dass die Ursache nicht in der Familienkonstellation selbst liegt, sondern auf das höhere Alter der Kinder in Stieffamilien zurückzuführen ist. Folglich kommt es in Familien mit gemeinsamen Kindern signifikant häufiger zu einem Vollzeit-Teilzeit-Muster (37,5 vs. 28,8%). Ähnliches gilt auch für das Arrangement, in dem nur eine Partnerin erwerbstätig ist, und zwar mit mehr als 30 Stunden pro Woche. Familien mit gemeinsamen Kindern entscheiden sich deutlich häufiger für eine solche Aufteilung (28,1 vs. 9,1%).

Ist eine der beiden Partnerinnen nicht außerhäuslich beschäftigt oder geht einer Erwerbstätigkeit mit reduziertem Stundenumfang nach, so ist von Interesse, welche der beiden Mütter ihr Engagement im Arbeitsmarkt einschränkt. In 73,6% der entsprechenden Familien unterbricht die leibliche Mutter die Lohnarbeit. Auch bei Familien mit einem Vollzeit-Teilzeit-Arrangement ist zu 70,9% die leibliche Mutter jene, welche die Wochenarbeitszeit reduziert, während die soziale Mutter in Vollzeit beschäftigt ist.

Vergleicht man die oben dargestellten Resultate mit Befunden zu heterosexuellen Familien, so zeigen sich die folgenden Ergebnisse: In heterosexuellen Familien kommt es deutlich häufiger zum Erwerbsausstieg eines Partners/einer Partnerin – in der Regel der Mutter – als in lesbischen Familien. Dass beide Partnerinnen erwerbstätig sind, berichten 71,9% der lesbischen Familien. Keller und Haustein (2012) stellen in ihren Analysen auf Basis des Mikrozensus 2010 fest, dass dies für 54% aller Familien mit minderjährigen Kindern zutrifft.

Sind beide Elternteile erwerbstätig, so wählen 46,2% der lesbischen Elternpaare ein Vollzeit-Teilzeit-Arrangement (vgl. Tab. 5-7). Für die Vergleichsgruppe im Mikrozensus liegt der entsprechende Wert laut Keller und Haustein bei 72,6%, wobei in 70,6% aller Paare der Mann einer Vollzeitbeschäftigung nachgeht und lediglich in 2,0% die Frau. Im Gegensatz dazu wählen lesbische Familien häufiger als Familien im Allgemeinen eine Erwerbsaufteilung mit zwei Vollzeitbeschäftigungen (40,4 vs. 24,4%). Auch Arrangements mit zwei Teilzeitstellen kommen in lesbischen Familien häufiger vor als bei Familien im Mikrozensus (13,3 vs. 3,1%) (Kel-

ler/Haustein 2012: 39). Perlesz et al. (2010), die in ihrer Studie die Arbeitsteilung von 317 homo- und 958 heterosexuellen Paaren in Australien und Neuseeland vergleichen, kommen zu ähnlichen Ergebnissen. Auch sie stellen fest, dass lesbische Paare häufiger als heterosexuelle Partnerschaften ein Teilzeit-Teilzeit-Arrangement wählen. Frauenpaare greifen außerdem seltener auf das bekannte Muster aus heterosexuellen Beziehungen zurück, wonach die eine Partnerin einer Vollzeitbeschäftigung nachgeht, während die andere gar nicht erwerbstätig ist (ebd.).

Tabelle 5-7: Erwerbsarrangements in hetero- und homosexuellen Familien

	Familien im MZ	Lesbische Familien gesamt
in %		
nicht beide erwerbstätig	45,9	28,1
beide erwerbstätig	54,1	71,9
davon:		
VZ-VZ	24,4	40,4
VZ-TZ	72,6	46,2
TZ-TZ	3,1	13,3
n =		626

Quelle: Familien im MZ (Keller/Haustein 2012); Lesbische Familien: ifb-Studie 1: n = 633; VZ: Vollzeit (> 30 Std. pro Woche); TZ: Teilzeit (max. 30 Std. pro Woche); NE: nicht erwerbstätig;

Ist ein(e) Partner(in) nicht erwerbstätig, so stellt sich die Frage, als was er/sie hinsichtlich seines/ihre Erwerbsstatus bezeichnet wird. Die deskriptiven Auswertungen zeigen deutliche Unterschiede zwischen den hier unterschiedenen vier Gruppen.

Kinderlose Männer in schwulen Partnerschaften, die keiner bezahlten Beschäftigung nachgehen, sind zu 64,4% in Rente, zu 13,5% in einer Aus- oder Weiterbildungsmaßnahme und zu 10,4% arbeitslos. Ebenfalls 10,4% charakterisieren sich selbst oder werden von ihrem Partner als „Hausmann“ bezeichnet. In der Gruppe der nicht-erwerbstätigen kinderlosen

Frauen sind 53,1% in Rente oder Pension, 30,2% absolvieren zum Zeitpunkt der Befragung eine Aus- oder Weiterbildung und 9,4% sind arbeitslos. Im Vergleich zu schwulen Männern bezeichnen deutlich weniger Frauen in lesbischen Partnerschaften – nämlich nur 4,2% – sich selbst oder ihre Partnerin als „Hausfrau“. Dies lässt sich damit erklären, dass sich (lesbische) Frauen nur ungern auf die heteronormativ geprägte und häufig als negativ besetzte Rolle der Hausfrau reduzieren lassen wollen (Oerton 1997; Desaulniers 1991). So versteht Sabine Hark (2010) unter Lesbianismus mehr als nur die „sexuelle Präferenz bzw. Orientierung“ (ebd.: 109) und beschreibt ihn stattdessen als „feministisch geprägten, ganzheitlichen, persönlich-politischen Lebensentwurf“ (ebd.: 109). Auch Finlay und Scheltema (1999) finden in ihrer Studie Hinweise darauf, dass lesbische Befragte deutlich stärker ausgeprägte feministische Haltungen aufweisen als heterosexuelle Frauen. Aus dieser feministischen Tradition der 1970er Jahre kommend dürften Frauen in lesbischen Partnerschaften der Rollenzuschreibung „Hausfrau“ gegenüber eher skeptisch eingestellt sein (Sullivan 2004).⁵¹

Frauen mit Kindern, die sich nicht in einem Beschäftigungsverhältnis befinden, sind zu einem großen Teil (55,6%) in Elternzeit, wobei dies stark nach der Familienform variiert. Nicht-erwerbstätige Mütter in Stieffamilien sind nur zu 4,8% in Elternzeit, Mütter in Familien mit gemeinsamen Kindern zu 81,0%. Im Gegensatz dazu werden nicht-berufstätige Frauen in Stieffamilien häufiger als „Hausfrauen“ bezeichnet (36,5 vs.

⁵¹ Hier kritisiert Moore (2008), dass es sich bei den meisten Studien zur Arbeitsteilung in lesbischen Partnerschaften um Stichproben handelt, in denen jene Frauen überrepräsentiert sind, die den feministischen Egalitätsprinzipien folgen. Dabei handelt es sich ihren Angaben zu Folge meist um Untersuchungen zu weißen, hoch gebildeten lesbischen Frauen, die in ihren ideologischen Vorstellungen übereinstimmen und daher häufig ein egalitäres Arrangement wählen. Um diesen Verzerrungen entgegenzuwirken, untersuchte sie stattdessen die Arbeitsteilung von 32 US-amerikanischen afroamerikanischen Frauen in lesbischen Stieffamilien.

8,7%) und befinden sich deutlich öfter bereits im Ruhestand (23,8 vs. 3,2%). Dies lässt sich erneut mit der unterschiedlichen Soziodemographie der Familienmitglieder erklären. Während die Partnerinnen in Familien mit gemeinsamen Kindern meist noch deutlich jünger sind und sich in der frühen Familienphase befinden (Elternzeit), weisen Mütter in Stieffamilien ein im Schnitt höheres Alter auf (Rente).

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass Personen in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften insgesamt ein sehr hohes Engagement im Arbeitsmarkt aufweisen. Verglichen mit Daten des Mikrozensus zeigen sowohl kinderlose Befragte als auch befragte Eltern eine höhere Erwerbsbeteiligung und höhere Erwerbsumfänge als Personen in heterosexuellen Partnerschaften. Ähnlich wie in heterosexuellen Beziehungen scheint sich jedoch mit Eintritt in die Familienphase eine Veränderung im Erwerbsverhalten der Partner(innen) zu vollziehen. So kommt es verstärkt zu einer Polarisierung der Lohnarbeit. Die hohen Anteile an Paaren mit einem Vollzeit-Vollzeit oder einem Teilzeit-Teilzeit-Modell deuten bereits auf die Wichtigkeit des Gleichheitsprinzips hin.

Inwieweit sich die Egalität bei der Lohnarbeit auch in der Verteilung häuslicher und kindbezogener Aufgaben niederschlägt, wird in dem nun folgenden Abschnitt geklärt.

5.2 Verteilung der häuslichen Aufgaben

Im vorangegangenen Abschnitt wurde die Erwerbsbeteiligung beider Partner(innen) näher betrachtet. Doch nicht nur die bezahlte Arbeit muss unter den Partner(inne)n geregelt werden. Auch die unbezahlte Arbeit zu Hause, zu der sowohl die häuslichen Tätigkeiten als auch die Kinderbetreuung gehören, gilt es zu verteilen. Die Arbeitsteilung gleichgeschlechtlicher Paare in diesen beiden häuslich-familiären Bereichen wird in den nun folgenden beiden Kapiteln eingehend beschrieben.

Den Anfang machen deskriptive Analysen zur Allokation von Haushaltsaufgaben, wobei insbesondere die häuslichen Routinetätigkeiten im

Fokus des Interesses stehen. In beiden Erhebungen wurden die Studienteilnehmer(innen) nach der Aufteilung folgender Routinetätigkeiten gefragt: Kochen, Abspülen, Putzen und die Erledigung der Wäsche.

Da Vorlieben und Interessen der Akteure möglicherweise auf die Übernahme verschiedener Aufgabenbereiche wirken und diesen somit vorgelagert sind, werden zunächst die Vorlieben der Partner(innen) für verschiedene häusliche Aufgaben einer näheren Betrachtung unterzogen.

5.2.1 Vorlieben der Befragten für verschiedene häusliche Tätigkeiten

Im Rahmen der standardisierten Befragung kinderloser Partner(innen) wurden die Vorlieben der Akteure für verschiedene Tätigkeiten rund um das Haus und die Wohnung erhoben.⁵²

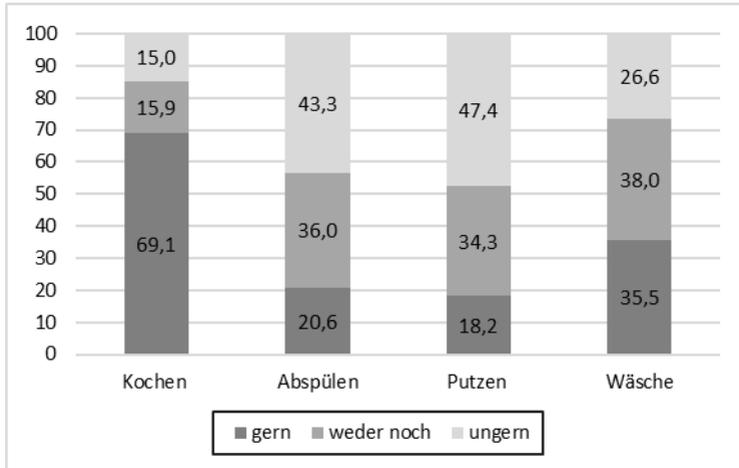
Hierbei zeigte sich, dass die oft als typisch weiblich angesehenen häuslichen Routineaufgaben – mit Ausnahme des Kochens – von vielen Befragten ungern übernommen werden (vgl. Abb. 5-1). Das Putzen stellt dabei die unbeliebteste Haushaltsaufgabe dar und wird von 47,4% der Befragten ungern erledigt. 43,3 bzw. 26,6% der Befragten geben an, nicht gerne abzuspülen bzw. die Wäsche zu erledigen. Bisherige Untersuchungen zur Arbeitsteilung begründen die Abneigung gegen diese häuslichen Routineaufgaben damit, dass sie als zeitlich fixierte, regelmäßige, monotone und aufwendige Aufgaben empfunden werden (Steinbach 2004). Diese Ergebnisse entsprechen somit den Befunden aus den qualitativen Interviews und bestätigen damit die These der als unbeliebt angesehenen „klassischen“ häuslichen Routinetätigkeiten.

Das Kochen unterscheidet sich von den anderen häuslichen Aufgaben, da mehr als zwei Drittel (69,1%) angeben, diese Tätigkeit gerne zu übernehmen. Es kann vermutet werden, dass das Kochen, das oft auch einen

⁵² Die Vorlieben für verschiedene Aufgaben rund um den Haushalt wurden in der ersten *ifb*-Studie für Befragte mit Kindern nicht erhoben.

sozialen Aspekt beinhaltet, von vielen als Hobby betrachtet und daher nicht als häusliche Pflicht angesehen wird.

Abbildung 5-1: Vorlieben der Befragten für die häuslichen Routinetätigkeiten (in %)

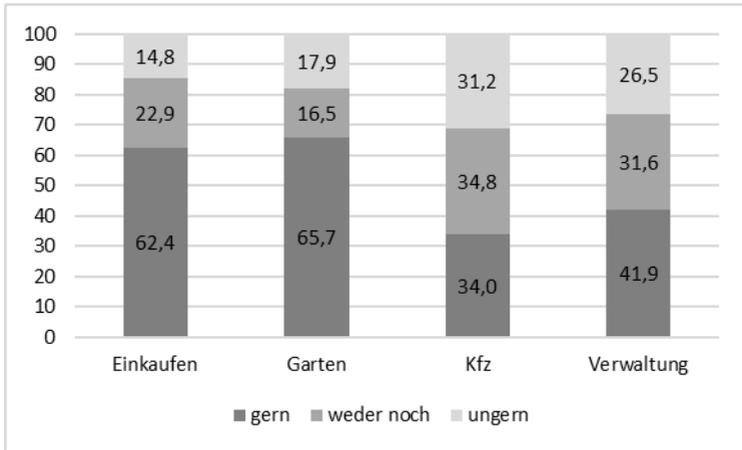


Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 2: n = 968;

Neutrale Tätigkeiten wie das Einkaufen oder die Gartenarbeit werden im Gegensatz zu den häuslichen Routinetätigkeiten vom Großteil der Befragten gerne übernommen (vgl. Abb. 5-2). 62,4% der Befragten geben an, gerne einzukaufen, weitere 65,7% übernehmen gerne die Gartenarbeit. Letzteres dürfte unter anderem damit zu erklären sein, dass Paare häufig nur dann einen Garten mit entsprechenden Aufgaben und Pflichten besitzen, wenn sie diese Arbeit auch gerne erledigen.

Hinsichtlich der als männlich bewerteten Aufgaben zeigt sich, dass jeweils ein Drittel der Befragten gern, ungern und weder gern noch ungern die Aufgaben rund ums Auto übernehmen. Die Verwaltungsaufgaben sind bei 41,9% der Befragten beliebt und bei 26,5% unbeliebt.

Abbildung 5-2: Vorlieben der Befragten für neutral und männlich bewertete Aufgaben (in %)



Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 2: n = 968;

Bei kinderlosen Befragten konnten keine Geschlechtsunterschiede hinsichtlich der Vorlieben für bestimmte Aufgaben gefunden werden. Einzige Ausnahme stellen die Verwaltungsaufgaben dar. Männliche Befragte geben zu 46,6% an, diese Pflicht gern zu übernehmen. Bei weiblichen Befragten liegt der Wert bei lediglich 35,8%. Stattdessen zählen letztere die Verwaltungsaufgaben häufiger als die männliche Vergleichsgruppe zu den unbeliebten Tätigkeiten (30,1 vs. 23,6%). Die anderen häuslichen Pflichten sind bei Männern und Frauen gleichermaßen beliebt oder unbeliebt. Demnach kann das Ergebnis von Spence et al. (1979) (vgl. auch Bem 1977; Bem/Lenney 1976), nach dem Frauen und Männer vor allem jene Tätigkeiten bevorzugen, die von ihnen als Mann oder Frau erwartet werden, nicht bestätigt werden. Wäre dies der Fall, so müssten Frauen lieber die als weiblich bewerteten Aufgaben übernehmen und Männer die als männlich angesehenen Tätigkeiten präferieren. Dieses Ergebnis gibt erste Hinweise darauf, dass gängige Geschlechtsrollen aufgrund der Gleichge-

schlechtlichkeit der Partner(innen) in diesen Partnerschaften nicht wirken.

5.2.2 Verteilung der Einzelaufgaben im Haushalt

Nachdem die Vorlieben für die häuslichen Aufgaben dargestellt wurden, folgt in einem nächsten Schritt eine kurze Beschreibung der tatsächlichen Aufgabenteilung. Da es Tätigkeiten gibt, für die eine externe Hilfe in Anspruch genommen werden kann, müssen nicht alle Aufgaben zwischen den Partner(inne)n verteilt werden. Daher hatten die interviewten Personen die Möglichkeit, anzugeben, dass die entsprechende Aufgabe in ihrem Haushalt nicht anfällt.

Kinderlose Paare

In Tabelle 5-8 ist die Allokation der Einzelaufgaben bei kinderlosen Paaren aufgelistet. Dort ist ersichtlich, dass die Tätigkeiten häufig von beiden Partner(inne)n gemeinsam oder im Wechsel ausgeführt werden. Am häufigsten – nämlich in über der Hälfte der Fälle (53,0%) – teilen sich die Partner(innen) den Einkauf gleichberechtigt auf. Das Abspülen des Geschirrs und das Putzen und Säubern der Wohnung werden in 51,9% bzw. 50,2% der kinderlosen Paare gemeinsam übernommen. Das Kochen und die Arbeiten rund ums Auto stellen dagegen Tätigkeiten dar, die relativ häufig von einem/einer Partner(in) allein übernommen werden. In 28,9% der Fälle ist ein(e) Partner(in) ausschließlich allein für das Zubereiten der Mahlzeiten zuständig. Fast ein Drittel der Paare (31,0%) vergibt die Aufgaben rund ums Auto ausschließlich an eine(n) Partner(in). Auch das Verrichten der Wäsche stellt eine besondere Aufgabe im häuslichen Bereich dar. Obwohl diese Tätigkeit wie bereits gezeigt nur etwa zu einem Drittel gerne übernommen wird, teilen viele Paare diese Aufgabe zu Lasten eines Partners/einer Partnerin auf und wählen in nur 35,1% der Fälle eine partnerschaftliche Verteilung. Dies ist verwunderlich, da diese Tätigkeit eine sehr zeitintensive darstellt. Das Sortieren der Schmutzwä-

sche, das Waschen, das Aufhängen, Bügeln und Aufräumen der sauberen Wäsche nimmt in der Regel mehr Zeit in Anspruch als andere häusliche Routinetätigkeiten wie z.B. das Abspülen.

Tabelle 5-8: Allokation der Einzelaufgaben im häuslichen Bereich bei kinderlosen Paaren

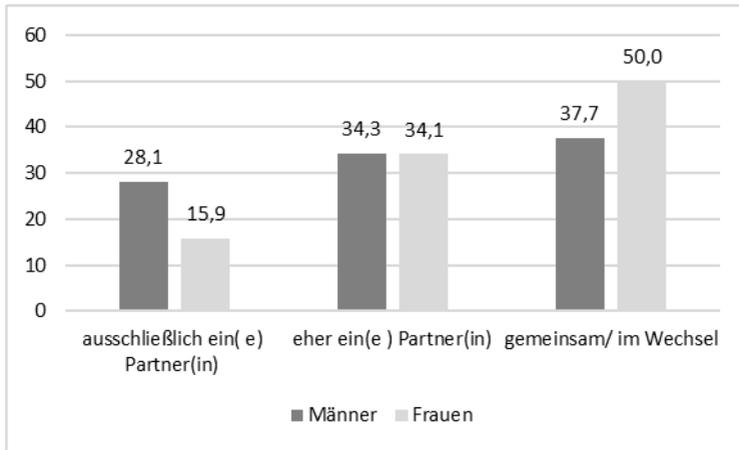
	Ausschließlich ein(e) Partner(in)	Eher ein(e) Partner(in)	Gemeinsam/ im Wechsel	n =	Trifft nicht zu n =
in %					
Kochen	28,9	35,5	35,6	958	8
Abspülen	13,9	34,2	51,9	850	115
Putzen	14,3	35,5	50,2	873	91
Wäsche	23,4	41,5	35,1	949	17
Einkaufen	12,2	34,9	53,0	961	4
Garten	25,9	37,6	36,4	505	438
Kfz	31,0	35,8	33,2	678	265
Verwaltungsaufgaben	22,8	34,2	43,1	945	18

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 2: n = 968;

Signifikante Geschlechtsunterschiede unter kinderlosen Partner(inne)n treten mit Ausnahme des Abspülens und Einkaufens bei allen Tätigkeiten auf. Frauenpaare wählen deutlich häufiger eine gleichberechtigte Aufteilung, indem die Partnerinnen die Aufgaben gemeinsam oder im Wechsel ausführen. Auch bisherige Studien zur Arbeitsteilung bei gleichgeschlechtlichen Paaren konnten zeigen, dass lesbische Befragte deutlich häufiger als Frauen in heterosexuellen Beziehungen angeben, die häuslichen Aufgaben mit ihrer Partnerin zu teilen (Kurdek 1993, 2007; Matthews et al. 2003). Für schwule Männerpaare fällt dagegen auf, dass die Partner die einzelnen Tätigkeiten eher polar verteilen. Abbildung 5-3 zeigt dies beispielhaft für die Verwaltungsaufgaben. 50,0% der weiblichen, aber nur 37,7% der männlichen Paare teilen diesen Tätigkeitsbereich partnerschaftlich auf. Im Gegensatz dazu übernimmt in 28,1% der Män-

nerpaare, aber nur in 15,9% der Frauenpaare ein(e) Partner(in) allein diese Pflicht. Diese ersten Geschlechtsunterschiede lassen bereits vermuten, dass es deutliche Differenzen zwischen Männer- und Frauenpaaren hinsichtlich ihrer Arbeitsteilung gibt.

Abbildung 5-3: Geschlechtsunterschiede in kinderlosen Paaren bei der Verteilung von Verwaltungsaufgaben (in %)



Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 2: n = 968;

Lesbische Familien

Wie sich Partnerinnen mit Kindern die häuslichen Aufgaben aufteilen, ist aus Tabelle 5-9 ersichtlich. Die Einzelaufgaben werden durchweg häufiger im Wechsel oder gemeinsam verrichtet als dies in kinderlosen Partnerschaften der Fall ist. Hier sei darauf hingewiesen, dass es sich bei den betrachteten Familien ausschließlich um Frauenpaare handelt. Diese neigen, wie bereits gezeigt, grundsätzlich eher zu einer Gleichverteilung der einzelnen Teilbereiche als zu einer Polarisierung. Auch in Familien werden das Abspülen und das Putzen am häufigsten gemeinsam erledigt (63,1 bzw. 61,4%), während das Kochen und die Wäsche eher zu Lasten einer Partnerin verteilt werden.

Unterschiede nach der Familienform ergeben sich lediglich für das Kochen, die Arbeiten rund ums Auto und die Verwaltungsaufgaben. Partnerinnen in Stieffamilien tendieren dabei häufiger zu einer einseitigen Verteilung der entsprechenden Aufgaben und wählen seltener als Familien mit gemeinsamen Kindern eine Gleichverteilung dieser Einzeltätigkeiten. Dies ist vor allem vor dem Hintergrund interessant, dass es sich bei zwei dieser Aufgaben um „typisch männliche“ Tätigkeiten handelt. Eine mögliche Erklärung wäre, dass mindestens eine Partnerin in der Stieffamilie die erlernten Muster und Aufteilungsroutrinen aus einer vorherigen heterosexuellen Beziehung in die neue lesbische Partnerschaft übertragen hat und es daher zu einer polaren Aufteilung der speziell männlich konnotierten Aufgaben kommt.

Tabelle 5-9: Allokation der Einzelaufgaben im häuslichen Bereich bei lesbischen Familien

	Ausschließlich eine Partnerin	Eher eine Partnerin	Gemeinsam/ im Wechsel	n =	Trifft nicht zu n =
in %					
Kochen	19,5	38,1	42,4	656	6
Abspülen	10,2	26,7	63,1	510	152
Putzen	10,0	28,6	61,4	588	74
Wäsche	23,3	37,9	38,7	643	19
Einkaufen	13,2	31,0	55,9	646	16
Garten	23,1	32,7	44,2	441	220
Kfz	29,7	34,9	35,4	562	100
Verwaltungs- aufgaben	22,2	32,0	45,8	644	18

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 1: n = 633;

Die eben dargestellten Befunde konnten sowohl für kinderlose Männer- und Frauenpaare als auch für lesbische Familien zeigen, dass die Partner(innen) die Einzelaufgaben im Haushalt relativ egalitär verteilen. Um in einem späteren Schritt prüfen zu können, ob es im Paar zu Spezialisie-

rungen kommt, indem ein(e) Partner(in) die Erwerbs- und der/die andere die Hausarbeit übernimmt, ist es sinnvoll, die Hausarbeit als Ganzes zu betrachten. Hierfür wird im Folgenden ein Index über die wichtigsten Haushaltsaufgaben verwendet.

5.2.3 Verteilung der häuslichen Routinetätigkeiten als Ganzes

Den häuslichen Routinetätigkeiten wie z.B. dem Kochen, dem Abspülen, dem Putzen und dem Erledigen der Wäsche wird in der Arbeitsteilungsforschung vielfach ein großes Interesse entgegengebracht. Die Verrichtung dieser Aufgaben wird häufig als Proxy für die Übernahme der UmSORGEROLLE (*caregiver*) angesehen (Grunow et al. 2012) und in heterosexuellen Beziehungen meist der Frau zugesprochen. Um eine Abschätzung darüber abgeben zu können, welchen Anteil der/die jeweilige Partner(in) an den Routineaufgaben übernimmt, wird ein entsprechender Index aus den vier Einzeltätigkeiten Kochen, Abspülen, Putzen und dem Verrichten der Wäsche gebildet (zur Operationalisierung vgl. Kap. 4.3.1).

Kinderlose Paare

In einem Viertel der kinderlosen Paare (25,0%) übernehmen beide Partner(innen) etwa zu gleichen Teilen die häuslichen Pflichten. Dies bedeutet, dass beide Partner(innen) jeweils zwischen 45 und 55% der anfallenden Aufgaben erledigen. In zwei Dritteln der Partnerschaften (66,4%) ist das Ungleichgewicht etwas in Richtung eines Partners/einer Partnerin verschoben, indem eine(r) von beiden zwischen 56 und 75% der häuslichen Pflichten übernimmt. Dass ein(e) Partner(in) fast ausschließlich allein für die häuslichen Tätigkeiten zuständig ist und damit mehr als 75% der Aufgaben erledigt, kommt in lediglich 8,6% der kinderlosen Paare vor.

Im Gegensatz zur Allokation der Einzelaufgaben zeigen sich hinsichtlich der Verteilung der Routinetätigkeiten als Ganzes keine signifikanten

Geschlechtsunterschiede. Männer wählen damit ähnlich häufig wie Frauen ein egalitäres, eher einseitiges oder polares Arrangement.

Rückblickend auf die Befunde zur Übernahme der einzelnen Routine-tätigkeiten kann festgehalten werden, dass schwule und lesbische Paare die Gleichverteilung im Haushalt mit Hilfe unterschiedlicher Strategien herstellen (Kurdek 1993, 2007; Matthews et al. 2003). Männer in schwulen Partnerschaften spezialisieren sich häufiger auf verschiedene Tätigkeiten als Frauen. Die Egalität im Paar wird also dadurch hergestellt, dass beide Partner etwa gleich viele Aufgaben übernehmen. Während ein Partner beispielsweise kocht und putzt, kümmert sich der andere um die Wäsche und den Abwasch. In Frauenpaaren entsteht eine partnerschaftliche Auf- teilung dadurch, dass beide Partnerinnen die einzelnen Aufgaben ge- meinsam verrichten, d.h. beide Partnerinnen kochen, beide waschen und bügeln die Wäsche, etc.

Tabelle 5-10: Aufteilung der häuslichen Routinetätigkeiten in kinderlosen Paaren

in %	Kinderlose Paare		
	Frauen	Männer	gesamt
<i>Polar:</i> Ein(e) Partner(in) übernimmt fast ausschließlich allein die Hausarbeit (> 75%)	6,6	10,2	8,6
Eine(e) Partner(in) übernimmt einen größeren Teil der Hausarbeit (zwischen 56 und 75%)	66,9	65,9	66,4
<i>Egalitär:</i> Beide Partner(innen) übernehmen einen etwa gleich großen Anteil an der Hausarbeit (zwischen 45 und 55%)	26,5	23,8	25,0
n =	426	537	963

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 2: n = 968;

*Unterschiede zwischen kinderlosen Frauen- und Männerpaaren nicht signifikant (.109)

Lesbische Familien

In lesbischen Familien verteilen die Partnerinnen die häuslichen Routine-tätigkeiten ähnlich wie in kinderlosen Partnerschaften. Etwa ein Viertel der Paare (25,6%) wählt ein egalitäres Arrangement, 67,0% entscheiden

sich für eine eher einseitige Allokation und lediglich 7,4% praktizieren ein polares Modell. Überraschenderweise zeigen sich keine großen Unterschiede zwischen Stieffamilien und Familien mit gemeinsamen Kindern. Ausgehend von den obigen Ergebnissen zu einer eher polaren Erwerbsaufteilung in Familien mit gemeinsamen Kindern und mit Rückblick auf die bisherigen Erkenntnisse zu heterosexuellen Paaren, wäre zu erwarten gewesen, dass es in Familien mit gemeinsamen – meist noch sehr jungen – Kindern häufiger als in Stieffamilien zu einer einseitigen Aufteilung der häuslichen Pflichten kommt. Doch das Gegenteil ist der Fall: Partnerinnen mit gemeinsamen Kindern teilen sich trotz der im Mittel relativ einseitigen Erwerbsaufteilung die häuslichen Routinetätigkeiten häufiger in partnerschaftlicher Weise auf als die Vergleichsgruppe der Stieffamilien (27,0 vs. 24,1%). Der Unterschied ist jedoch nicht signifikant. Die folgenden Analysen werden nun Aufschluss darüber geben, ob auch die Kinderbetreuung in beiden Familienformen ähnlich verteilt wird.

Tabelle 5-11: Aufteilung der häuslichen Routinetätigkeiten in lesbischen Familien

in %	Lesbische Familien		
	Stieffamilien	Familien mit gem. Kindern	gesamt
<i>Polar</i> : Eine Partnerin übernimmt fast ausschließlich allein die Hausarbeit (> 75%)	6,7	8,2	7,4
Eine Partnerin übernimmt einen größeren Teil der Hausarbeit (zwischen 56 und 75%)	69,2	64,8	67,0
<i>Egalitär</i> : Beide Partnerinnen übernehmen einen etwa gleich großen Anteil an der Hausarbeit (zwischen 45 und 55%)	24,1	27,0	25,6
n =	315	318	633

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 1: n = 633;

*Unterschiede zwischen Stieffamilien und Familien mit gemeinsamen Kindern nicht signifikant (.478);

5.3 Verteilung der kindbezogenen Tätigkeiten

Gleichgeschlechtliche Eltern leben, ebenso wie heterosexuelle Paare, mit Kindern aller Altersstufen zusammen. Je nachdem, wie alt die Kinder sind, stehen unterschiedliche Aufgaben in der Familie an. Die Versorgung von Kleinkindern muss beispielsweise nur dann erledigt werden, wenn noch sehr kleine Kinder im Haushalt leben. Andere Pflichten wie die Beaufsichtigung der Kinder, Gespräche, Vorlesen, gemeinsame Freizeitaktivitäten oder die Begleit- und Fahrdienste werden in Familien mit Kindern (fast) aller Altersstufen zwischen den Partner(inne)n aufgeteilt.

5.3.1 Verteilung der Einzelaufgaben in der Kinderbetreuung

In Tabelle 5-12 sind die einzelnen kindbezogenen Tätigkeiten aufgelistet, die im Rahmen der ersten *ifb*-Studie erhoben wurden. In mindestens der Hälfte der hier betrachteten Frauenpaare erledigen die Partnerinnen die Aufgaben gemeinsam oder im Wechsel. Am häufigsten werden die Freizeitaktivitäten zusammen übernommen (76,6%). Diese werden von vielen Befragten vermutlich nicht als familiäre Pflicht, sondern vielmehr als Vergnügen mit der Familie angesehen. Ähnlich häufig (70,8%) lesen die Mütter gemeinsam vor oder führen zusammen bzw. abwechselnd Gespräche mit ihren Kindern.

Im Gegensatz dazu stehen Aufgaben wie die Versorgung eines Kleinkindes oder die Hausaufgabenbetreuung. Diese werden vergleichsweise häufig von nur einer oder überwiegend einer Partnerin übernommen. In 12,3% der Familien kümmert sich ausschließlich eine Mutter um die Kleinkindbetreuung, während sich 54,5% der Paare die Betreuung partnerschaftlich aufteilen. Hinsichtlich der Unterstützung des Kindes bei den Hausaufgaben ist in 18,2% aller Familien eine Mutter allein zuständig. 49,4% der Familien teilen sich diese Aufgabe egalitär auf.

Tabelle 5-12: Verteilung der kindbezogenen Einzelaufgaben in lesbischen Familien

	Ausschließlich eine Partnerin	Eher eine Partnerin	Gemeinsam/ im Wechsel	n =	Trifft nicht zu n =
in %					
Kleinkindbetreuung	12,3	33,3	54,5	400	262
Beaufsichtigung	6,2	31,9	61,8	566	96
Gespräche, Vorlesen	6,6	22,6	70,8	623	38
Spiel, Sport, Freizeit	3,7	19,7	76,6	598	62
Begleitung, Fahrdienste	9,4	30,3	60,4	611	51
Hausaufgabenbetreuung	18,2	32,4	49,4	330	327

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 1: n = 633;

Insgesamt deuten die eben vorgestellten Befunde zur Verteilung der kindbezogenen Einzelaufgaben auf ein hohes Maß an Egalität hin. Diese Partnerschaftlichkeit wird sich im Folgenden auch in der Verteilung der Kinderbetreuung als Ganzes wiederfinden.

5.3.2 Verteilung der kindbezogenen Tätigkeiten als Ganzes

Um das Gesamtengagement der Partnerinnen im familiären Bereich abschätzen zu können, wird auch für die Kinderbetreuung ein Index über alle sechs kindbezogenen Tätigkeiten gebildet (vgl. Kap. 4.3.1). Durch die Verwendung eines solchen Indexes kann im weiteren Verlauf geprüft werden, ob es in lesbischen Familien Partnerinnen gibt, die sich verstärkt auf die kindbezogenen Aufgaben und damit auf die Ausübung der Familienrolle spezialisieren.

Wie Tabelle 5-13 zeigt, werden die kindbezogenen Tätigkeiten in der Hälfte der Familien (50,8%) sehr egalitär zwischen beiden Partnerinnen aufgeteilt, d.h. beide Mütter übernehmen zwischen 45 und 55% der anfallenden Aufgaben. In lediglich 4,3% werden die Pflichten rund um die Kinderbetreuung sehr einseitig zu Lasten einer Partnerin verteilt. Eine moderate Mehrbelastung einer Partnerin kommt in 44,9% der Familien vor.

Tabelle 5-13: Aufteilung der kindbezogenen Tätigkeiten in lesbischen Familien

in %	Lesbische Familien		
	Stieffamilien	Familien mit gem. Kindern	gesamt
<i>Polar</i> : Eine Partnerin übernimmt fast ausschließlich allein die Hausarbeit (> 75%)	5,2	3,5	4,3
Eine(e) Partnerin übernimmt einen größeren Teil der Hausarbeit (zwischen 56 und 75%)	45,2	44,5	44,9
<i>Egalitär</i> : Beide Partnerinnen übernehmen einen etwa gleich großen Anteil an der Hausarbeit (zwischen 45 und 55%)	49,7	51,9	50,8
n =	310	314	624

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 1: n = 633;

*Unterschiede zwischen Stieffamilien und Familien mit gemeinsamen Kindern nicht signifikant (.561);

Hinsichtlich der Kinderbetreuung als Ganzes zeigen sich keine signifikanten Unterschiede zwischen den beiden Familienformen (vgl. Tab. 5-13), d.h. Stieffamilien teilen die kindbezogenen Tätigkeiten nicht häufiger zu Lasten einer Partnerin auf als Familien mit gemeinsamen Kindern oder umgekehrt. Dies überrascht vor dem Hintergrund, dass vor allem in Familien mit gemeinsamen Kindern überproportional viele Säuglinge und Kleinkinder leben. Auf Basis der Kenntnisse über heterosexuelle Familien in der frühen Familienphase wäre zu erwarten gewesen, dass Familien mit sehr jungen Kindern eher zu einer polaren Aufteilung der kindbezogenen Tätigkeiten neigen als Paare, deren Kinder bereits älter sind.

5.4 Die Übernahme häuslicher Aufgaben durch Dritte

Nicht immer erledigen die Partner(innen) alle Haushaltstätigkeiten selbst. Geben Paare häusliche Aufgaben an Dritte wie beispielsweise eine Putz- oder Haushaltshilfe ab, so sind verschiedene Gründe dafür denkbar. Möglicherweise fehlt schlichtweg die Zeit für die Hausarbeit, weil beide Partner(innen) in hohem Umfang erwerbstätig sind. Zum anderen ist möglich, dass ungeliebte Aufgaben (vgl. Kap. 5.2.1) externalisiert werden, um das Konfliktpotential in der Partnerschaft zu minimieren.

Aus theoretischer Sicht ist denkbar, dass vor allem jene Partner(innen) die häuslichen Tätigkeiten externalisieren, für die die Ausübung dieses Aufgabenfeldes ihrer Geschlechtsidentität widerspricht. Argumentiert man in dieser Form, so müssten sich Männerpaare deutlich häufiger für eine externe Kraft im Haushalt entscheiden als Frauenpaare. Die als weiblich definierten häuslichen Routinetätigkeiten sind nicht geeignet, ihr Geschlecht zu reproduzieren. *Doing Gender* wäre für sie durch Ausübung der häuslichen Rolle nicht möglich, sondern verlangt vielmehr eine Vermeidung dieser Tätigkeiten.

Um Erklärungsalternativen wie diesen auf die Spur zu gelangen, wird im Folgenden mit Hilfe einer logistischen Regression untersucht, welche Faktoren die Externalisierung von Haushaltstätigkeiten begünstigen. Die folgenden Auswertungen können nur für kinderlose Paare durchgeführt werden, da die Informationen über die Inanspruchnahme einer Haushaltshilfe für Familien nicht vorliegen.

Insgesamt nehmen 24,3% der kinderlosen Paare bei der Verrichtung der alltäglichen Aufgaben Hilfe von außen in Anspruch. Von diesen greifen 6,4% auf eine unbezahlte Kraft wie Freunde, Verwandte oder Nachbarn zurück, während der Großteil (94,4%) eine bezahlte Hilfe wie z.B. eine Putz- oder Haushaltshilfe beschäftigt.

Ein Vergleich von Männer- und Frauenpaaren macht bereits deutlich, dass Männerpaare häufiger als Frauen die häuslichen Aufgaben externalisieren. Insgesamt 28,4% aller Männerpaare, aber nur 19,0% aller weibli-

chen Paare werden von einer externen Kraft unterstützt. Werden weitere mögliche Einflussfaktoren (vgl. Tab. 5-14) berücksichtigt, so wird deutlich, dass die Beschäftigung einer bezahlten Putz- oder Haushaltshilfe nicht nur vom Geschlecht des Paares, sondern auch von anderen Determinanten abhängt. Modell 1 zeigt zunächst den Geschlechtseffekt, nach dem Männer signifikant häufiger eine bezahlte Hilfe in Anspruch nehmen als die weibliche Vergleichsgruppe.

Werden im nächsten Modell die Bildungssumme der Partner(innen), deren Alter, ihre wöchentliche Arbeitszeit, die Fläche ihrer Wohnung, das gemeinsame Haushaltsnettoeinkommen sowie deren Vorliebe für häusliche Routinetätigkeiten in die Analysen aufgenommen, so zeigen fast alle einen signifikanten Effekt.

Eine bezahlte Putz- oder Haushaltshilfe kommt dann häufiger zum Einsatz, wenn hohe bis sehr hohe Bildungsabschlüsse im Haushalt vorliegen. Ein hohes Bildungsniveau kann hier als Ausdruck liberalerer Einstellungen interpretiert werden. Während Personen mit niedrigerer Bildung einen vermutlich eher traditionellen Blick auf die Hausarbeit haben und daher die Zuständigkeiten dafür eher im Paar selbst sehen, dürften höher gebildete Personen eher offen für alternative Arrangements – in diesem Fall mit einer externen Hilfe – sein. Hinsichtlich des Alters weisen die Ergebnisse darauf hin, dass eine Vergabe der Aufgaben nach außen häufiger von älteren Paaren vorgenommen wird. Dies könnte beispielsweise gesundheitliche Gründe haben.

Um die Vermutung zu überprüfen, dass auch ein hoher Arbeitsumfang der Partner(innen) außer Haus die Wahrscheinlichkeit für die Externalisierung der Hausarbeit erhöht, wird auch die gemeinsame wöchentliche Arbeitszeit der Partner(innen) ins Modell aufgenommen. Der positive Effekt macht deutlich: je höher die Anzahl an wöchentlichen Arbeitsstunden im Paar ist, umso wahrscheinlicher beschäftigen die Partner(innen) eine bezahlte Kraft für ihren Haushalt.

Bei sonst gleicher Erwerbszeit dürfte auch hinsichtlich der Wohnungsgröße irgendwann ein Punkt erreicht sein, an dem Aufgaben wie Putzen,

Staubsaugen und Aufräumen einen zeitlichen Rahmen einnehmen, den die Partner(innen) nicht mehr allein bewältigen wollen oder können. Wie erwartet hat auch die Wohnfläche einen großen Einfluss auf die Inanspruchnahme einer Putz- oder Haushaltshilfe, wonach Paare mit sehr großen Wohnungen eher eine Hilfe von außen in Anspruch nehmen als Paare mit kleinen Wohnungen.

Tabelle 5-14: Determinanten der Inanspruchnahme einer bezahlten Kraft im Haushalt (log. Regression)⁵³

	Modell 1	Modell 2
Konstante	-1,486***	-10,193***
Geschlecht männlich	0,465**	0,823**
Alterssumme des Paares		0,017+
Bildungssumme des Paares		0,090**
Wöchentliche Arbeitszeit des Paares		0,026**
Wohnfläche		0,011***
Gemeinsames Einkommen im Paar (in Tsd.)		0,225**
Anzahl der beliebten Haushaltsaufgaben im Paar		-0,071
-2 Log-Likelihood	1033,672	320,280
Nagelkerkes R-Quadrat	0,014	0,328
n =	968	420

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 2: n = 968;

Signifikanz: *** < .001 ** < .01 * < .05 + < .10;

Die finanzielle Ausstattung der Partner(innen) wurde ebenfalls als unabhängige Variable ins Modell integriert. Hierbei floss das Einkommen in Tausendern in die Analysen ein. Da für die Beschäftigung einer Putz- oder

⁵³ Die Durchführung einer schrittweisen Regression erbrachte keine zusätzlichen Erkenntnisse.

Haushaltshilfe auch gewisse finanzielle Mittel nötig sind, verwundert es nicht, dass vor allem Paare mit hohem Einkommen zur Externalisierung der Hausarbeit neigen.

Über die eben betrachteten Prädiktoren hinaus, wurde außerdem die Anzahl an häuslichen Aufgaben ins Modell aufgenommen, welche die Partner(innen) gerne ausüben. Diese Größe hatte keinen Effekt auf die Externalisierung häuslicher Pflichten, d.h. ein „Outsourcing“ der als weiblich angesehenen Aufgaben findet nicht häufiger statt, wenn die Paare diese Tätigkeiten ungern übernehmen.

Die Frage, ob es in bildungshomogenen Paaren häufiger zur Externalisierung von Haushaltstätigkeiten kommt, weil sich die Partner(innen) aufgrund mangelnder Ressourcenunterschiede nicht auf die Verteilung der häuslichen Pflichten einigen können, kann auf Grundlage der vorliegenden Daten verneint werden. Weder die Berücksichtigung der Bildungshomogamie im strengen Sinne (keine Differenz in den Bildungsjahren), noch die Operationalisierung der Bildungshomogamie im weiteren Sinne (max. 3 Jahre Unterschied in den Bildungsjahren) zeigten einen signifikanten Effekt auf die Tendenz, die Hausarbeit zu externalisieren.

Zusammengefasst kann daher festgehalten werden, dass vor allem Männerpaare, Ältere, Partner(innen) mit einem hohen Bildungsniveau, großen Wohnungen, hohem Einkommen und einer umfassenden Erwerbstätigkeit ihre häuslichen Tätigkeiten von einer bezahlten Kraft verrichten lassen. Interessanterweise neigen Männerpaare auch dann häufiger zur Externalisierung häuslicher Pflichten als Frauenpaare, wenn nach den oben genannten Faktoren kontrolliert wird. Dies stützt die theoretische Vermutung, dass Männerpaare durch die Externalisierung der häuslichen Routinetätigkeiten und damit durch ein bewusstes Vermeiden der als weiblich konnotierten Aufgaben ihrem Geschlecht entsprechend handeln. Die Überlegungen des *Doing Gender-Ansatzes* finden also hier Bestätigung.

EXKURS: Die Verteilung der Aufgabenbereiche in schwulen Familien

Um einen ersten Eindruck von der Gruppe der schwulen Väter zu gewinnen, werden diese zunächst anhand der wichtigsten soziodemographischen Merkmale charakterisiert. Es sei darauf hingewiesen, dass der Großteil der schwulen Familien Stieffamilien sind. Während in lesbischen Familien das Verhältnis von Stieffamilien und Familien mit gemeinsamen Kindern in etwa eins zu eins beträgt, stammt ein Großteil der Kinder in schwulen Familien aus einer vorherigen heterosexuellen Partnerschaft. Informationen zu insgesamt 57 Familien mit einem männlichen Elternpaar konnten im Rahmen der ersten *ifb*-Studie gewonnen werden. Zur Entstehungsgeschichte der Familien liegen dagegen nur Informationen von 55 Männerpaaren mit Kindern vor. Bei 39 Kindern handelt es sich um ein leibliches Kind von einem der beiden Männer, davon stammen 31 Kinder (79,5%) aus einer vorherigen heterosexuellen Partnerschaft.

Schwule Väter sind mit fast 43 Jahren im Mittel etwas älter als lesbische Mütter. Dies ist sicherlich darauf zurückzuführen, dass sich in der Gruppe der lesbischen Familien fast die Hälfte der Mütter in der frühen Familienphase befindet. Das höhere Alter der Männer schlägt sich auch im höheren Durchschnittsalter ihrer Kinder nieder. Mit im Mittel 10,5 Jahren sind diese ähnlich alt wie Kinder in lesbischen Stieffamilien.

Tabelle 5-15: Soziodemographische Merkmale schwuler Väter

	Schwule Befragte/Familien
Durchschnittsalter des Befragten in Jahren	42,8
Durchschnittsalter des Partners in Jahren	42,7
Durchschnittliche Anzahl an Bildungsjahren des Befragten	15,3
Durchschnittliche Anzahl an Bildungsjahren des Partners	14,6
Anteil an strikt bildungshomogamen Paaren (Differenz der Bildungsjahre = 0)	45,5%
Anteil an bildungshomogamen Paaren (Differenz +/- 3 Bildungsjahre)	67,3%
durchschnittliche Dauer der Partnerschaft in Jahren	10,8
durchschnittliche Dauer des Zusammenlebens in Jahren	8,9
Anteil an eingetragenen Paaren	78,9%
Anzahl an Kindern	1,32
Mittleres Alter der Kinder	10,5
n =	57

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 1: n = 57;

Väter in schwulen Familien sind häufig in sehr hohen Stundenumfängen erwerbstätig. Während die Erwerbstätigenquoten in etwa den Anteilen in lesbischen Familien entsprechen, zeigen die Väter, die tatsächlich einer bezahlten Beschäftigung nachgehen, ein deutlich höheres Erwerbsvolumen als die Vergleichsgruppe der weiblichen Elternpaare. Werden nur die 97 schwulen Väter einer näheren Analyse unterzogen, die erwerbstätig sind (85,1%), so sind mehr als 80% in einer Vollzeitbeschäftigung mit über 30 Stunden pro Woche beschäftigt. Teilzeitarrangements kommen im Vergleich zu lesbischen Familien deutlich seltener vor. Auch ein Vergleich mit lesbischen Stieffamilien zeigt ein ähnliches Ergebnis – Frauen in lesbischen Familien reduzieren häufiger ihren Erwerbsumfang als schwule Väter.

Tabelle 5-16: Individuelle Erwerbsumfänge der Partner(innen) in schwulen und lesbischen Familien

	Partner in schwulen Familien gesamt	Partnerinnen in lesbischen Familien gesamt	Partnerinnen in lesbischen Stieffamilien
in %			
nicht erwerbstätig	14,9	15,1	10,1
erwerbstätig	85,1	84,9	89,9
n =	114	1255	621
davon:			
unter 15 Std.	5,2	5,9	3,8
15 bis 25 Std.	6,2	16,5	14,7
25,5 bis 30 Std.	8,2	12,8	10,8
30,5 bis 40 Std.	39,2	46,7	47,5
40, 5 Std. und mehr	41,2	18,1	23,3
n =	97	1066	558

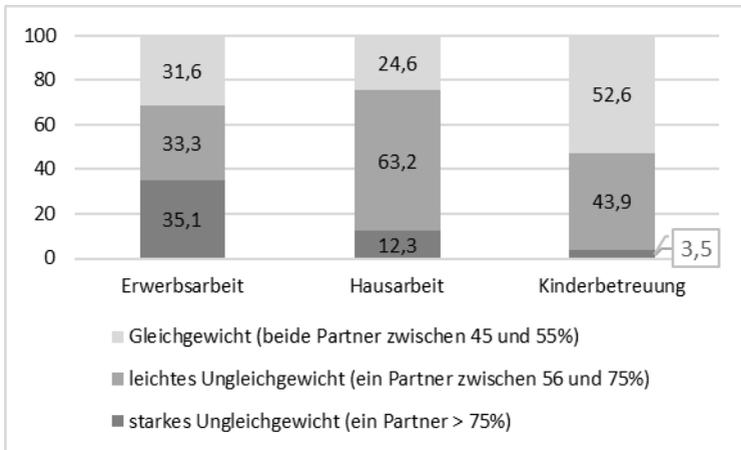
Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 1: n = 633 (lesbische Familien) und n = 57 (schwule Familien);

Wird die Aufteilung der drei Lebensbereiche Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung näher analysiert, so zeigt sich auch für schwule Familien ein hohes Maß an Gleichverteilung (vgl. Abb. 5-4). Am egalitärsten teilen sich die Partner die Kinderbetreuung auf. In 52,6% der schwulen Familien wird ein Arrangement gewählt, in welchem beide Partner etwa die Hälfte der Kinderbetreuung übernehmen. In lediglich 3,5% der Fälle kümmert sich ein Partner fast ausschließlich allein um diesen Aufgabenbereich. Im Gegensatz dazu wird die Hausarbeit deutlich häufiger von nur einem (12,3%) oder eher zu Lasten von einem Partner (63,2%) verteilt. Der Anteil an Paaren, die bei den häuslichen Routinetätigkeiten eine egalitäre Allokation wählen, liegt hier bei nur 24,6%.

Am häufigsten wird die Erwerbsarbeit zu Lasten eines Partners verteilt. In 35,1% der schwulen Familien ist ein Partner überwiegend allein für die Lohnarbeit zuständig, in weiteren 33,3% besteht eine leichte Mehrbelas-

tung eines Partners in diesem Bereich, während 31,6% diesen Aufgabenbereich etwa gleich auf beide Partner verteilen.

Abbildung 5-4: Verteilung von Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung in schwulen Familien (in %)



Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 1: n = 57;

Ein Blick auf die einzelnen Tätigkeiten in den Sphären Haushalt und Kinderbetreuung gibt Aufschluss darüber, wie die Partner ein mehr oder weniger hohes Maß an Egalität herstellen. Auch wenn die vorliegenden Ergebnisse mit Vorsicht zu interpretieren sind, da es sich mit n = 57 um eine sehr kleine Gruppe handelt, so können doch Tendenzen berichtet werden.

Hinsichtlich der häuslichen Routinetätigkeiten (vgl. Tab. 5-17) zeigt sich für schwule Familien, dass diese häufiger als lesbische Familien (vgl. hierzu Tab 5-9) die Einzelaufgaben auf jeweils einen Partner verteilen. Seltener als die weiblichen Paare übernehmen sie stattdessen die Aufgaben zusammen oder im Wechsel. Dieser Geschlechtsunterschied konnte bereits bei den häuslichen Tätigkeiten in kinderlosen Männer- und Frauenpaaren festgestellt werden. Egalität in der Hausarbeit wird also auch in

schwulen Familien über die Spezialisierung der Partner auf verschiedene Einzelaufgaben und nicht wie bei lesbischen Paaren durch gemeinsame Verrichtung aller Aufgaben hergestellt.

Tabelle 5-17: Verteilung der häuslichen Routinetätigkeiten in schwulen Familien

	Ausschließlich ein Partner	Eher ein Partner	Gemeinsam/ im Wechsel	n =	Trifft nicht zu n =
in %					
Kochen	33,3	33,3	33,3	57	0
Abspülen	13,6	29,5	56,8	44	13
Putzen	12,8	38,3	48,9	47	10
Wäsche	37,7	43,4	18,9	53	4
Einkaufen	17,5	31,6	50,9	57	0
Garten	28,9	44,4	26,7	45	12
Kfz	37,2	23,3	39,5	43	14
Verwaltung	26,3	47,4	26,3	57	0

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 1: n = 57;

Anders sieht es dagegen im Bereich der Kinderbetreuung aus, die insgesamt noch egalitärer als die Hausarbeit verteilt wird. Unter dem Vorbehalt der relativ kleinen Stichprobe zeigt ein Vergleich von schwulen und lesbischen Familien, dass männliche Elternpaare häufiger als weibliche die Einzelaufgaben gemeinsam oder im Wechsel verrichten. Analog dazu kommt es in schwulen Familien seltener als in lesbischen vor, dass ein Partner ausschließlich alleine eine Aufgabe übernimmt.

Tabelle 5-18: Verteilung der kindbezogenen Einzelaufgaben in schwulen Familien

	Ausschließlich ein Partner	Eher ein Partner	Gemeinsam/ im Wechsel	n =	Trifft nicht zu n =
<i>in %</i>					
Kleinkindbetreuung	6,5	32,3	61,3	31	26
Beaufsichtigung	4,4	26,7	68,9	45	12
Gespräche, Vorlesen	5,8	25,0	69,2	52	5
Spiel, Sport, Freizeit	2,0	18,0	80,0	50	7
Begleitung, Fahrdienste	7,8	33,3	58,8	51	6
Hausaufgabenbetreuung	13,9	25,0	61,1	36	21

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 1: n = 57;

Dieser Trend stellt eine deutliche Abkehr von dem Muster dar, welches bei der Verteilung häuslicher Routinetätigkeiten gezeigt werden konnte. Anders als bei der Hausarbeit wählen schwule Paare bei der Kinderbetreuung eine Gleichverteilung der Einzelaufgaben, um Egalität herzustellen. Damit ähneln sie hier stark den lesbischen Familien. Dies deutet erneut auf eine unterschiedliche Wertigkeit von häuslichen Routinetätigkeiten und kindbezogenen Aufgaben hin. Anders als bei der Hausarbeit scheinen beide Männer an der Kinderbetreuung partizipieren zu wollen.

Aufgrund der sehr geringen Fallzahl kann bei der Frage, welche Faktoren sich auf die Verteilung der einzelnen Bereiche auswirken, nur auf bivariate Analysen zurückgegriffen werden. Hinsichtlich des Einflusses von Ressourcenunterschieden auf die Erwerbsbeteiligung ergab sich ein signifikanter Zusammenhang zwischen dem Erwerbsanteil und dem Unterschied in der beruflichen Stellung. Verfügt der Befragte über eine bessere berufliche Position, so weist er auch überproportional häufig einen höheren Anteil an der Lohnarbeit auf (sig.: .030). Zwischen der beruflichen Stellung und dem Anteil an den häuslichen Routinetätigkeiten oder der Beteiligung an der Kinderbetreuung lässt sich dagegen kein signifikanter Zusammenhang ausmachen. Demnach neigen Befragte mit einer

schlechteren beruflichen Position nicht häufiger zu hohen Anteilen an der Hausarbeit oder den kindbezogenen Tätigkeiten.

Auch für schwule Familien wurde untersucht, ob der leibliche Vater eine stärkere Präsenz im familiären Bereich zeigt als der soziale. Überraschenderweise korreliert die Beteiligung an der Lohn- und Hausarbeit nicht signifikant mit der Elternposition, d.h. leibliche Väter neigen nicht eher zu einem niedrigen Erwerbsumfang und zu einem hohen Engagement im häuslichen Bereich. Tatsächlich beteiligt sich aber der leibliche Vater im Mittel etwas mehr an der Kinderbetreuung als der soziale (sig.: .077). Sind nicht beide Väter in gleichem Maße für die einzelnen kindbezogenen Aufgaben zuständig – was relativ selten vorkommt – so ist bei allen diesen Tätigkeiten der leibliche Vater etwas häufiger verantwortlich. Wird z.B. die Kleinkindbetreuung nicht von beiden Partnern übernommen, so ist dieser Bereich in sechs von acht Fällen zu Lasten des leiblichen Vaters verteilt. Die Beaufsichtigung der Kinder wird in sieben von zehn Fällen eher dem leiblichen Vater zugesprochen, das Vorlesen in sieben von 14 Fällen, die Freizeitaktivitäten in vier von sechs Fällen, die Begleitung und Fahrdienste für das Kind in 13 von 15 Fällen, sowie die Hausaufgabenbetreuung in sechs von elf Fällen. Verteilen die schwulen Väter die Aufgaben nicht gleichberechtigt, so scheint dem leiblichen Elternteil auch in schwulen Familien eine besondere Bedeutung hinsichtlich der Betreuung und Versorgung der Kinder zuzukommen. Dieses Resultat sollte jedoch vor dem Hintergrund gesehen werden, dass es sich bei den leiblichen Kindern weitestgehend um Kinder in Stieffamilien handelt, bei welchen der leibliche Vater vermutlich schon vor der schwulen Partnerschaft große Teile der Kinderbetreuung übernommen hat. Eine genauere Betrachtung der partiellen Korrelationen weist jedoch darauf hin, dass der leibliche Elternteil auch bei gleicher Familienform tendenziell etwas mehr an der Kinderbetreuung beteiligt ist (sig.: .086).

Werden die Zusammenhänge der drei Bereiche Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung analysiert, so zeigen sich zunächst keine signifikanten Korrelationen zwischen dem Erwerbsanteil und der Beteiligung

an der Kinderbetreuung. Die beiden Väter scheinen demnach unabhängig von ihrem Engagement im Arbeitsmarkt einen relativ hohen Anteil an der Kinderbetreuung zu tragen.

Für Männerpaare besteht zudem ein sehr hoher negativer Zusammenhang zwischen dem Erwerbsanteil und der Beteiligung an den häuslichen Routinetätigkeiten (sig.: .004). Je mehr sich ein Partner im Arbeitsmarkt einbringt, umso geringer ist sein Anteil an den häuslichen Pflichten. Auch die beiden Familienbereiche hängen signifikant zusammen (sig.: .060) – mit einem hohen Engagement in der Kinderbetreuung geht meist auch ein größerer Anteil an den Hausarbeiten einher.

Bei den eben dargestellten Befunden ist jedoch zu beachten, dass diese lediglich auf bivariaten Analysen beruhen und daher mit Vorsicht zu interpretieren sind. Für verlässliche Ergebnisse zur Arbeitsteilung in schwulen Familien wären multivariate Analysen auf einer breiten Datenbasis nötig.

5.5 Zusammenfassung: Wie teilen sich schwule und lesbische Paare die Arbeit auf?

Fasst man die Ergebnisse der deskriptiven Analysen zusammen, so können in manchen Bereichen deutliche Unterschiede zwischen kinderlosen Männer- und Frauenpaaren sowie zwischen Stieffamilien und Familien mit gemeinsamen Kindern identifiziert werden.

Die dargelegten Befunde konnten zeigen, dass kinderlose Paare in fast der Hälfte der Fälle (47,9%) eine Gleichverteilung der Erwerbsarbeit wählen – Frauen etwas häufiger als Männer. Dagegen ist es häufiger bei Männer- als bei Frauenpaaren der Fall, dass ein(e) Partner(in) den Großteil der Lohnarbeit übernimmt. Bei lesbischen Familien findet hingegen in nicht einmal einem Drittel der Fälle eine Gleichverteilung statt. Stattdessen übernimmt in gut einem Drittel der Paare eine Partnerin – meist die soziale Mutter – den Großteil der Erwerbsarbeit.

Werden Erwerbsarrangements aus Nicht-Erwerbstätigkeit, Teil- und Vollzeitbeschäftigung betrachtet, so wählen kinderlose Paare überwiegend ein Vollzeit-Vollzeit-Arrangement, während Familien häufiger auf die Alternative eines Vollzeit-Teilzeit-Arrangements zurückgreifen oder eine Partnerin kurzzeitig ganz aus dem Erwerbsleben ausscheidet. Somit praktizieren auch lesbische Paare nach der Familiengründung häufig das „Zuverdienermodell“ (Hofäcker 2009: 65), das bereits aus der Arbeitsteilungsforschung zu heterosexuellen Familien bekannt ist.

Die eher als unbeliebt angesehenen häuslichen Routinetätigkeiten Kochen, Abspülen, Putzen und das Erledigen der Wäsche werden insgesamt relativ selten von nur einem Partner/einer Partnerin übernommen, aber auch eher selten egalitär verteilt. Stattdessen ist häufig ein leichtes Ungleichgewicht zu Lasten eines Partners/einer Partnerin zu finden. Interessanterweise stellen Männer- und Frauenpaare Egalität in der häuslichen Arbeitsteilung mit unterschiedlichen Strategien her. Während sich die männlichen Partner jeweils auf bestimmte Aufgaben spezialisieren und die Partnerschaftlichkeit durch eine ähnlich hohe Anzahl an Aufgaben generieren, teilen sich lesbische Partnerinnen bereits die Einzelaufgaben sehr egalitär auf.

Leben Kinder im Haushalt lesbischer Paare, so werden die Einzeltätigkeiten deutlich häufiger partnerschaftlich verteilt als in kinderlosen Frauenpaaren. Bei den häuslichen Pflichten als Ganzes liegt jedoch nicht häufiger ein egalitäres Modell vor als in Partnerschaften ohne Kinder.

Für die Verteilung der kindbezogenen Aufgaben konnte für lesbische Familien gezeigt werden, dass in diesem Bereich ein insgesamt hohes Maß an Gleichverteilung vorliegt. Familien neigen bei der Kinderbetreuung eher als bei der Hausarbeit dazu, die Aufgaben gleichberechtigt unter den Partnerinnen aufzuteilen. Diese Partnerschaftlichkeit in der Kinderbetreuung wird überwiegend durch die egalitäre Verteilung der Einzelaufgaben und nicht durch die Spezialisierung der Partnerinnen auf verschiedene Tätigkeiten erreicht. Dieser Trend konnte für Frauenpaare bereits bei der Allokation von Haushaltsaufgaben nachgewiesen werden.

Insgesamt 24,3% der kinderlosen Paare kümmern sich nicht (ausschließlich) selbst um die Verrichtung der häuslichen Tätigkeiten und nehmen stattdessen eine bezahlte (94,4%) oder eine unbezahlte (6,4%) Hilfe in Anspruch. Paare, in welchen die Hausarbeit externalisiert wird, sind häufiger männlich, eher älter, mit höherem Bildungsniveau, einer umfassenden Erwerbstätigkeit und Mieter(innen) bzw. Eigentümer(innen) einer großen Wohnung und stammen aus höheren Einkommensschichten.

Bezugnehmend auf die theoretischen Überlegungen aus Kapitel 2 deuten die deskriptiven Analysen darauf hin, dass die Erklärungsmechanismen der *familienökonomischen Theorie* weniger gut geeignet sind, um die Arbeitsteilung in lesbischen und schwulen Partnerschaften zu verstehen. Statt sich – wie von der *familienökonomischen Theorie* konstatiert – entsprechend ihrer Humankapitalressourcen auf verschiedene Arbeitsbereiche zu spezialisieren, praktizieren gleichgeschlechtliche Partner(innen) relativ egalitäre Arrangements in den drei Bereichen Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung.

Am partnerschaftlichsten wird die Kinderbetreuung unter den Vätern bzw. Müttern aufgeteilt, selbst wenn sich die Partner(innen) hinsichtlich ihrer Erwerbsumfänge stark unterscheiden. Dies deutet darauf hin, dass die Überlegungen zur *Kompensationshypothese* hier einen Erklärungsbeitrag leisten. Ist ein(e) Vater/Mutter in höherem Umfang erwerbstätig als sein/ihre Partner(in), so widerspricht dies zunächst dessen/deren Identität als Vater bzw. Mutter. Um diese Identität nicht noch weiter zu gefährden, wird diese(r) Partner(in) sich nicht noch zusätzlich aus der Kinderbetreuung zurückziehen, sondern stattdessen einen ähnlich hohen Anteil an der Betreuung der Kinder übernehmen, um dieses Defizit zu kompensieren.

Die Tatsache, dass Männerpaare häufiger als Frauenpaare die häuslichen Routineaufgaben an Dritte abgeben, steht in Einklang mit den theoretischen Überlegungen des *Doing Gender-Ansatzes*. Danach versuchen die Männer in schwulen Partnerschaften die als weiblich konnotierten häusli-

chen Aufgaben zu vermeiden, da diese nicht dazu dienen, ihr Geschlecht darzustellen und täglich aufs Neue zu reproduzieren.

Werden die häuslichen und kindbezogenen Aufgaben von den Lebensgefährt(inn)en selbst übernommen, so wird das nun folgende Kapitel klären, welche(r) der beiden Partner(innen) für welche Bereiche zuständig ist. Welche Determinanten beeinflussen also das Engagement der Partner(innen) in den drei Lebensbereichen Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung?

6 Determinanten der Aufgabenteilung in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften

Im Rahmen der in Kapitel 2 beschriebenen Theorien zur Erklärung der Arbeitsteilung im Paar wurden verschiedene Determinanten der Allokation diskutiert. Diese reichen von Humankapitalressourcen wie der Bildung, der beruflichen Stellung und dem Einkommen, über zeitliche Ressourcen, normen- und identitätenbasierte Faktoren wie dem Selbstkonzept einer Person oder deren Elternposition, bis hin zu weiteren möglichen Einflussfaktoren wie der Altersdifferenz zwischen den Partner(inne)n oder den individuellen Vorlieben für häusliche Aufgaben. Welche Aspekte letztlich ursächlich für die Übernahme der Erwerbsarbeit, der häuslichen Routinetätigkeiten und der Kinderbetreuung sind, soll das nun folgende Kapitel klären. Fälle, in welchen ein(e) Partner(in) nicht erwerbstätig ist, stellen einen Sonderfall dar, der in Kapitel 7 thematisiert werden wird. Daher liegen den folgenden Auswertungen all jene Paare zugrunde, in welchen beide Partner(innen) erwerbstätig sind – selbst wenn diese nur in sehr geringem Umfang beschäftigt sind.

Die folgenden Berechnungen basieren auf einer wesentlichen Annahme des *Time-Availability-Ansatzes*. Durch die Befunde aus den qualitativen Analysen bestätigt, wird davon ausgegangen, dass die Partner(innen) zunächst über die Erwerbsarbeit entscheiden, bevor die unbezahlte Arbeit im Paar verteilt wird. Haushalt und Kinderbetreuung werden schließlich unter den gegebenen zeitlichen Restriktionen, die sich durch die Erwerbsumfänge beider Partner(innen) ergeben, von den Partner(inne)n übernommen.

Aus methodischer Sicht wird daher in kinderlosen Paaren der Anteil des/der Befragten an der Erwerbsarbeit nicht nur als abhängige Größe in die Modelle aufgenommen, sondern dient außerdem als erklärende Variable, die auf das Engagement im Haushalt wirkt. In Familien gestaltet sich die Verteilung ähnlich. Wie bereits gezeigt, haben die Bereiche Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung eine sehr große Bedeutung in der partner-

schaftlichen Kommunikation um die Aufgabenteilung (vgl. Kap. 5). Für die folgenden Auswertungen bei lesbischen Familien bilden der Erwerbsanteil und der Anteil an der Kinderbetreuung sowohl abhängige, als auch unabhängige Variable. Es wird davon ausgegangen, dass die Übernahme von häuslichen Pflichten unter anderem vom Engagement in diesen beiden Bereichen beeinflusst wird.

Bevor jedoch die Bedeutsamkeit möglicher Einflussfaktoren auf die Arbeitsteilung näher analysiert wird, werden zunächst einige deskriptive Auswertungen Aufschluss darüber geben, welche Determinanten die Betroffenen selbst als wichtig für ihre Allokation erachten. Die Befragten wurden im Rahmen der standardisierten Erhebung gebeten anzugeben, welche Prinzipien sie als handlungsleitend für die Arbeitsteilung in ihrer Partnerschaft ansehen.

Prinzipien der Arbeitsteilung

Als Prinzipien der Arbeitsteilung werden im Rahmen der vorliegenden Arbeit grundlegende Einstellungen der Partner(innen) im Hinblick auf die Verteilung der Aufgaben verstanden. Diese umfassen beispielsweise die Wichtigkeit des Gleichheitsgedankens, die Berücksichtigung von Vorlieben und Interessen, sowie das Abwägen von Fertigkeiten und Fähigkeiten. Auch die bewusste Bilanzierung von zeitlichen Möglichkeiten beider Partner(innen) wird im Folgenden zu den Prinzipien der Allokation gezählt.

Bereits die ersten Analysen weisen auf die besondere Wichtigkeit des Gleichheitsgedankens bei gleichgeschlechtlichen Paaren hin (vgl. auch Blumstein/Schwarz 1983; Clunis et al. 1988; Kurdek 1993; Patterson et al. 2004; Peace 1993). Werden zunächst nur kinderlose Befragte betrachtet, so zeigen sich hier signifikante Geschlechtsunterschiede (vgl. Tab. 6-1). 64,0% der befragten Frauen und 57,2% der Männer stimmen der Aussage „Wir legen großen Wert darauf, dass die Aufgaben gleich verteilt werden“ zu. Frauen gehen für den Gleichberechtigungsgedanken sogar noch weiter, indem sie auch Aufgaben übernehmen, die ihnen nicht so liegen,

damit die Partnerin diese nicht alleine verrichten muss. 91,3% der befragten Frauen und 86,8% der Männer stimmen der entsprechenden Aussage zu. Bereits Patterson et al. (2004) finden Hinweise darauf, dass sich lesbische Partnerinnen sehr stark verpflichtet fühlen, eine gleichberechtigte Allokation der Aufgaben zu erreichen. Neben dem Gleichheitsgedanken stellen bei Frauen die Vorlieben der Partnerinnen einen weiteren wichtigen Punkt dar. Der Aussage „Bei uns wird sehr darauf geachtet, dass die persönlichen Vorlieben bei der Aufgabenteilung berücksichtigt werden“ stimmen mit 87,2% signifikant mehr Frauen als Männer zu (82,6%).

Während Frauenpaare also laut eigenen Angaben tendenziell eher als Männerpaare auf eine Gleichverteilung der Aufgaben und die Präferenzen der Partnerinnen Rücksicht nehmen, ist die Arbeitsteilung in schwulen Partnerschaften signifikant häufiger von einer gewissen Selbstverständlichkeit geprägt, was sich mit den folgenden Daten belegen lässt: 55,7% der befragten Männer, aber nur 44,2% der Frauen bejahen die Aussage „Es war selbstverständlich, wer für welche Bereiche in der Familie zuständig ist“. Die befragten Männer geben außerdem häufiger an, dass sie sich bisher keine Gedanken über die Aufteilung gemacht hätten (33,2 vs. 27,0%).

Leben die befragten Frauen mit Kindern zusammen, so erhöht sich der Arbeitsaufwand im häuslichen Bereich. Daher ist zu vermuten, dass sich durch die neuen Zeitstrukturen und familiären Erfordernisse auch die grundlegenden Einstellungen und Prinzipien der Arbeitsteilung verändern. Werden die Befragten aus beiden Familienformen verglichen, so zeigen sich zwischen Frauen in Stieffamilien und solchen in Familien mit gemeinsamen Kindern kaum Unterschiede.

Tabelle 6-1: Prinzipien der Arbeitsteilung aus Sicht der Befragten

	kinderlose Männer ⁵⁴	kinderlose Frauen	Frauen in Stieffami- lien ⁵⁵	Frauen in Familien mit gem. Kindern	Frauen mit Kindern Gesamt ⁵⁶
Bei uns tut jeder das, was er am besten kann.	94,4 (n.s.)	92,7	89,5 (n.s.)	91,2	89,9 (n.s.)
Bei uns wird sehr darauf geachtet, dass die persönlichen Vorlieben bei der Aufgabenteilung berücksichtigt werden.	82,6 (*)	87,2	81,3 (n.s.)	78,9	80,4 (**)
Wir legen großen Wert darauf, dass die Aufgaben gleich verteilt werden.	57,2 (*)	64,0	65,0 (n.s.)	66,0	65,8 (n.s.)
Wir teilen die Aufgaben entsprechend unserer zeitlichen Möglichkeiten auf.	90,1 (n.s.)	92,2	95,9 n.s.)	94,3	94,7 (+)
Es war selbstverständlich, wer für welche Bereiche in der Familie zuständig ist.	55,7 (***)	44,2	64,6 (***)	50,8	57,4 (***)
Es hat sich mit der Zeit ‚eingeschliffen‘/so ergeben, wer welche Aufgaben übernimmt.	83,2 (n.s.)	79,6	---	---	
Ich habe mir bisher keine Gedanken über die Aufteilung gemacht.	33,2 (*)	27,0	---	---	
Ich mache auch Dinge, die mir nicht so liegen, damit mein(e) Partner(in) diese nicht allein erledigen muss.	86,8 (*)	91,3	---	---	

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 1: n = 633; ifb-Studie 2: n = 968;

Signifikanz: *** < .001 ** < .010 * < .050 + < .10;

⁵⁴ Die angegebenen Signifikanzen beziehen sich auf den Unterschied zwischen kinderlosen Frauen und Männern.

⁵⁵ Die angegebenen Signifikanzen beziehen sich auf den Unterschied zwischen Frauen in Stieffamilien und Frauen in Familien mit gemeinsamen Kindern.

⁵⁶ Die angegebenen Signifikanzen beziehen sich auf den Unterschied zwischen kinderlosen Frauen und Frauen mit Kindern.

Lediglich der Aussage „Es war selbstverständlich, wer für welche Bereiche in der Familie zuständig ist“ stimmen Frauen in Stieffamilien häufiger zu als die Vergleichsgruppe der Frauen mit gemeinsamen Kindern (64,6 vs. 50,8%). Dies kann mit der Entstehungsgeschichte der Familie begründet werden. Wird die bereits existierende Dyade aus Mutter und Kind nach der Gründung der lesbischen Partnerschaft um die neue Partnerin erweitert, so gelangt diese in eine Kleinfamilie mit bereits festen Zuständigkeiten und Routinen. Die meisten Aufgaben werden bereits von der leiblichen Mutter erfüllt und vermutlich nicht (unmittelbar) an die neue Partnerin abgetreten. Moore (2008) begründet dies damit, dass Frauen, deren Kind aus einer vorherigen heterosexuellen Partnerschaft stammt, bereits ein sehr geschlechtsspezifisches Verständnis von Mutterschaft in der Beziehung mit ihrem Ex-Partner erlangt haben, welches sie dann in die neue lesbische Partnerschaft transferieren. Auch Befragte in den teilstrukturierten Interviews argumentierten in dieser Weise:

„Das war so, weil es schon immer so war. Ich war es ja so gewöhnt, es waren ja meine Kinder und im Prinzip war ich es gewöhnt immer mich um die zu kümmern. Und es war ja dann im Prinzip nur: er zog aus, sie zog ein und letztendlich habe ich genauso weiter gemacht eigentlich wie vorher. Ja, klar hat es sich geändert mit dem Putzen und so ja, also dass sie wesentlich mehr dann auch mit im Haushalt gemacht hat als jetzt er, aber mit den Kindern blieb es eine ganze Zeitlang schon noch so, dass ich das gemacht habe, wobei dann irgendwann beispielsweise der T. [Sohn; Anm. A.B.], der Mittlere dann gesagt hat, er möchte lieber mit G. [Partnerin; Anm. A.B.] Hausaufgaben machen, weil ich wäre so, wäre immer so streng“ (081: leibliche Mutter, Stieffamilie mit drei Kindern).

Vergleicht man Frauen mit und ohne Kinder, zeigen sich signifikante Unterschiede hinsichtlich ihrer Aufteilungsprinzipien: Kinderlose Frauen betonen vor allem die Wichtigkeit individueller Vorlieben (87,2 vs. 80,4%), während Frauen mit Kindern eher die Bedeutsamkeit der zeitlichen Möglichkeiten hervorheben (94,7 vs. 92,2%). Zudem geben Letztere häufiger als kinderlose Befragte an, dass es selbstverständlich gewesen sei, wer für welchen Bereich zuständig ist (57,4 vs. 44,2%). Dieser Unterschied ist jedoch vor allem der Gruppe der Stieffamilien geschuldet, deren Aufteilung ja laut ihrer eigenen Angaben oft selbstverständlich war. Der vorge-

nommene Vergleich von Frauen mit und ohne Kinder deutet darauf hin, dass Vorlieben und Interessen ihre Bedeutsamkeit für die Arbeitsteilung verlieren, wenn sich der Arbeitsaufwand in einem Haushalt, beispielsweise durch die Geburt eines Kindes, drastisch erhöht. Kommen in Familien mehr Anforderungen hinzu, so gewinnen zeitliche Ressourcen an Bedeutung.

Inwieweit nun die verfügbare Zeit neben weiteren möglichen Determinanten tatsächlich Einfluss auf die Übernahme von Aufgabenbereichen nimmt, wird das nun folgende Kapitel näher beleuchten.

6.1 Determinanten der Aufgabenteilung in kinderlosen Männer- und Frauenpaaren

Wie bereits im Vorfeld erläutert, ist es bei der Betrachtung der Verteilung häuslicher Tätigkeiten in kinderlosen Partnerschaften wichtig, auch das Engagement beider Partner(innen) im Arbeitsmarkt zu berücksichtigen. Zu diesem Zweck werden im Folgenden Pfadanalysen und Strukturgleichungsmodelle durchgeführt.⁵⁷ Wie in Abbildung 6-1 ersichtlich, wurden mit dem Anteil des/der Befragten an der Erwerbsarbeit (AV1) und dem Anteil der/des Befragten an den vier häuslichen Routinetätigkeiten (AV2) zwei abhängige Variablen in die Modelle aufgenommen. Als Prädiktoren werden zunächst die ressourcenbasierten Variablen, später dann auch das Selbstkonzept als normen- und identitätenbasierter Faktor, sowie weitere mögliche Einflussfaktoren als Kontrollvariablen (vgl. Abb. 6-2) in die Modelle integriert.

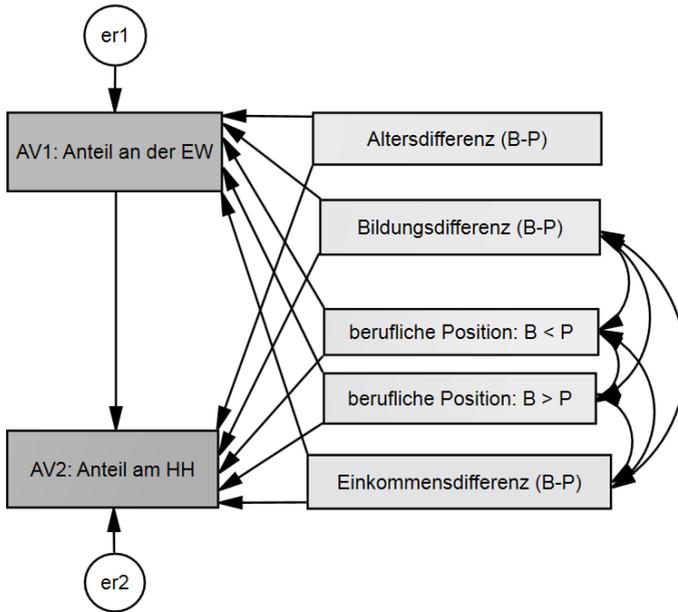
Hinsichtlich der Ressourcenunterschiede werden die Differenz in Bildung, beruflicher Stellung und Einkommen berücksichtigt. Hier wird, ausgehend von den Annahmen der ressourcenbasierten Theorien, vermu-

⁵⁷ Die Vorteile dieser Verfahren finden sich in Kapitel 4.3.

tet, dass mit einem höherwertigen Set an marktrelevanten Ressourcen auch der Anteil an der Erwerbsarbeit im Paar ansteigt. Der/die Partner(in) mit dem besseren Humankapital für den Arbeitsmarkt konzentriert sich demnach verstärkt auf die Lohnarbeit, der/die Partner(in) mit den schlechteren Ressourcen, d.h. mit dem niedrigeren Bildungsabschluss bzw. der schlechteren beruflichen Position wäre dann in stärkerem Maße auf die Haushaltstätigkeiten verwiesen. In den vorliegenden Analysen werden außerdem zwei alternative Konzeptionen der Einkommensdifferenz berücksichtigt. Zunächst wird die Differenz der beiden Partner(innen) hinsichtlich ihres Nettoeinkommens in die Modelle integriert. In weiteren Modellen wird dann ein Index für das Ausmaß an (finanzieller) Abhängigkeit in die Modelle aufgenommen, welcher sich aus den Einkommensunterschieden beider Partner(innen) ergibt (Brines 1994). Mit Hilfe dieses Abhängigkeitsindexes kann somit der Einkommensunterschied zwischen den Partner(inne)n zum tatsächlichen Gesamteinkommen der beiden in Beziehung gesetzt werden. Entsprechend der *austauschtheoretischen Ansätze* dürfte es einem/einer Partner(in) umso leichter möglich sein, einen hohen Erwerbsumfang durchzusetzen und gleichzeitig die als unbeliebt angesehenen häuslichen Routinetätigkeiten abzuwenden, je mehr sich sein/ihre Partner(in) in einem (finanziellen) Abhängigkeitsverhältnis zu ihm/ihr befindet. Auch ein höheres absolutes Einkommen und damit ein größeres Einkommenspotential dürfte ein gutes Argument dafür sein, die häuslichen Pflichten abzuwenden, um sich stattdessen verstärkt der Erwerbsarbeit zu widmen.

Um für die Zusammensetzung der Stichprobe zu kontrollieren, wird zuletzt noch die Altersdifferenz der Partner(innen) als Kontrollvariable in die Modelle aufgenommen.

Abbildung 6-1: Einfluss von Ressourcenunterschieden auf die Erwerbs- und Hausarbeit bei kinderlosen Paaren



Quelle: eigene Darstellung; EW: Erwerbsarbeit; HH: häusliche Routinetätigkeiten; B: Befragte(r); P: Partner(in);

In Tabelle 6-2 sind die Befunde zur Einflussnahme von Ressourcenunterschieden auf die Übernahme von Erwerbs- und Hausarbeit in kinderlosen Paaren dargestellt. Die darin enthaltenen Modelle 3a/b und 4a/b unterscheiden sich lediglich hinsichtlich der Operationalisierung der Einkommensvariablen. Während in den Modellen 3a und 3b die bloße Einkommensdifferenz berücksichtigt wird, beinhalten die Modelle 4a und 4b das finanzielle Abhängigkeitsverhältnis zwischen den Partner(inne)n. Betrachtet man die Güte der Modelle, so sind diese in beiden Fällen vergleichbar und zufriedenstellend hoch. Der RMSEA-Wert beträgt .036 bzw. .040 und liegt damit unter dem geforderten Wert von .050 (Weiber/Mühlhaus 2010). Betrachtet man den Anteil an erklärter Varianz für die beiden ab-

hängigen Größen (SMC1 und SMC2), so erklären die Prädiktoren unter Einschluss des Abhängigkeitsindex einen deutlich größeren Varianzanteil für die Erwerbsarbeit und einen etwas geringeren für die Hausarbeit. Somit ist die Modellalternative mit dem Abhängigkeitsindex im Zweifelsfall der Operationalisierung durch den bloßen Einkommensunterschied vorzuziehen. Einschränkend sei hier darauf hingewiesen, dass aufgrund der Verwendung von Querschnittsdaten die Richtung der Kausalität zwischen den abhängigen und unabhängigen Größen nicht abschließend geklärt werden kann. Die Richtung des Zusammenhangs zwischen dem Erwerbsanteil und dem Einkommen ist nicht eindeutig, ein Verlauf in umgekehrter Richtung durchaus auch plausibel. Die hohen Koeffizienten für die beiden Einkommensvariablen deuten darauf hin, dass es sich hier eher um eine umgekehrte Einflussnahme handelt, dass sich nämlich ein höherer Erwerbsanteil verstärkt auf das bessere Einkommen auswirkt. Eine Interpretation der Koeffizienten, die den Einfluss des Einkommens auf den Erwerbsanteil beschreiben, soll daher unterbleiben.

Zu den einzelnen Effekten:

Wie die Modelle 3a/b und 4a/b veranschaulichen, werden die Erwerbsanteile in Männer- und Frauenpaaren hauptsächlich von den Unterschieden in der beruflichen Stellung determiniert. Verglichen mit jenen Paaren, in welchen beide Partner(innen) eine ähnlich hohe berufliche Stellung aufweisen (=Referenzkategorie; ref.), verfügt der/die Befragte in einer niedrigeren beruflichen Position auch über einen geringeren Erwerbsanteil als sein Partner. Umgekehrt üben Befragte mit besseren beruflichen Positionen auch größere Anteile an der Lohnarbeit aus. Dieser Befund steht in Einklang mit den Überlegungen der ressourcenbasierten Ansätze, nach welchen ein Vorsprung hinsichtlich der marktrelevanten Ressourcen zu einer verstärkten Übernahme der Erwerbsarbeit führt.

Neben den eben gezeigten Einflüssen auf die Erwerbsanteile machen sich Ressourcenvorsprünge in Bildung, beruflicher Stellung und Ein-

kommen auch bei der Allokation häuslicher Pflichten bemerkbar (vgl. Tab. 6-2, AV2).

Den stärksten Effekt auf die Übernahme häuslicher Pflichten in Männer- wie Frauenpaaren – ganz unabhängig von der Operationalisierung der Einkommensdifferenz – zeigt der Anteil der/des Befragten an der Lohnarbeit (AV1). Je mehr Erwerbsarbeit eine Person im Paar übernimmt, umso geringer ist ihr Engagement im häuslichen Bereich. Bereits die Hypothese, die aus dem *Time-Availability-Ansatz* generiert wurde, ließ einen derartigen Zusammenhang vermuten.

Auch die Bildungsunterschiede kommen bei der Verteilung der Hausarbeit zum Tragen, wobei der/die Partner(in) mit dem höheren Bildungsabschluss einen geringeren Anteil an den häuslichen Tätigkeiten erledigt. Dieser Effekt ist bei Männern etwas stärker ausgeprägt als bei Frauen. Wie von den *austauschtheoretischen Ansätzen* konstatiert scheint das Bildungsniveau ein wichtiger Faktor bei den innerfamiliären Verhandlungen zu sein. Insbesondere bei Männern entscheidet das Bildungsniveau weniger über die als erstrebenswert angesehene Erwerbsarbeit, sondern vielmehr darüber, welcher Partner die als unbeliebt angesehenen häuslichen Tätigkeiten übernehmen „muss“.

Obwohl die berufliche Stellung einen deutlichen Effekt auf die Verteilung der Erwerbsarbeit hat, wirken sich Vorsprünge in diesem Bereich kaum auf die Allokation häuslicher Pflichten aus. Für die Gruppe der Frauenpaare zeigt sich jedoch ein überraschender Effekt. Verfügt die Befragte über eine höhere berufliche Position als ihre Partnerin, so ist ihr Anteil an der Hausarbeit im Schnitt höher als bei Paaren mit ähnlichen beruflichen Positionen. Dies widerspricht den Erwartungen der ressourcenbasierten Ansätze, wonach sich eine Person aufgrund ihrer besseren Stellung im Arbeitsmarkt eher aus den häuslichen Aufgaben zurückziehen kann.

Werden die Einkommensunterschiede zwischen den Partner(inne)n näher betrachtet, so zeigen diese den erwarteten Effekt. Berichtet der/die Befragte über ein höheres Einkommen als sein/ihre Partner(in), so weist

er/sie gleichzeitig ein geringeres Engagement im häuslichen Bereich auf. Es sei darauf hingewiesen, dass hierbei nach dem Erwerbsanteil beider Partner(innen) kontrolliert wurde – die geringere Beteiligung lässt sich somit nicht auf einen höheren Stundenumfang bei der Lohnarbeit zurückführen.

Wird mit dem Index für die (finanzielle) Abhängigkeit eine alternative Operationalisierung in die Modelle integriert (Modelle 4a und 4b), so wirkt sich dieser lediglich bei Frauenpaaren auf die Übernahme von häuslichen Pflichten aus. Der negative Koeffizient in Modell 4b veranschaulicht, dass eine Partnerin einen umso größeren Anteil an der Hausarbeit übernimmt, je abhängiger sie von ihrer Lebensgefährtin ist. Dieser Befund stützt ebenso wie der Effekt der Einkommensdifferenz die Thesen der *austauschtheoretischen Ansätze*. Verfügt eine Person über ein niedrigeres Einkommen als deren Partner(in) bzw. ist eine Person von ihrem/ihrer Partner(in) finanziell abhängig und damit in einer deutlich schlechteren Verhandlungsposition, so ist sie gezwungen, größere Teile der als unbeliebt angesehenen Haushaltsaufgaben zu erledigen.

Die große Bedeutsamkeit des Abhängigkeitsverhältnisses bei lesbischen Paaren zusammen mit einem größeren Koeffizienten bei den Einkommensunterschieden lässt vermuten, dass die Einkommensverhältnisse für Frauenpaare wichtiger sind als für männliche Partnerschaften. Ein möglicher Grund dafür liegt in den signifikant unterschiedlichen Einkommen von Männern und Frauen in der Stichprobe. Weibliche Befragte und deren Partnerinnen verfügen mit 1.905 bzw. 1.864 Euro über ein deutlich niedrigeres Einkommen als die befragten Männer und deren Partner (2.538 bzw. 2.336 Euro). Das höhere Gehalt bei Männern lässt sich nicht dadurch erklären, dass diese auch im Mittel höhere Erwerbsumfänge aufweisen.

Tabelle 6-2: Einfluss von Ressourcenunterschieden auf die Erwerbs- und Hausarbeit bei kinderlosen Paaren

	Modell 3a Männer ohne Kinder	Modell 3b Frauen ohne Kinder	Modell 4a Männer ohne Kinder	Modell 4b Frauen ohne Kinder
AV1: Erwerbsanteil				
Differenz der Bildungsjahre (B-P)	-0,063	-0,151**	-0,054	-0,095*
berufliche Stellung				
B < P	-0,358***	-0,323***	-0,208***	-0,149**
B = P (ref.)				
B > P	0,166**	0,102	0,040	0,079
Differenz im Nettoeinkommen (B-P)	0,217***	0,278***		
Finanzielle Abhängigkeit des Partners/der Partnerin von dem/der Befragten			0,608***	0,653***
Altersdifferenz (B-P)	-0,088*	-0,095*	-0,111***	-0,059+
AV2: Anteil an den Haushaltstätigkeiten				
Differenz der Bildungsjahre (B-P)	-0,162***	-0,100+	-0,164***	-0,101+
berufliche Stellung				
B < P	0,047	-0,002	0,047	-0,015
B = P (ref.)				
B > P	0,033	0,238***	0,032	0,242**
Differenz im Nettoeinkommen (B-P)	-0,159***	-0,189***		
Finanzielle Abhängigkeit des Partners/der Partnerin von dem/der Befragten			-0,102	-0,218*
Altersdifferenz (B-P)	0,140***	0,085+	0,117**	0,086+
AV1: Erwerbsanteil	-0,209***	-0,262***	-0,188**	-0,212*
n =	540	428	540	428
SMC AV1	0,311	0,318	0,548	0,631
SMC AV2	0,147	0,144	0,134	0,133
χ^2 CMIN/DF	17,986 / 2,248		25,238 / 2,524	
RMSEA / NFI / IFI / CFI	0,036 / 0,968 / 0,982 / 0,980 0,040 / 0,970 / 0,928 / 0,981			
	Sig. GU: NEIN		Sig. GU: NEIN	

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 2: n = 968;

*stand. Koeffizienten in der Tabelle; sig. GU: signifikante Geschlechtsunterschiede; B: Befragte(r); P: Partner(in); SMC: Squared Multiple Correlations;

Signifikanz: *** < .001 ** < .01 * < .05 + < .10;

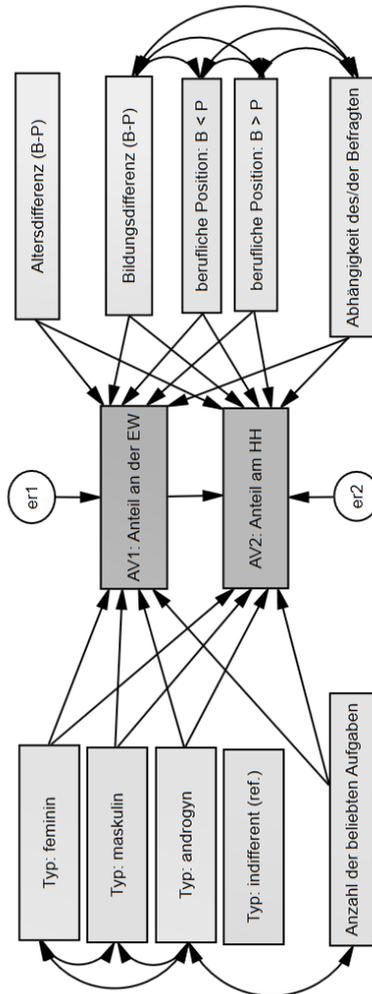
Der Zusammenhang zwischen dem Geschlecht und dem Einkommen zeigt sich auch dann noch, wenn nach der wöchentlichen Arbeitszeit kontrolliert wird. Die beiden männlichen Partner weisen außerdem größere Einkommensunterschiede innerhalb des Paares auf als lesbische Partnerinnen. Zusammengefasst scheinen sich Einkommensdifferenzen somit stärker auf die Arbeitsteilung auszuwirken, wenn die Paare über ein eher niedriges Einkommen verfügen.

Hinsichtlich der Altersdifferenz kann festgehalten werden, dass der/die ältere Partner(in) tendenziell weniger Stunden pro Woche arbeitet als sein/ihre Partner(in) und dafür einen größeren Teil der Hausarbeit übernimmt. Wichtig ist zu erwähnen, dass hier nach dem Erwerbsanteil der Partner(innen) kontrolliert wurde. Der/die ältere Partner(in) übernimmt somit unabhängig von seinem/ihrer Erwerbstatus und -umfang verstärkt eine umsorgende Funktion im häuslichen Bereich.

In einem zweiten Schritt wird zu den Ressourcenunterschieden zusätzlich der normen- und identitätenbasierte Faktor Selbstkonzept in die Modelle aufgenommen und nach den Vorlieben des/der Befragten für häusliche Routinetätigkeiten kontrolliert. Folgt man der Argumentation von *Bems Gender Schema Theorie*, so ist zu erwarten, dass Personen, die als maskulin typisiert werden, ein ausgedehnteres Erwerbsverhalten an den Tag legen und damit auch einen größeren Anteil an der Lohnarbeit im Paar übernehmen. Analog dazu würde der/die Befragte, der/die als feminin typisiert wird, verstärkt die häuslichen Routinetätigkeiten ausführen, die in heterosexuellen Kontexten häufig als weiblich angesehen werden.⁵⁸

⁵⁸ Das Selbstkonzept des Partners/der Partnerin wurde im Rahmen der zweiten *ifb*-Studie nicht erhoben. Daher kann hier leider keine relationale Variable für das Selbstkonzept berücksichtigt werden. So könnte es beispielsweise der Fall sein, dass eine Person zwar als maskulin typisiert wird, ihr(e) Partner(in) aber noch deutlich höhere Werte auf der Instrumentalitätsskala aufweist und daher auch die größeren Teile der Lohnarbeit übernimmt.

Abbildung 6-2: Einfluss von Ressourcenunterschieden und psycho-sozialen Faktoren auf die Erwerbs- und Hausarbeit bei kinderlosen Paaren



Quelle: eigene Darstellung; EW: Erwerbsarbeit; HH: häusliche Routinetätigkeiten; B: Befragte(r); P: Partner(in);

Da das Verfahren der Typisierung nicht unumstritten ist (u.a. Altstötter-Gleich et al. 2000), wurden im Rahmen der vorliegenden Analysen auch alternative Modelle gerechnet, in welchen das Ausmaß an Expressivität bzw. Instrumentalität in Form eines Messmodells in die Berechnungen einfließt. Da jedoch tendenziell die gleichen Befunde zu verzeichnen sind, werden diese Ergebnisse aus Platzgründen lediglich im Anhang A2 kurz dargestellt.

Wird der Einfluss des Selbstkonzepts auf die Erwerbsbeteiligung der Partner(innen) betrachtet (vgl. Tab. 6-3, AV1), so kann zunächst festgehalten werden, dass die Effekte der Ressourcenvorsprünge weitestgehend stabil bleiben. Vor allem die Vorsprünge in der beruflichen Stellung begünstigen ein verstärktes Engagement im Arbeitsmarkt.

Insgesamt lässt sich eine Verbesserung der Modelle durch die Berücksichtigung des normen- und identitätenbasierten Faktors feststellen. So sinkt nach Einschluss des Selbstkonzepts und der Vorlieben der RMSEA-Wert von .036 auf .013 im Falle der Berücksichtigung der Einkommensdifferenz und von .040 auf .014 bei Einschluss des Abhängigkeitsindexes. Während die neuen Prädiktoren kaum ein zusätzliches Erklärungspotential für die Erwerbsanteile der Partner(innen) bieten, erhöht sich die erklärte Gesamtvarianz für die häuslichen Aufgaben deutlich. So zeigt sich sowohl für Frauen- als auch für Männerpaare eine Erhöhung der SMC-Werte für die zweite abhängige Variable (AV2).

Ein Blick auf die Modelle macht deutlich, dass sich das Selbstkonzept – genauer die Typisierung als feminin, maskulin oder androgyn im Vergleich zur Referenzkategorie der indifferent klassifizierten Personen – nicht auf den Anteil an der Erwerbsarbeit auswirkt. Maskulin typisierte Personen neigen somit nicht wie von der *Gender Schema Theorie* konstatiert zu größeren Erwerbsanteilen.

Auch bei der Berücksichtigung des Selbstkonzepts als möglicher Prädiktor für die Ausübung der Hausarbeit (vgl. Tab. 6-3, AV2) bleiben die ökonomischen Ressourcen weitestgehend stabil. Wie bereits oben (vgl. Tab. 6-2) dargestellt, unterscheiden sich Männer- und Frauenpaare dahin-

gehend, dass die Einkommensunterschiede für Frauen scheinbar eine größere Relevanz in Bezug auf das häusliche Engagement besitzen als für Männer.

Das Selbstkonzept der Befragten zeigt zwar signifikante Effekte auf das häusliche Engagement, wirkt sich jedoch nicht in erwarteter Weise auf die Übernahme häuslicher Aufgaben aus. Wie die Modelle 5a/b und 6a/b veranschaulichen, zeigt die Typisierung lediglich für Männer einen signifikanten Effekt. Werden die als indifferent typisierten Akteure als Referenzgruppe angenommen, so neigen feminine, maskuline und androgyne Personen eher zu häuslichen Tätigkeiten als indifferent Typisierte. Eine Veränderung der Referenzkategorie⁵⁹ bringt zu Tage, dass die Gruppe der maskulin typisierten Befragten im Vergleich zu den anderen Typen am stärksten zu häuslichen Tätigkeiten neigt. Auch eine Berücksichtigung des Selbstkonzepts in Form eines Messmodells mit dem Ausmaß an Expressivität und Instrumentalität als unabhängige Variable (vgl. Anhang A2), bestätigt den Befund, dass Personen mit einem sehr instrumentellen Selbstkonzept einen größeren Teil der Hausarbeit übernehmen. Eine mögliche Erklärung dafür könnte sein, dass sich Männer mit hohen Instrumentalitätswerten, also mit einem hohen Maß an Selbstbewusstsein, Durchsetzungsfähigkeit und einem bestimmten Auftreten, eher zu ihrem Engagement im Haushalt bekennen. Da die häuslichen Routinetätigkeiten oftmals als feminin und „untypisch“ für Männer gesehen werden, bedarf es vielleicht eines hohen Maßes an instrumentellen Eigenschaften, um diese Tätigkeiten als Mann ausüben und dazu stehen zu können.

⁵⁹ Modelle sind aus Platzgründen nicht dargestellt.

Tabelle 6-3: Einfluss von Ressourcenunterschieden und psycho-sozialen Faktoren auf die Erwerbs- und Hausarbeit bei kinderlosen Paaren

		Modell 5a	Modell 5b	Modell 6a	Modell 6b
		Männer ohne Kinder	Frauen ohne Kinder	Männer ohne Kinder	Frauen ohne Kinder
AV1: Erwerbsanteil					
Differenz der Bildungsjahre (B-P)		-0,058	-0,155**	-0,049	-0,095*
berufliche Stellung					
	B < P	-0,359***	-0,313***	-0,204***	-0,156**
	B = P (ref.)				
	B > P	0,136*	0,127*	0,016	0,086
Differenz im Nettoeinkommen (B-P)		0,229***	0,274***		
Abhängigkeit des Partners/ der Partnerin von dem/der Befragten				0,623***	0,641***
Selbstkonzept	Feminin	-0,101	-0,060	-0,036	-0,028
	Maskulin	0,021	-0,053	0,012	-0,014
	Androgyn	-0,046	-0,078	-0,035	-0,048
	Indifferent (ref.)				
Anzahl der Aufgaben, die der/die Befragte gern macht		-0,032	-0,103*	0,006	-0,076
Altersdifferenz (B-P)		-0,088*	-0,089*	-0,113***	-0,058+
AV2: Anteil an den Haushaltstätigkeiten					
Differenz der Bildungsjahre (B-P)		-0,161***	-0,093+	-0,162***	-0,095+
berufliche Stellung					
	B < P	0,066	0,011	0,064	-0,005
	B = P (ref.)				
	B > P	0,034	0,228***	0,029	0,233**
Differenz im Nettoeinkommen (B-P)		-0,149***	-0,205***		
Abhängigkeit des Partners/ der Partnerin von dem/der Befragten				-0,069	-0,249**
Selbstkonzept	Feminin	0,158*	-0,037	0,144+	-0,036
	Maskulin	0,232***	-0,082	0,231***	-0,087
	Androgyn	0,242**	0,039	0,238**	0,028
	Indifferent (ref.)				
Anzahl der Aufgaben, die der/die Befragte gern macht		0,268***	0,211***	0,273***	0,214***
Altersdifferenz (B-P)		0,111**	0,085+	0,086*	0,088+
AV1: Erwerbsanteil		-0,190***	-0,230***	-0,190**	-0,161+

n =	540	428	540	428
SMC AV1	0,303	0,345	0,542	0,636
SMC AV2	0,267	0,201	0,258	0,186
χ^2 CMIN/DF	64,488 / 1,169		66,370 / 1,185	
RMSEA / NFI / IFI / CFI	0,013 / 0,934 / 0,990 / 0,989		0,014 / 0,947 / 0,991 / 0,991	
	Sig. GU: JA		Sig. GU: NEIN	

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 2: n = 968;

*stand. Koeffizienten in der Tabelle; sig. GU: signifikante Geschlechtsunterschiede; B: Befragte(r); P: Partner(in); SMC: Squared Multiple Correlations;

Signifikanz: *** < .001 ** < .01 * < .05 + < .10;

Neben dem Selbstkonzept wurden auch die Vorlieben der Partner(innen) für häusliche Aufgaben in die Modelle integriert. Die Befunde aus den Modellen 5b und 6b deuten darauf hin, dass Frauen umso geringere Anteile an der Lohnarbeit tragen, je größer die Anzahl an häuslichen Tätigkeiten ist, die sie gerne verrichten. Es ist zu vermuten, dass diese sich statt einer umfassenden Erwerbstätigkeit lieber verstärkt dem häuslichen Bereich widmen. Tatsächlich verrichten Frauen einen umso größeren Anteil an den häuslichen Aufgaben, je mehr häusliche Routinetätigkeiten sie gerne übernehmen. Auch für Männerpaare konnte ein derartiger Effekt nachgewiesen werden.

Nachdem nun die Einflüsse von Ressourcenunterschieden und normen- und identitätenbasierten Erklärungsfaktoren bei kinderlosen Paaren untersucht wurden, wird der nun folgende Abschnitt beleuchten, welche Faktoren sich auf die Übernahme von Aufgaben in lesbischen Familien auswirken.

6.2 Determinanten der Aufgabenteilung in lesbischen Familien

Bei der Betrachtung der Arbeitsteilung in lesbischen Familien ist es unerlässlich, zwischen den beiden großen Familienformen zu unterscheiden. Insbesondere im Hinblick auf das elterliche Engagement und somit konkret bei der Übernahme kindbezogener Aufgaben dürften sich enorme Unterschiede zwischen den beiden Familienformen ergeben. Ähnlich wie in heterosexuellen Stieffamilien müssen familiäre Rollen auch in Stieffamilien mit zwei Müttern an die neue Familiensituation angepasst werden (Hare/Richards 1993). Kommt eine neue Partnerin zu einer bereits existierenden Mutter-Kind-Beziehung hinzu, so stehen die Akteure vor der Herausforderung, der neuen Partnerin eine geeignete Rolle zukommen zu lassen. Wie bereits im Forschungsstand zur Arbeitsteilung bei gleichgeschlechtlichen Paaren dargestellt, fehlen häufig die nötigen Konzepte und Skripten, die den Betroffenen Orientierung im familiären Alltag bieten und die Übernahme von Aufgaben regeln (Dunne 2000; Gabb 2005; Hequembourg 2004; Hequembourg/Farrell 1999). Die qualitativen Interviews geben Hinweise darauf, dass die lesbische Partnerin in der Regel nicht in einem Konkurrenzverhältnis zu dem außerhalb des Haushalts lebenden Vater steht. Dennoch dürfte die soziale Mutter zumindest nicht gleich nach der Formation der Stieffamilie einen Großteil der Kinderbetreuung übernehmen. Aufgaben und Verantwortungsbereiche müssen neu ausgehandelt und zwischen den beiden leiblichen Elternteilen und der neuen Partnerin verteilt werden.

Anders sieht es dagegen bei lesbischen Familien mit gemeinsamen Kindern aus. Die Kinder werden in eine bestehende lesbische Partnerschaft geboren und haben von Beginn an zwei weibliche Bezugspersonen. Das Kind wird von Anfang an in eine Familie hinein sozialisiert, in welcher zwei Mütter die Erziehungsaufgaben übernehmen. Diese Familiensituation ist somit der klassischen Kernfamilie deutlich ähnlicher als die erste Form. Jedoch ist nicht klar, wer welche Aufgaben in welchem Maße ausführt und wie die entsprechenden Rollen von den Beteiligten wahrge-

nommen und benannt werden. Die Klärung dieser Fragen stellt den Schwerpunkt des nun folgenden Kapitels dar.

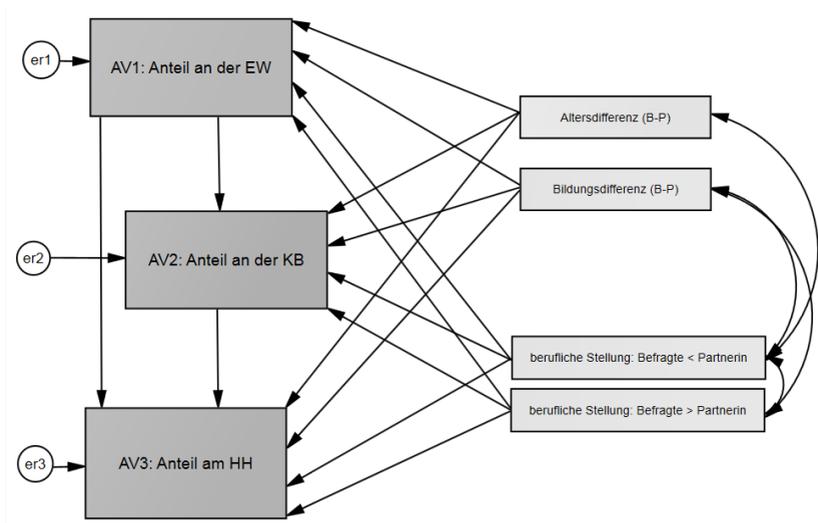
Wird die Aufgabenteilung in lesbischen Familien näher untersucht, so müssen drei Bereiche in die Analysen einbezogen werden: die Anteile beider Partnerinnen an der Erwerbsarbeit, an der Kinderbetreuung sowie an den häuslichen Tätigkeiten. Diese drei Variablen dienen als abhängige Größen in den nachfolgenden Pfadmodellen. Die Auswertung der teilstrukturierten Interviews hinsichtlich der Bewertung der drei Teilbereiche konnte zeigen, dass in vielen Paaren zunächst eine Verständigung über die Allokation von Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung stattfindet. Die meist als unliebsam angesehenen häuslichen Routinetätigkeiten stehen hinten an. Deren Verteilung ergibt sich dann meist aus der Allokation von Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung. Die qualitativen Interviews konnten außerdem zeigen, dass sich viele lesbische Paare mit gemeinsamen Kindern bereits vor der Umsetzung des Kinderwunsches über die anfänglichen Zuständigkeiten für Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung geeinigt haben. Um zu prüfen, inwieweit sich das Engagement im Arbeitsmarkt und in der Kinderbetreuung auf die Beteiligung an der Hausarbeit auswirken, werden der Erwerbsanteil sowie der Anteil an der Kinderbetreuung auch als unabhängige Größen in die Modelle aufgenommen.

Aus ressourcentheoretischer Sicht fließen die Bildungsdifferenz der Partnerinnen sowie die Unterschiede hinsichtlich der beruflichen Stellung als Prädiktoren in die Modelle ein.⁶⁰ Aus Sicht der ressourcenbasierten Ansätze wird erwartet, dass die Partnerin mit dem besseren arbeitsmarktrelevanten Humankapital, also mit der höheren Bildung und der besseren beruflichen Position, einen größeren Teil der Erwerbsarbeit und gleichzei-

⁶⁰ Die individuellen Einkommen der Partnerinnen und damit auch das Abhängigkeitsverhältnis wurden in der ersten Studie zu gleichgeschlechtlichen Familien nicht erfasst und können daher in den nachfolgenden Modellen nicht berücksichtigt werden.

tig auch einen geringeren Anteil an Hausarbeit und Kinderbetreuung übernimmt. Auch bei lesbischen Familien wird die Altersdifferenz als Kontrollvariable in die Modelle aufgenommen.

Abbildung 6-3: Einfluss von Ressourcenunterschieden auf die Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung in lesbischen Familien



Quelle: eigene Darstellung; EW: Erwerbsarbeit; HH: häusliche Routinetätigkeiten; B: Befragte; P: Partnerin;

Die Berechnung der Pfadanalysen für lesbische Familien bringt zu Tage, dass wie bereits vermutet deutliche Unterschiede zwischen Stieffamilien und Familien mit gemeinsamen Kindern bestehen. Zunächst wird die Wirksamkeit von Ressourcenvorsprüngen auf die Übernahme der drei Lebensbereiche in den beiden Familienformen analysiert und verglichen (vgl. Tab. 6-4), bevor die Reihe an möglichen Prädiktoren um die Elternposition und das Alter der Kinder ergänzt wird (vgl. Tab. 6-5).

In Bezug auf die Verteilung der Lohnarbeit (AV1) wirken sich die Ressourcenvorsprünge in unterschiedlicher Weise auf die Arbeitsteilung in beiden Familienformen aus (Modelle 7a und 7b). Für Stieffamilien ist

zunächst der Bildungsunterschied relevant, wonach mit zunehmendem Bildungsvorsprung einer Partnerin auch deren Anteil an der Lohnarbeit steigt. Während die berufliche Stellung für die Gruppe der Stieffamilien keinen eindeutigen Effekt zeigt, kann für Familien mit gemeinsamen Kindern festgehalten werden, dass die Befragte, die über eine geringere berufliche Position verfügt auch einen geringeren Anteil an der Erwerbsarbeit trägt. Diese Befunde stützen die Vermutungen der ressourcenbasierten Erklärungsmechanismen, wonach sich ein Akteur umso mehr im beruflichen Bereich einbringt, je größer dessen Vorsprünge hinsichtlich seines marktrelevanten Humankapitals sind. Die Wichtigkeit der beruflichen Stellung für Familien mit gemeinsamen Kindern sollte vor dem Hintergrund gesehen werden, dass Partnerinnen dieser Gruppe überdurchschnittlich häufig eine Position innehaben, welche in die Kategorie *höhere Beamte, höhere Angestellte, Manager und Selbständige mit größerem Unternehmen* fällt. Befragte in Stieffamilien sind dagegen überdurchschnittlich häufig in der Kategorie *un-/angelernte Tätigkeiten und Angestellte mit einfachen Tätigkeiten (z.B. Verkäuferin)* zu finden. Dies deutet darauf hin, dass die berufliche Position umso mehr Bedeutung für die Aufteilung der Erwerbsarbeit im Paar hat, je höher die Position im Durchschnitt ist.

Wird als zweite abhängige Größe die Übernahme von kindbezogenen Tätigkeiten (AV2) betrachtet, so zeigt die Teilhabe im Arbeitsmarkt den größten Einfluss in beiden Familienformen. Analog zu der aus dem *Time-Availability-Ansatz* generierten Hypothese, beteiligt sich die Partnerin mit dem höheren Erwerbsanteil in geringerem Maße an der Versorgung der Kinder. Dieser Effekt tritt in der vorliegenden Stichprobe bei Familien mit gemeinsamen Kindern noch stärker zu Tage als bei Stieffamilien (Modell 7b). Wie bereits mehrfach erwähnt, unterscheiden sich die beiden Familienformen deutlich hinsichtlich des Alters ihrer Kinder, wobei in Stieffamilien im Schnitt deutlich ältere Kinder leben. Dies erklärt auch, weshalb die Verfügbarkeit zeitlicher Ressourcen aufgrund eines erhöhten Erwerbsengagements in Stieffamilien weniger wichtig erscheint als in Familien mit gemeinsamen – in der Regel noch sehr jungen – Kindern.

Neben der verfügbaren Zeit beeinflussen erneut die Bildungsdifferenz und der Unterschied hinsichtlich der beruflichen Stellung die Übernahme der kindbezogenen Tätigkeiten in Stieffamilien. Wider Erwarten zeigt hier die besser gebildete Partnerin ein höheres Engagement in der Kinderbetreuung als ihre Lebensgefährtin. Außerdem beteiligt sich die Befragte eher an der Versorgung der Kinder, wenn sie über eine niedrigere berufliche Stellung verfügt als ihre Partnerin. In Familien mit gemeinsamen Kindern zeigen Ressourcenunterschiede abgesehen von den zeitlichen Möglichkeiten bedingt durch den Erwerbsumfang keine weiteren Effekte.

Ähnliches zeigt sich für die dritte abhängige Größe – das Engagement im Haushalt (AV3). Während die Ressourcenunterschiede in Stieffamilien äußerst bedeutsam erscheinen, zeigen diese bei Familien mit gemeinsamen Kindern kaum signifikante Effekte. Für Stieffamilien gilt, dass das Engagement einer Partnerin im Haushalt umso größer ist, je geringer ihr Anteil an der Erwerbsarbeit und je höher ihr Engagement in der Kinderbetreuung ist. Während ein vergleichsweise hohes Erwerbsvolumen somit die zeitlichen Ressourcen für die Hausarbeit einzuschränken scheint (*Time-Availability-Ansatz*), ist mit der Übernahme der kindbezogenen Tätigkeiten offensichtlich gleichzeitig eine größere Beteiligung an den häuslichen Routineaufgaben verbunden. Die benötigte Zeit für die Versorgung und Betreuung der Kinder scheint somit nicht in gleicher Weise in die Zeitbudgetrechnung der Paare einzugehen.

Das Bildungsniveau wirkt sich in erwarteter Weise auf das Engagement im häuslichen Bereich aus. Je höher der Bildungsabschluss der Befragten im Vergleich zu dem ihrer Partnerin ist, umso weniger bringt sie sich bei den häuslichen Routinetätigkeiten ein. Die berufliche Stellung zeigt dagegen keinen eindeutigen Effekt.

In Familien mit gemeinsamen Kindern (Modell 7b) ergeben sich lediglich zwei signifikante Effekte. Zum einen geht mit einem hohen Engagement in der Kinderbetreuung auch eine hohe Beteiligung an den Haushaltstätigkeiten einher. Zum anderen übernehmen jene Befragten einen vergleichsweise größeren Anteil an der Hausarbeit, die über eine geringe-

re berufliche Stellung verfügen als ihre Partnerin. Dies entspricht den Vermutungen aus den ressourcenbasierten Ansätzen, wonach sich die Partnerin mit den schlechteren Ressourcen verstärkt um die unbezahlte Tätigkeit zu Hause kümmert.

Hinsichtlich der Altersdifferenz konnte lediglich ein signifikanter Effekt für Stieffamilien gefunden werden. Anders als in kinderlosen Partnerschaften übernimmt die Befragte einen umso größeren Anteil an der Hausarbeit, je jünger sie ist. Dieser Befund sollte jedoch vor dem Hintergrund gesehen werden, dass die Partnerinnen in Stieffamilien in der vorliegenden Stichprobe deutlich größere Unterschiede hinsichtlich ihres Alters und ihrer Bildung aufweisen als die Partnerinnen in Familien mit gemeinsamen Kindern, was schließlich zu signifikanten Befunden führen kann. Wird die Arbeitsteilung in lesbischen Familien in Abhängigkeit der Ressourcenunterschiede der Partnerinnen betrachtet, so ist auch hier die Modellgüte mit einem RMSEA-Wert von .026 durchaus zufriedenstellend.

Tabelle 6-4: Einfluss von Ressourcenunterschieden auf die Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung in lesbischen Familien

	Modell 7a Stieffamilien	Modell 7b Familien mit gem. Kindern
AV1: Erwerbsanteil		
Differenz der Bildungsjahre (B-P)	0,240***	-0,032
berufliche Stellung B < P	0,506***	-0,210**
B = P (ref.)		
B > P	0,234***	0,548***
Altersdifferenz (B-P)	0,068	0,042
AV2: Anteil an der Kinderbetreuung		
Differenz der Bildungsjahre (B-P)	0,185**	-0,018
berufliche Stellung B < P	0,178*	0,063
B = P (ref.)		
B > P	0,055	-0,054
Altersdifferenz (B-P)	0,062	-0,069
AV1: Erwerbsanteil	-0,349***	-0,379***

AV3: Anteil an den Haushaltstätigkeiten

Differenz der Bildungsjahre (B-P)	-0,164**	-0,002
berufliche Stellung B < P	0,129+	0,177+
B = P (ref.)		
B > P	0,152*	-0,064
Altersdifferenz (B-P)	-0,101+	-0,048
AV1: Erwerbsanteil	-0,191**	-0,103
AV2: Anteil an der Kinderbetreuung	0,155**	0,193**
n =	315	318
SMC AV1	0,238	0,464
SMC AV2	0,104	0,216
SMC AV3	0,123	0,174
χ^2 CMIN/DF	8,611 / 1,435	
RMSEA / NFI / IFI / CFI	0,026 / 0,975 / 0,992 / 0,991	
	Sig. FU: JA	

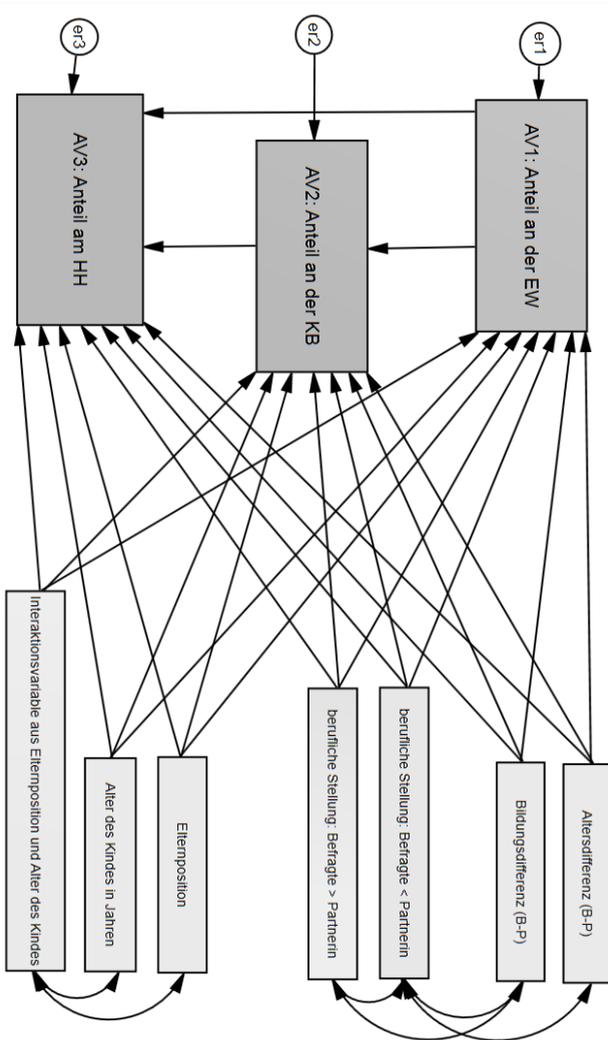
Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 1: n = 633;

*standardisierte Koeffizienten; Sig. FU: signifikante Unterschiede zwischen den Familienformen; B: Befragte(r); P: Partner(in); SMC: Squared Multiple Correlations;

Signifikanz: *** < .001 ** < .01 * < .05 + < .10;

In einem nächsten Analyseschritt werden die Modelle um die Faktoren Elternposition und Alter der Kinder sowie einen Interaktionsterm aus diesen beiden Größen erweitert. Wie ein Vergleich der Tabellen 6-4 und 6-5 deutlich macht, bleiben die Effekte der Ressourcenunterschiede hierbei weitestgehend stabil. Wird die Güte der Modelle näher betrachtet, so findet durch die Berücksichtigung der familiären Faktoren eine Verschlechterung statt. Der RMSEA-Wert steigt von .026 auf .050 bzw. .046, übersteigt aber den geforderten Maximalwert von .050 immer noch nicht (Weiber/Mühlhaus 2010). Ein Vergleich der SMC-Werte für alle drei abhängigen Variablen zeigt jedoch, dass durch Integration der Elternposition und des Kindesalters der Anteil an erklärter Gesamtvarianz erhöht werden kann.

Abbildung 6-4: Einfluss von Ressourcenunterschieden und familiären Faktoren auf die Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung in lesbischen Familien



Quelle: eigene Darstellung; EW: Erwerbsarbeit; HH: häusliche Routinetätigkeiten; B: Befragte; P: Partnerin ;

Unter den neu integrierten Variablen hat die Elternposition der Befragten den mit Abstand stärksten Effekt auf die Verteilung der Erwerbsarbeit in beiden Familienformen. Die Modelle 8a und 8b zeigen, dass die leibliche Mutter tendenziell einen geringeren Anteil an der gesamten wöchentlichen Arbeitszeit übernimmt als die soziale Mutter. Die Wirkung der Elternposition zeigt sich etwas mehr für Frauen, die ein gemeinsames Kind mit ihrer Partnerin haben als für Stieffamilien (Modell 8b). Wie die Modelle veranschaulichen wird bei Berücksichtigung des Alters der Kinder der noch verbleibende Haupteffekt der Elternposition für Familien mit gemeinsamen Kindern noch stärker (negativ), während er für Stieffamilien nicht mehr länger signifikant ist. Der negative Koeffizient für Familien mit gemeinsamen Kindern macht deutlich, dass insbesondere bei Familien mit sehr jungen Kindern eine Ungleichverteilung der Erwerbsarbeit zu Lasten der sozialen Mutter stattfindet. Demnach ist in diesen Familien die Elternposition vor allem in den ersten Jahren nach der Geburt des Kindes für die Wahl des Erwerbsarrangements im Paar von Belang.

Komplementär zur Erwerbsarbeit ist die Verteilung der kindbezogenen Tätigkeiten (AV2) geregelt. Hier ist das Engagement der leiblichen Mutter bei der Versorgung und Betreuung der Kinder signifikant höher als das der sozialen Mutter. Für die Kinderbetreuung tritt dieser Zusammenhang bei Stieffamilien noch mehr zu Tage als für Familien mit gemeinsamen Kindern. Dies ist vor dem Hintergrund nicht überraschend, dass die leibliche Mutter in Stieffamilien das Kind mit in die Beziehung gebracht hat und sich erst mit der Zeit eine Beziehung zwischen dem Kind und der neuen Partnerin entwickeln kann. Der Haupteffekt der Elternposition in Modell 9a unterstützt diese Vermutung. Danach ist das Engagement der leiblichen Mutter in der Kinderbetreuung besonders groß, wenn das Kind noch sehr jung ist. Dies gilt ebenso für Familien mit gemeinsamen Kindern, wenn auch nicht in so hohem Maße.

Auf die Beteiligung an den häuslichen Aufgaben hat die familiäre Situation der Befragten und ihrer Partnerin nur wenig Einfluss (AV3). Le-

diglich für Stieffamilien kann ein signifikanter Effekt der Elternposition festgestellt werden (Modell 8a). Danach bringen sich leibliche Mütter in Stieffamilien tendenziell etwas mehr im Haushalt ein als ihre Partnerinnen. Wird auch das Alter der Kinder in den Modellen berücksichtigt, so verliert die Elternposition ihre signifikante Bedeutung (Modell 9a). Der geringe Einfluss der leiblichen bzw. sozialen Elternschaft auf die Beteiligung an den häuslichen Pflichten lässt sich vermutlich damit erklären, dass die Partizipation im häuslichen Bereich bereits über das Engagement in der Erwerbsarbeit und der Kinderbetreuung erklärt wurde. Der Anteil an der Hausarbeit scheint schließlich vor allem von der Beteiligung in diesen beiden Bereichen abhängig zu sein. Konkret bedeutet dies, dass schließlich jene Partnerin anteilig mehr Hausarbeit übernimmt, die bereits ein größeres Engagement im Bereich der Kinderbetreuung zeigt.

Die eben dargestellten Ergebnisse deuten darauf hin, dass insbesondere in den ersten Jahren nach der Geburt des Kindes eine Ungleichverteilung der Aufgabenbereiche nach einem ganz bestimmten Muster stattfindet. In dieser Zeit fallen der leiblichen Mutter große Teile der kindebezogenen Tätigkeiten und des Haushalts zu, während sich die soziale Mutter auf die finanzielle Sicherung der Familie durch eine umfassende Erwerbstätigkeit konzentriert.

Tabelle 6-5: Einfluss von Ressourcenunterschieden und familiären Faktoren auf die Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung in lesbischen Familien

	Modell 8a	Modell 8b	Modell 9a	Modell 9b
	Stieffamilien	Familien mit gem. Kindern	Stieffamilien	Familien mit gem. Kindern
AV1: Erwerbsanteil				
Differenz der Bildungsjahre (B-P)	0,252***	-0,001	0,247***	-0,006
berufliche Stellung B < P	0,540***	-0,037	0,527***	-0,033
B = P (ref.)				
B > P	0,174**	0,573***	0,169**	0,479***
Elternposition	-0,158**	-0,316***	-0,290	-0,399***
Alter des Kindes			-0,067	0,053
Interaktion aus Elternposition und Alter des Kindes			0,146	0,119
Altersdifferenz (B-P)	0,082	-0,018	0,077	-0,012
AV2: Anteil an der Kinderbetreuung				
Differenz der Bildungsjahre (B-P)	0,168**	-0,012	0,163**	-0,006
berufliche Stellung B < P	0,148+	0,072	0,147+	0,076
B = P (ref.)				
B > P	0,070	-0,080	0,075	-0,075
Elternposition	0,203***	0,116*	0,348+	0,172*
Alter des Kindes			0,001	0,009
Interaktion aus Elternposition und Alter des Kindes			-0,154	-0,098
Altersdifferenz (B-P)	0,043	-0,043	0,046	-0,044
AV1: Erwerbsanteil	-0,317***	-0,339***	-0,313***	-0,336***

AV3: Anteil an den Haushaltstätigkeiten

Differenz der Bildungsjahre (B-P)	-0,169**	0,000	-0,163**	0,003
beruflichen Stellung B < P	0,114	0,174*	0,118	0,171*
B = P (ref.)				
B > P	0,160*	-0,082	0,156*	-0,090
Elternposition	0,100+	0,038	-0,025	0,040
Alter des Kindes			0,013	-0,023
Interaktion aus Elternposition und Alter des Kindes			0,129	0,001
Altersdifferenz (B-P)	-0,110*	-0,038	-0,113*	-0,039
AV1: Erwerbsanteil	-0,171*	-0,122	-0,169*	-0,132+
AV2: Anteil an der Kinderbetreuung	0,134*	0,182**	0,139*	0,178**
<hr/>				
n =	315	318	315	318
SMC AV1	0,288	0,448	0,276	0,380
SMC AV2	0,146	0,219	0,152	0,224
SMC AV3	0,137	0,174	0,138	0,176
χ^2 CMIN/DF	36,474 / 2,605		74,347 / 2,323	
RMSEA / NFI / IFI / CFI	0,050 / 0,916 / 0,947 / 0,938		0,046 / 0,956 / 0,975 / 0,974	
	Sig. FU: JA		Sig. FU: JA	

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 1: n = 633;

*standardisierte Koeffizienten; Sig. FU: signifikante Unterschiede zwischen den Familienformen; B: Befragte; P: Partnerin; SMC: Squared Multiple Correlations;

Signifikanz: *** < .001 ** < .01 * < .05 + < .10;

Insgesamt deuten diese Befunde nur zum Teil auf die Gültigkeit der Hypothesen aus der *Rollentheorie* und dem *Identitätsformationsmodell* hin. Mit der Elternposition existiert ein Kriterium, an dem sich Positionen innerhalb der Familie definieren und damit Rollen festlegen lassen. Ein Ergebnis, das diesen theoretischen Überlegungen widerspricht, stellt der Bedeutungsverlust der Elternposition mit zunehmendem Alter der Kinder dar. Es wäre zu erwarten gewesen, dass die Akteure durch das bewusste Rol-

lenhandeln spezifische Identitäten herausbilden, die sie weiter diesen Rollen entsprechend handeln lassen. Stattdessen scheinen sie mit zunehmendem Alter der Kinder von diesem klaren Rollenhandeln abzuweichen und verstärkt beide Identitäten – eine Familien- und eine Berufsidentität – auszubilden.

Da die Elternposition als entscheidendes Kriterium für die Zuordnung der Aufgabenbereiche in Familien identifiziert werden konnte, werden im Folgenden einige deskriptive Analysen durchgeführt, welche die Aufgabenteilung in lesbischen Familien in Abhängigkeit von der Elternposition veranschaulichen.

Die Beteiligung leiblicher und sozialer Mütter an der Erwerbs- und Familienarbeit

Wird das Erwerbsverhalten sozialer und leiblicher Mütter verglichen, so zeigen sich deutliche Unterschiede. Die Erwerbstätigenquote für leibliche Mütter liegt in der vorliegenden Stichprobe bei 80,0%, die von sozialen Müttern sogar bei 89,9%.

Leibliche Mütter sind nicht nur seltener erwerbstätig als soziale, sondern weisen auch ein im Mittel niedrigeres Erwerbsvolumen auf (vgl. Tab. 6-6). Damit kommen Beschäftigungsverhältnisse in geringem Stundenumfang von bis zu 15 Stunden pro Woche bei ihnen häufiger vor als bei ihren Partnerinnen (9,0 vs. 3,2%). Während 22,7% der leiblichen Mütter in einer klassischen „Halbtagsstelle“ zwischen 15 und 25 Stunden pro Woche beschäftigt sind, beläuft sich der Prozentsatz für soziale Mütter hier nur auf 11,0%. Im Gegensatz dazu weisen diese deutlich häufiger eine Vollzeitstelle mit einer wöchentlichen Arbeitszeit zwischen 30,5 und 40 Stunden (50,6 vs. 42,3%) bzw. einem Arbeitsumfang von mehr als 40 Stunden wöchentlich auf (22,6 vs. 13,1%).

Tabelle 6-6: Individuelle Erwerbsumfänge der sozialen und leiblichen Mütter in lesbischen Familien

	soziale Mütter	leibliche Mütter
in %		
nicht erwerbstätig	10,1	20,0
erwerbstätig	89,9	80,0
n =	626	629
davon:		
unter 15 Std.	3,2	9,0
15 bis 25 Std.	11,0	22,7
25,5 bis 30 Std.	12,6	12,9
30,5 bis 40 Std.	50,6	42,3
40, 5 Std. und mehr	22,6	13,1
n =	563	503

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 1: n = 633;

Unterschiede zwischen sozialen und leiblichen Müttern signifikant (.000);

Keller und Haustein berichten auf Basis von Mikrozensusauswertungen für Mütter in heterosexuellen Familien eine Erwerbstätigenquote von 60%, während sich die Zahl bei Vätern auf 84,2% beläuft (Keller/Haustein 2012: 34). Damit sind sowohl soziale als auch leibliche Mütter unabhängig vom Alter ihrer Kinder häufiger erwerbstätig als Mütter in verschiedengeschlechtlichen Familien. Der Anteil an erwerbstätigen sozialen Müttern übersteigt sogar die Erwerbstätigenquote von Vätern in heterosexuellen Familien.

Die multivariaten Analysen konnten darüber hinaus zeigen, dass sich die Elternposition der Befragten je nach Alter des Kindes in unterschiedlichem Maße auf die Übernahme der Erwerbsarbeit auswirkt. Ist das Kind noch jünger als ein Jahr, so beteiligt sich die leibliche Mutter in 61,8% der Familien nur wenig an der Lohnarbeit (unter 25%). Mit zunehmendem Alter der Kinder existieren immer weniger Paare, in denen eine polare Aufteilung der Erwerbsarbeit zu Lasten der sozialen Mutter stattfindet. Im

Umkehrschluss erhöht sich mit dem Alter des Kindes der Anteil der Paare mit einem egalitären Erwerbsarrangement. Während Familien mit einem Kind unter einem Jahr zu lediglich 3,6% eine partnerschaftliche Verteilung der bezahlten Arbeit wählen, tun dies bereits 13,6% der Paare mit einem Kind zwischen einem und zwei Jahren, sowie 30,2% der Familien mit einem Kind im Kindergartenalter. Ist das Kind bereits in der Schule, so wählen 47,0 bzw. 48,4% der Familien eine Gleichverteilung der wöchentlichen Arbeitszeit.

Tabelle 6-7: Anteil der leiblichen Mutter am Erwerbsumfang im Paar differenziert nach dem Alter des Kindes

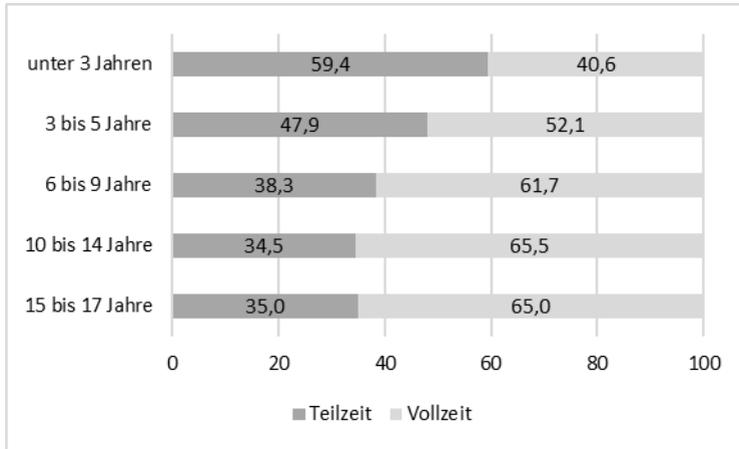
	unter 1 Jahr	1 bis 2 Jahre	3 bis 5 Jahre	6 bis 10 Jahre	Über 10 Jahre
in %					
unter 25%	61,8	40,0	15,1	7,9	9,1
25 bis unter 45%	7,3	27,2	28,3	23,5	26,8
45 bis 55%	3,6	13,6	30,2	47,0	48,4
über 55 bis 75%	5,4	9,0	15,1	15,7	11,1
mehr als 75%	21,9	10,0	11,3	5,9	4,6
n =	55	110	53	51	153

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 1: n = 633;

Werden die Familien auch bei der Betrachtung von Vollzeit- und Teilzeitbeschäftigungen nach dem Alter der Kinder unterschieden (vgl. Abb. 6-5 und 6-6), so zeigt sich sehr deutlich, dass die leibliche Mutter in den ersten drei Jahren nach der Geburt meist eine Teilzeitstelle inne hat, wenn sie erwerbstätig ist. 59,4% der leiblichen Mütter sind in dieser frühen Familienphase teilzeitbeschäftigt. Überraschenderweise ist auch ein relativ großer Anteil, nämlich 29,5%, der sozialen Mütter, in reduziertem Umfang erwerbstätig. Befindet sich das Kind im Kindergartenalter, so ist der Anteil an leiblichen Müttern mit einer Teilzeitanstellung etwas gesunken (47,9%), wogegen ein nun etwas größerer Teil der sozialen Mütter (30,6%) in einer Teilzeitbeschäftigung arbeitet. Mit dem Alter der Kinder nimmt

die Anzahl an leiblichen Müttern in Beschäftigungsverhältnissen mit reduziertem Stundenumfang kontinuierlich ab, bleibt jedoch immer über dem Niveau der sozialen Mütter.

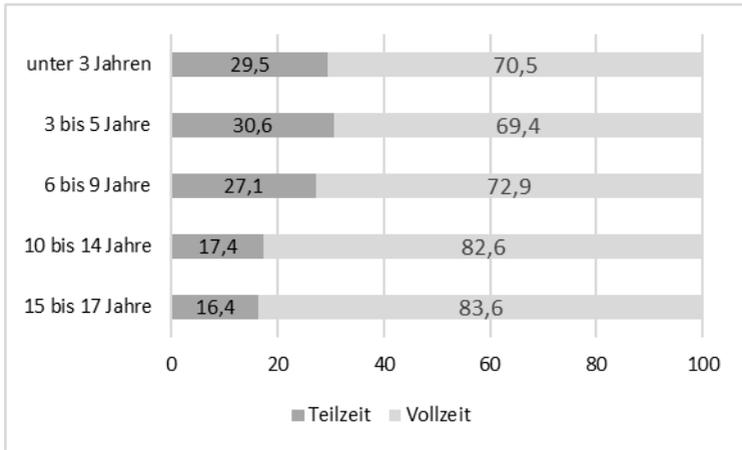
Abbildung 6-5: Vollzeit- und Teilzeitquoten leiblicher Mütter, differenziert nach dem Alter des jüngsten Kindes⁶¹ (in %)



Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 1: n = 633;

⁶¹ Wird der Effekt des Alters des Kindes einer näheren Betrachtung unterzogen, so werden nur die Ein-Kind-Familien in die Analysen aufgenommen. Es sei darauf hingewiesen, dass der Alterseffekt des Kindes lediglich anhand eines Querschnittsvergleichs dargestellt werden kann, da keine Längsschnittdaten verfügbar sind.

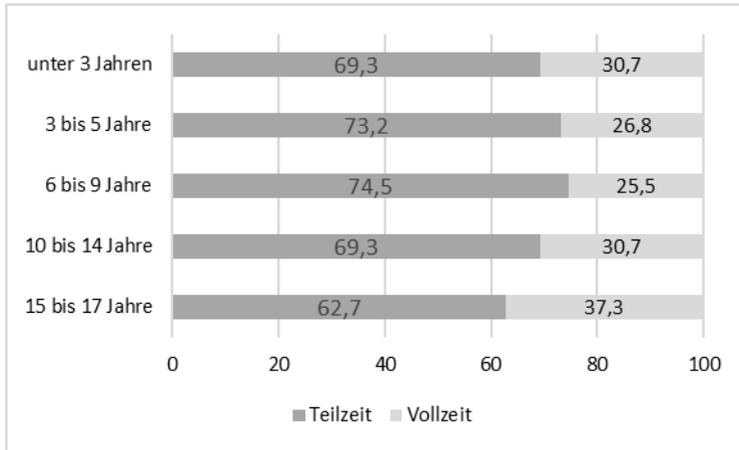
Abbildung 6-6: Vollzeit- und Teilzeitquoten sozialer Mütter differenziert nach dem Alter des jüngsten Kindes (in %)



Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 1: n = 633;

Zieht man die Berechnungen von Keller und Haustein (2012) zu heterosexuellen Familien als Vergleichsbasis heran (vgl. Abb. 6-7 und 6-8), so zeigt sich ein ganz anderes Bild. Mütter in verschiedengeschlechtlichen Familien weisen deutlich häufiger als leibliche und soziale Mütter in lesbischen Familien eine Teilzeitbeschäftigung auf. Sind die Mütter erwerbstätig und haben ein Kind unter drei Jahren, so sind 69,3% in Teilzeit beschäftigt. Dieser Anteil erhöht sich sogar noch etwas, wenn das Kind im Kindergarten- oder im Grundschulalter ist (73,2% bzw. 74,5%). Auch mit zunehmendem Alter des Kindes fällt der Anteil an teilzeitbeschäftigten Müttern nie unter 60%.

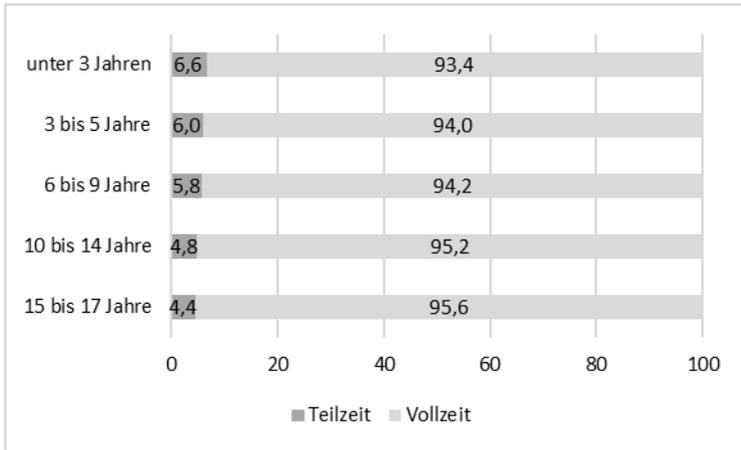
Abbildung 6-7: Vollzeit- und Teilzeitquoten heterosexueller Mütter differenziert nach dem Alter des jüngsten Kindes (in %)



Quelle: Keller/Haustein 2012: 35;

Die Väter sind kaum in einem Teilzeitbeschäftigungsverhältnis angestellt. Noch am größten ist deren Anteil dann, wenn das Kind jünger als drei Jahre alt ist. 6,6% der entsprechenden Väter sind in dieser frühen Familienphase in Teilzeit angestellt. Mit dem Alter des Kindes nimmt auch bei Vätern der Anteil weiter ab und sinkt für Familien mit einem Kind zwischen 15 und 17 Jahren auf das Minimum von 4,4%.

Abbildung 6-8: Vollzeit- und Teilzeitquoten heterosexueller Väter differenziert nach dem Alter des jüngsten Kindes (in %)



Quelle: Keller/Haustein 2012: 35;

Wie eben gezeigt werden konnte, ist der Erwerbsanteil der Mütter in lesbischen Familien stark vom Alter der Kinder abhängig. Für heterosexuelle Familien konnten Keller und Haustein (2012) zeigen, dass sich das Alter des Kindes lediglich auf das Erwerbsvolumen der Mutter, nicht aber auf das des Vaters auswirkt. Die Erwerbsbeteiligung sowie der Erwerbsumfang der Väter bleibt über die Zeit hinweg äußerst konstant (ebd.: 43).

In heterosexuellen Familien ist eine Teilzeitbeschäftigung eindeutig Angelegenheit der Mutter. Männer sind nur zu sehr geringen Teilen in reduziertem Stundenumfang erwerbstätig. In lesbischen Familien scheinen dagegen häufig beide Partnerinnen entweder zeitgleich oder im Wechsel einer Teilzeitbeschäftigung nachzugehen. Auch Perlesz et al. (2010) konstatieren auf Basis ihrer Forschungsergebnisse, dass die gemeinsame Ausübung beider Rollen entweder dadurch entsteht, dass beide Partnerinnen in Teilzeit beschäftigt sind oder dass sie sich abwechselnd in die Rolle des Familienernährers begeben.

Auch hinsichtlich der Übernahme kindbezogener Aufgaben zeigen sich deutliche Unterschiede zwischen sozialen und leiblichen Müttern. Betrachtet man für Familien mit gemeinsamen Kindern unterschiedlichen Alters die Anteile der leiblichen Mütter an der Kinderbetreuung (vgl. Tab. 6-8), so beläuft sich der Anteil derer, die eine partnerschaftliche Aufteilung der gesamten kindbezogenen Tätigkeiten wählen, im ersten Jahr auf lediglich 37,7%. Statt einer Gleichverteilung der Aufgaben wird in der frühen Familienphase häufig eine Aufteilung gewählt, in der überwiegend oder fast ausschließlich die leibliche Mutter für die Kinderbetreuung zuständig ist (42,7%). Die soziale Mutter übernimmt nur in 19,6% der entsprechenden Familien überwiegend oder ausschließlich die kindbezogenen Tätigkeiten.

Der Anteil an Familien, in denen eine Gleichverteilung in der Kinderbetreuung herrscht, steigt für Familien mit einem Kind zwischen einem und zwei Jahren bereits auf 54,3% an. Entsprechend sinken hier die Anteilswerte für Familien, in welchen überwiegend die leibliche Mutter (33,4%) oder vornehmlich die soziale Mutter (12,5%) das Kind betreut. Ist das Kind im Kindergartenalter, so praktizieren bereits 57,1% der entsprechenden Paare eine egalitäre Verteilung der Kinderbetreuung. In nur noch 32,5% der Paare mit einem gemeinsamen Kind zwischen drei und fünf Jahren ist verstärkt die leibliche Mutter für die Versorgung der Kinder verantwortlich. In weiteren 10,4% liegt die Zuständigkeit eher bei der sozialen Mutter. Überraschenderweise bringt sich ab dem Schulalter verstärkt die soziale Mutter in der Kinderbetreuung ein. Ist das Kind sechs Jahre oder älter, so übernehmen 21,3% der sozialen Mütter einen größeren Teil der Kinderbetreuung. Die Anteile an egalitär aufteilenden Paaren (55,3%) und Partnerschaften, in welchen die leibliche Mutter verstärkt zuständig ist (23,4%), sind für diese Altersgruppe an Kindern etwas gesunken.

Tabelle 6-8: Anteil der leiblichen Mutter an den kindbezogenen Tätigkeiten in Familien mit gemeinsamen Kindern, differenziert nach dem Alter der Kinder

	unter 1 Jahr	1 bis 2 Jahre	3 bis 5 Jahre	6 bis 17 Jahre	gesamt
in %					
bis unter 25%	1,6	1,6	1,3	0	1,3
25 bis unter 45%	18,0	10,9	9,1	21,3	13,4
45 bis 55%	37,7	54,3	57,1	55,3	51,9
über 55 bis 75%	36,1	32,6	31,2	21,3	31,2
über 75 bis 100%	6,6	0,8	1,3	2,1	2,2
n =	61	132	77	47	314

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 1: n = 633;

Für Familien mit gemeinsamen Kindern kann somit festgehalten werden, dass eine anfängliche Ungleichverteilung der kindbezogenen Aufgaben zu Lasten der leiblichen Mutter mit zunehmendem Alter des Kindes einer partnerschaftlichen Verteilung der Tätigkeiten weicht.

Die Verteilung der Kinderbetreuung in Stieffamilien ist hingegen relativ unabhängig von den Altersstufen der Kinder (vgl. Tab. 6-9). Hier ist zu betonen, dass in der vorliegenden Stichprobe nur wenige Kinder in Stieffamilien existieren, die sich im Säuglings- oder Kleinkindalter befinden. Etwa die Hälfte der Stieffamilien praktiziert eine egalitäre Verteilung der Kinderbetreuung. In etwa einem Drittel der Familien werden die kindbezogenen Aufgaben eher zu Lasten der leiblichen Mutter verteilt. Dass die soziale Mutter mehr Anteile an der Kinderbetreuung trägt als die leibliche, kommt in 13,4% der Familien mit einem Kind bis neun Jahren vor, in 17,2% der Familien mit einem Kind zwischen zehn und 14 Jahren und in 15,2% der Stieffamilien, deren Kind zwischen 15 und 17 Jahre alt ist.

Tabelle 6-9: Anteil der leiblichen Mutter an den kindbezogenen Tätigkeiten in Stieffamilien, differenziert nach dem Alter der Kinder

	bis 9 Jahre	10 bis 14 Jahre	15 bis 17 Jahre	gesamt
in %				
bis unter 25%	0	1,3	2,2	1,3
25 bis unter 45%	13,4	15,9	13,0	14,5
45 bis 55%	49,3	49,7	50,0	49,7
über 55 bis 75%	31,3	31,1	29,3	30,6
über 75 bis 100%	6,0	2,0	5,4	3,9
n =	69	151	92	310

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 1: n = 633;

6.3 Determinanten der Aufgabenteilung in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften – eine Bewertung der theoretischen Erklärungsmechanismen

Welche Erklärungsfaktoren die Arbeitsteilung in gleichgeschlechtlichen Paaren bedingen, wird die nun folgende Zusammenfassung der wichtigsten Determinanten der Arbeitsteilung verdeutlichen. Im Zuge dessen wird außerdem eine Bewertung der theoretischen Erklärungsmechanismen vorgenommen. Zu den möglichen Einflussfaktoren gehören die Unterschiede in der Ressourcenausstattung der Partner(innen) (Bildung, berufliche Stellung und Einkommen) sowie normen- und identitätenbasierte Faktoren (Selbstkonzept und Elternposition). Ergänzt werden die Modelle schließlich um weitere mögliche Einflussfaktoren, deren Relevanz sich meist aus bisherigen Forschungsarbeiten ergeben hat (Altersdifferenz der Partner(innen) und Vorlieben der Partner(innen) für häusliche Routinetätigkeiten).

Bei der Untersuchung möglicher Determinanten zeigte sich, dass es große Unterschiede in der Wirkungsweise der Prädiktoren zwischen den vier Gruppen der kinderlosen Männerpaare, der kinderlosen Frauenpaare, der lesbischen Stieffamilien sowie der lesbischen Familien mit gemeinsamen Kindern gibt.

6.3.1 Die Bewertung der ressourcenbasierten Erklärungsmechanismen

Als wichtigste Ressource in der Arbeitsteilung gleichgeschlechtlicher Paare kann die verfügbare Zeit der Partner(innen) angeführt werden. Befragte Männer und Frauen in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften nennen bereits bei der Aufzählung der wichtigsten Prinzipien ihrer Aufteilung die zeitlichen Ressourcen als entscheidenden Faktor. Die multivariaten Analysen konnten letztlich zeigen, dass dieser Aspekt auch dann eine signifikante Wirkung besitzt, wenn andere Faktoren berücksichtigt werden. Entsprechend des *Time-Availability-Ansatzes* ergeben sich die zeitlichen Ressourcen, die für Hausarbeit und Kinderbetreuung zur Verfügung stehen, aus den Erwerbsumfängen beider Partner(innen). Für gleichgeschlechtliche Paare kann festgehalten werden, dass sich der Anteil eines Akteurs an den häuslichen Pflichten sowie an der Kinderbetreuung verringert, wenn seine Beteiligung an der Lohnarbeit im Paar ansteigt (vgl. auch Blumstein/Schwarz 1983; Dundas/Kaufmann 2000; Dunne 1999; Goldberg/Perry-Jenkins 2007; Goldberg et al. 2012; Kirkpatrick et al. 1981; Kurdek 1993; McWhirter/Mattison 1984; Reimann 1997). Die Befunde lassen den Schluss zu, dass der *Time-Availability-Ansatz* einen erheblichen Beitrag zur Erklärung der Arbeitsteilung in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften leistet.

Die Frage, ob ein erhöhtes Engagement eines Partners/einer Partnerin in der Kinderbetreuung auch die Beteiligung an den Haushaltstätigkeiten einschränkt, kann verneint werden. Mit einer hohen Beteiligung an den kindbezogenen Tätigkeiten ist meist auch ein hohes Engagement im Haushalt verbunden. Dies deutet darauf hin, dass die Kinderbetreuung nicht im gleichen Maße wie die Erwerbsarbeit in die Berechnung des Zeitbudgets beider Partnerinnen eingeht.

Häufig wird der *Time-Availability-Ansatz* um das sog. *Demand/Response Capacity Theorem* ergänzt. Im Sinne dieses Ansatzes reagieren die Akteure dann sensibler auf zeitliche Restriktion, wenn sich die Anforderungen in

ihrer Familie z.B. durch eine höhere Anzahl an Kindern oder ein jüngeres Kind erhöhen. Auch für die Gültigkeit dieser Hypothese ließen sich Hinweise in den dargelegten Befunden aufzeigen. So geben befragte Frauen mit Kindern signifikant häufiger als kinderlose Frauen an, ihre Aufgaben entsprechend ihrer zeitlichen Möglichkeiten zu verteilen, während letztere laut eigenen Angaben verstärkt auf die individuellen Vorlieben der Partnerinnen achten.

Neben der verfügbaren Zeit hat sich die berufliche Position als relevante Ressource in der Arbeitsteilung gleichgeschlechtlicher Paare erwiesen. Der/die Partner(in) mit der besseren beruflichen Stellung trägt den größeren Anteil an der Erwerbsarbeit im Paar.

Die Allokation der Hausarbeit wird dagegen weniger von den Unterschieden hinsichtlich der beruflichen Stellung als vielmehr durch Einkommens- oder Bildungsvorsprünge determiniert. Wird nach dem Erwerbsanteil beider Partner(innen) kontrolliert, so lässt sich für kinderlose Frauenpaare noch mehr als für Männerpaare festhalten, dass ein(e) Partner(in) einen umso geringeren Anteil an der Hausarbeit übernimmt, je höher sein/ihr Einkommen im Vergleich zu dem seines Partners/ihrer Partnerin ist (vgl. auch Blumstein/Schwarz 1983; Clunis et al. 1988; Coltrane/Ishii-Kuntz 1992; Goldberg et al. 2012; Kurdek 1993). Der/die besser-verdienende Partner(in) verrichtet somit einen geringeren Anteil an den häuslichen Routinetätigkeiten. Analog hierzu übernimmt ein Akteur einen umso größeren Teil der Hausarbeit, je finanziell abhängiger er von seinem Partner/seiner Partnerin ist. Dass die Effekte des Einkommensvorsprungs und der finanziellen Abhängigkeit vor allem für lesbische Paare nachgewiesen werden konnten, deutet darauf hin, dass Einkommensunterschiede vor allem in niedrigeren Einkommensschichten auf die Übernahme von Aufgaben wirken, da Frauenpaare im Mittel über niedrigere Einkommen als männliche Paare verfügen.

Während sich die Abwägung finanzieller Ressourcen für Frauenpaare als besonders bedeutsam erwiesen hat, zeigte sich die Bildungsdifferenz als wichtiger Einflussfaktor in der Arbeitsteilung kinderloser Männerpaar-

re. Der Partner mit dem höheren Bildungsabschluss übernimmt einen geringeren Teil der Hausarbeit.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass die eben genannten Ressourcenunterschiede am ehesten bei kinderlosen Paaren und am wenigsten bei Familien mit gemeinsamen Kindern wirken. Die Befunde bestätigen somit zum einen die Hypothesen der *austauschtheoretischen Ansätze*, nach welchen sich der/die Partner(in) mit den besseren marktrelevanten Ressourcen aus dem häuslichen Bereich zurückzieht und sich verstärkt der Erwerbsarbeit widmet. Zum anderen kann jedoch eine Grundannahme der *verhandlungstheoretischen Ansätze* in Frage gestellt werden. Die Tatsache, dass kindbezogene Tätigkeiten am stärksten egalitär verteilt werden, lässt vermuten, dass sich beide Partner(innen) in hohem Maße an der Kinderbetreuung beteiligen wollen. Dies lässt an der Annahme zweifeln, dass die Erwerbsarbeit den attraktivsten Aufgabenbereich darstellt, der von beiden Partner(innen) angestrebt wird, während die unbezahlten Tätigkeiten im Haushalt und der Kinderbetreuung als weniger beliebt angesehen werden.

6.3.2 Die Bewertung der normen- und identitätenbasierten Erklärungsmechanismen

Neben den eben beschriebenen Ressourcenunterschieden wurde bei kinderlosen Paaren mit dem Selbstkonzept eine wichtige Komponente der Geschlechtsidentität in die Modelle aufgenommen.⁶² In die Analysen zu lesbischen Familien floss die Elternposition als unabhängige Größe mit ein.

⁶² Diese Größe wurde im Rahmen der ersten *ifb*-Studie zu gleichgeschlechtlichen Familien nicht erhoben. Daher konnte der Einfluss dieses Faktors auf die Arbeitsteilung nur bei kinderlosen Paaren untersucht werden.

Das Selbstkonzept der Befragten wirkt sich nicht in erwarteter Weise auf die Arbeitsteilung in kinderlosen gleichgeschlechtlichen Partnerschaften aus. Eine Person, die sich selbst als sehr expressiv wahrnimmt oder als feminin typisiert wurde, übernimmt nicht häufiger die als weiblich definierten häuslichen Tätigkeiten oder die Kinderbetreuung als Personen, die diese Eigenschaften in deutlich geringerem Maße aufweisen. Ein Akteur, dessen Selbstkonzept sehr instrumentell ist bzw. der als maskulin typisiert werden kann, verrichtet nicht häufiger große Teile der Erwerbsarbeit. Die vorliegenden Analysen konnten daher keinerlei Hinweise auf die Gültigkeit der Erklärungsmechanismen aus *Bems Gender Schema Theorie* bei gleichgeschlechtlichen Paaren finden. Die Selbstwahrnehmung eines Akteurs im Hinblick auf die als expressiv oder instrumentell charakterisierten Persönlichkeitseigenschaften hat somit keinen Einfluss auf die Ausübung der als weiblich oder männlich konnotierten Aufgabenbereiche. Die als weiblich charakterisierten Tätigkeiten dienen somit nicht dazu, ein expressives Selbstkonzept bzw. eine als feminin angesehene Persönlichkeit zu reproduzieren. Ebenso kann die Selbstwahrnehmung als instrumentell/maskulin nicht durch männlich konnotierte Verhaltensweisen bestätigt werden.

Die Externalisierung der häuslichen Tätigkeiten durch die Beschäftigung einer bezahlten Kraft stellt dagegen einen Bereich dar, in welchem Geschlechternormen zu wirken scheinen. Die Analysen konnten zeigen, dass Männerpaare signifikant häufiger die Haushaltsaufgaben an Dritte delegieren als lesbische Paare. Dieser Effekt tritt auch dann zu Tage, wenn nach weiteren möglichen Einflussfaktoren wie dem Einkommen, der Wohnungsgröße oder dem Erwerbsumfang kontrolliert wird. Argumentiert man im Sinne des *Doing Gender-Ansatzes*, so neigen schwule Partner deshalb häufiger zur Externalisierung der häuslichen Aufgaben, weil dieses Tätigkeitsfeld ihrer Identität als Mann widerspricht. Mit einem bewussten *Doing Gender* ist eben nicht nur die Ausführung von männlich konnotierten Verhaltensweisen, sondern auch die Vermeidung von den als typisch weiblich angesehenen Tätigkeiten verbunden.

Obgleich in der Arbeitsteilung gleichgeschlechtlicher Partner(innen) Normen und Rollenerwartungen nicht an die differierende Geschlechtskategorie der Akteure geknüpft sein können und auch das Selbstkonzept als Teil der Geschlechtsidentität nicht die erwartete Wirkung zeigt, sind andere identitätsstiftende Kriterien denkbar, welche die Arbeitsteilung möglicherweise beeinflussen.

Die Elternposition der Partnerinnen – also die Unterscheidung in einen leiblichen und einen sozialen Elternteil – bildet ein Kriterium, anhand dessen die beiden Elternteile unterschiedliche Rollen innerhalb der Familie einnehmen können. Mit diesen Rollen sind dann in der Regel auch unterschiedliche soziale Erwartungen verbunden.

Die Elternposition hat in lesbischen Familien den stärksten Effekt auf die Aufgabenteilung. Unterscheidet sich die Beteiligung der beiden Mütter in den verschiedenen Arbeitsbereichen, so erledigen leibliche Mütter in der Regel weniger Erwerbsarbeit und mehr kindbezogene Aufgaben (vgl. auch Gartrell et al. 2000; Goldberg/Perry-Jenkins 2007; Patterson 1995; Peace 1993). In Stieffamilien sind sie außerdem noch für einen größeren Teil der Haushaltstätigkeiten verantwortlich (vgl. auch Moore 2008), was darauf schließen lässt, dass es in lesbischen Stieffamilien noch mehr als in Familien mit gemeinsamen Kindern einen Familienbereich und einen Erwerbsbereich gibt.

Die Elternposition entscheidet in Familien mit gemeinsamen Kindern vor allem über die Erwerbstätigkeit, in Stieffamilien vor allem über die Beteiligung an der Kinderbetreuung. Dass die Elternposition in Familien mit gemeinsamem Kind verstärkt die Übernahme der Erwerbsarbeit regelt, lässt sich nicht mit dem geringeren Alter der Kinder in diesen Partnerschaften erklären, da in den entsprechenden Modellen nach dem Alter der Kinder kontrolliert wurde. Vielmehr scheint bereits mit der Entscheidung über die leibliche Mutterschaft die Entscheidung über die daran anschließende Erwerbsbeteiligung gefallen zu sein. Leibliche Mutterschaft und ein reduzierter Beschäftigungsumfang (vor allem zu Beginn der Familienphase) scheinen eng miteinander verbunden zu sein.

Es verwundert nicht, dass sich die soziale Mutter in Stieffamilien etwas mehr aus dem familiären Bereich zurückzieht, da sie als Stiefmutter – zumindest zu Beginn – keine ähnlich enge Bindung zum Kind ihrer Partnerin hat wie diese selbst. Da die leibliche Mutter meist schon vorher – sei es nun in der vorherigen heterosexuellen Beziehung oder als alleinerziehende Mutter – die Rolle der Mutter ausgeübt hat, und im Zuge dessen eine ausgeprägte Familienidentität entwickeln konnte, überrascht es nicht, dass ihr die Aufgaben in Haushalt und Kinderbetreuung auch nach Gründung der neuen, gleichgeschlechtlichen Stieffamilie verstärkt zufallen. Bestehende Routinen werden auch in der neuen Partnerschaft fortgeführt, Zuständigkeiten erst nach und nach der neuen Partnerin übertragen. Weiter ist zu vermuten, dass die leibliche Mutter durch ihre heterosexuelle Vergangenheit häufiger auch mit heteronormativ geprägten Mustern vertraut ist. Die Ansicht, dass sich nur ein Elternteil primär um die Versorgung des Kindes kümmern sollte (Fredriksen-Goldsen/Erera 2003), ist möglicherweise auch noch nach der heterosexuellen Beziehung in den Köpfen der Mütter verankert. Denkbar ist, dass die leibliche Mutter das ihr bekannte Muster auch in die gleichgeschlechtliche Familie überträgt.

Das Alter des Kindes wirkt sich vor allem dadurch auf die Arbeitsteilung in lesbischen Familien aus, dass es den Effekt der Elternposition auf die Erwerbsanteile und die Beteiligung an der Kinderbetreuung verstärkt. Ist das Kind noch jünger, so übernimmt die leibliche Mutter vor allem in Familien mit gemeinsamen Kindern noch weniger Anteile an der Erwerbsarbeit als in Familien mit älteren Kindern. Auch in Stieffamilien mit sehr kleinen Kindern konzentriert sich die leibliche Mutter im Vergleich zu ihrer Partnerin noch mehr auf die Kinderbetreuung als in Familien mit Kindern im Jugendalter.

Zusammenfassend lässt sich im Sinne der *Rollentheorie* und des *Identitätsformationsansatzes* argumentieren, dass die Position der leiblichen Mutter und damit die Erwartungen von außen an diese Elternposition ursächlich dafür sind, dass sie etwas mehr als die soziale Mutter die Auf-

gaben im familiären Bereich ausübt (Ciano-Boyce/Shelley-Sireci 2002). Oft wird nur die Frau, die das Kind geboren hat, im Umfeld als Mutter wahrgenommen und akzeptiert (Pies 1989). Ähnlich wie in heterosexuellen Partnerschaften, in welchen die Frau die Erwartungen ihres Umfeldes spürt, die Familienrolle auszuüben, wird in lesbischen Familien die leibliche Mutter mit den Erwartung konfrontiert, in der ersten Zeit nach der Familiengründung die *homemaker*-Rolle zu übernehmen. Die soziale Mutter verspürt dagegen in deutlich geringerem Maße den Druck von außen, der Rolle der „guten Mutter“ gerecht zu werden. Die häufig an die Betroffenen gestellte Frage, welche der beiden Partnerinnen denn die „richtige“ Mutter des Kindes sei, verdeutlicht, wie unterschiedlich die Frauen hinsichtlich ihrer Rolle wahrgenommen werden. Hiermit wird die in westlichen Kulturen existierende Sonderstellung der biologischen/leiblichen Verbindung zum Kind deutlich. Nicht selten bedauern es vor allem soziale Mütter, aus Sicht des sozialen Umfelds nur eine minderwertige Position in der Familie einzunehmen.

Die große Bedeutsamkeit der Elternposition legt die Vermutung nahe, dass sich mit dem Übergang zur Elternschaft – also mit dem „Mutter-Werden“ – der normative Kontext des Paares ändert. Die Normen, die an ein lesbisches Paar mit Kindern insgesamt und an die leibliche bzw. soziale Mutter im Besonderen herangetragen werden, unterscheiden sich möglicherweise deutlich von jenen, die an kinderlose Partnerschaften gerichtet werden. Dieser Befund ist analog zu den Überlegungen von Grunow et al. (2007) in Bezug auf heterosexuelle Paare, nach welchen eine Veränderung des relevanten Bezugsrahmens stattfindet, wenn der Übergang zur Elternschaft erfolgt. In beiden Familien dürften die äußeren Umstände, wie z.B. der größere zeitliche Aufwand innerhalb der Familie oder finanzielle Aspekte, dazu beitragen, dass sich Wertigkeiten verschieben.

Doch nicht nur die unterschiedliche Wahrnehmung der beiden Mütter durch das soziale Umfeld ist möglicherweise für das unterschiedliche Engagement der sozialen und leiblichen Mütter verantwortlich. Auch die

divergierende Selbstwahrnehmung bzgl. ihrer Rollen kann hier als möglicher Grund genannt werden.

Goldberg und Perry-Jenkins (2007) arbeiten beispielsweise heraus, dass leibliche und soziale Mütter oft selbst einen Unterschied bezüglich ihrer Rollen wahrnehmen. 20% der sozialen und 40% der leiblichen Mütter geben an, dass die biologische Mutterschaft ihre elterliche Rolle beeinflusst (ebd: 308). Bereits in der Namensgebung deutet sich ein gewisses Ungleichgewicht zwischen beiden Müttern an (Rohrbaugh 1989). Während die leibliche Mutter oft als „primary mother“ (Gartrell et al. 1996, 1999) oder „leibliche Mutter“ bezeichnet wird, fällt der Partnerin häufig nur der Name „Co-Mutter“ oder „soziale Mutter“ zu. Auch Ciano-Boyce und Shelley-Sireci (2002) unterscheiden in ihren Arbeiten zwischen „primary and secondary caregiver“. Wie sich die Mütter selbst nennen und auch von ihrem Umfeld genannt werden, drückt bereits ein bestimmtes Verständnis von Elternschaft aus, welches letztlich auch nach außen vermitteln wird:

“The clash between the idealized traditional family and these new families is (...) often evident in linguistic choice. (...) In this way, language not only reflects relationships but also partly constructs them. (...) When they talk about names, people analyze the meanings of words like mother, father, and parent – teasing apart and rearranging their gendered, relational, biological, and legal ramification” (Benkov 1994: 169-173).

Analog zu den Ergebnissen von Goldberg und Perry-Jenkins (2007) konnten auch die vorliegenden qualitativen Interviews zeigen, dass die befragten Mütter den Unterschied in der Elternschaft meist auf biologische Aspekte zurückführen. Der Akt des Stillens wird als einzigartige Möglichkeit dafür gesehen, ein erstes, elementares und direktes Band zum Kind zu entwickeln. Des Weiteren wird die gemeinsame Zeit der biologischen Mutter mit dem Kind während der Schwangerschaft genannt. Die soziale Mutter hat laut der befragten Frauen neun Monate aufzuholen, in welchen bereits eine Bindung zwischen der leiblichen Mutter und dem Kind entstehen konnte. Auch die genetische Verbindung zum Kind wird häufig ins

Feld geführt, um die besondere Beziehung der leiblichen Mutter zum Kind zu charakterisieren (Goldberg/Perry-Jenkins 2007: 308).

Obwohl laut Goldberg und Perry-Jenkins (2007) die Mütter selbst diese und ähnliche biologische Vorteile einer leiblichen Mutter nennen (vgl. auch Gartrell et al. 1999; Goldberg/Perry-Jenkins 2007; Reimann 1997), sollte deren komparativer Vorteil im familiären Bereich nicht leichtfertig als gegeben angenommen werden. Möglicherweise handelt es sich letztlich nur um einen wahrgenommenen Vorteil der leiblichen Mutter. Die Erwartungen von außen an die leibliche Mutter sowie die anfängliche Unsicherheit dürften viele lesbische Mütter veranlassen, vor allem zu Beginn der Familienphase einen Vorteil der leiblichen Mutter wahrzunehmen und im Zuge dessen auch unterschiedliche Rollen einzunehmen.

Des Weiteren können auch rechtliche Bedingungen ein gleichberechtigtes Engagement der beiden Mütter hemmen. So ist es beispielsweise nur den rechtlichen Eltern möglich, Elternzeit in Anspruch zu nehmen. Soziale Mütter verfügen in den ersten Monaten oder Jahren über keine vollen Elternrechte und sind somit von allen damit verbundenen rechtlichen Ansprüchen ausgegrenzt. Erst die Stiefkindadoption des Kindes durch die soziale Mutter überträgt dieser die vollen Elternrechte. Oftmals wird das Verfahren der Stiefkindadoption in lesbischen Familien mit gemeinsamen Kindern dadurch beschleunigt, dass der Vater/Spender des Kindes nicht ins Geburtenbuch eingetragen wird. Damit ist es nicht nötig, den Verzicht des Vaters auf die Elternrechte einzuholen. Dennoch kann sich ein solches Verfahren über Monate, wenn nicht Jahre hinziehen. Oftmals ist die Dauer eines solchen Verfahrens außerdem vom Wohlwollen des zuständigen Familienrichters abhängig.

Für Stieffamilien gestalten sich die rechtliche Gleichstellung der beiden Mütter und damit die Möglichkeit einer gleichberechtigten Elternschaft noch schwieriger. Da hier mit dem Vater des Kindes meist auch ein externer Elternteil existiert, der größtenteils auch Rechte gegenüber dem Kind ausüben möchte und auch tatsächlich ausübt, finden im Kontext lesbischer Stiefelternschaft kaum Stiefkindadoptionen durch die soziale

Mutter statt. Damit verfügt diese im Falle einer Eingetragenen Lebenspartnerschaft bestenfalls über das „kleine Sorgerecht“, nach dem sie Entscheidungen des alltäglichen Lebens treffen und bei Gefahr in Verzug auch in schwerwiegenden Fragen über das Kind verfügen darf. Diese nur eingeschränkten Rechte der sozialen Mutter tragen möglicherweise dazu bei, dass sich soziale Mütter in lesbischen Familien noch etwas mehr aus dem Bereich der Kinderbetreuung zurückziehen. Eine gleichberechtigte Elternschaft wird somit häufig durch rechtliche Hürden erschwert.

Letztlich dürften leibliche Mütter vor allem auch deshalb ein größeres Engagement im familiären Bereich zeigen, da bereits vor der Zeugung des Kindes die Rollenverteilung entsprechend geregelt wurde. Die qualitativen Interviews geben Hinweise darauf, dass sich die Frauen bereits im Planungsprozess darüber einig waren, welche Partnerin sich die Geburt eines Kindes und die häufig damit assoziierte anfängliche Betreuungszeit vorstellen kann. Damit verbirgt sich hinter dem Entscheidungsprozess über die leibliche Mutterschaft eine genaue, vom kulturellen Kontext geprägte Vorstellung von einer „guten Mutter“. Von ihr wird erwartet, dass sie wie selbstverständlich in der ersten Zeit nach der Geburt des Kindes für dessen Betreuung zuständig ist und die eigene Erwerbstätigkeit hinten anstellt (Schütze 1991). Leibliche Mutter wird schließlich jene Partnerin, welche die Erwartungen an diese ideale Mutterschaft erfüllen kann und will. Nur die Partnerin, die eine Mutterschaft mit einer Reduktion der Arbeitszeit nach der Geburt des Kindes vereinbaren kann, wird sich bereiterklären, das Kind zur Welt zu bringen. Im Rahmen der qualitativen Interviews wurde beispielsweise von einem Paar berichtet, dass der Erwerbsausstieg eines Elternteils selbst für die begrenzte Dauer eines halben Jahres aufgrund der beruflichen Selbständigkeit nicht möglich war. Der Kundenstamm würde sich in dieser Zeit enorm reduzieren und die berufliche Existenz wäre stark gefährdet.

Zusammenfassend ist zu konstatieren, dass auch in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften Normen und Identitäten auf die Verteilung der Aufgaben wirken. Wenn auch geschlechtsbezogene Erwartungen, z.B. hin-

sichtlich des Selbstkonzepts, nicht erfüllt werden, so zeigen doch Normen in Bezug auf die leibliche bzw. soziale Mutterschaft bzw. die Identität als Mutter einen deutlichen Effekt auf die Übernahme bestimmter Aufgabebereiche. Entsprechend der *Rollentheorie* werden durch das Vorliegen der Elternposition Rollenzuschreibungen in der Familie möglich, die letztlich – argumentiert man im Sinne dieses theoretischen Ansatzes – auch mit Erwartungen verknüpft sind. Analog zu den Überlegungen aus dem *Identitätsformationsmodell* bilden auch Akteure in lesbischen Familien ganz unterschiedliche Identitäten heraus, je nachdem, welche Rollen sie im alltäglichen Familienleben einnehmen.

6.3.3 Der Einfluss weiterer Faktoren auf die Aufgabenteilung

Neben den ressourcenbasierten sowie normen- und identitätenbasierten Einflussfaktoren, welche sich aus den verschiedenen theoretischen Erklärungsmechanismen ableiten ließen (vgl. Kap. 2), wurden auch weitere mögliche Einflussfaktoren in die Analysen einbezogen. Diese Kontrollvariablen ergaben sich zum größten Teil aus den bisherigen Befunden zur Arbeitsteilung in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften. Zudem lieferten auch die qualitativen Interviews im Rahmen der vorliegenden Studie Hinweise auf mögliche weitere Prädiktoren. Es sei darauf hingewiesen, dass die im Folgenden berichteten Determinanten theoretisch nicht angebunden sind.

Die Vorlieben der Akteure für häusliche Routinetätigkeiten haben hierbei den deutlichsten Effekt auf die Arbeitsteilung. Für kinderlose Paare gilt, dass ein(e) Partner(in) einen umso größeren Anteil an der Hausarbeit übernimmt, je mehr Aufgaben er/sie gerne ausführt (vgl. auch Blumstein/Schwarz 1983; Dunne 1999; Kurdek 1993, 2007; McWhirter/Mattison 1984). Bei Frauenpaaren geht dies sogar so weit, dass eine starke Vorliebe für häusliche Aufgaben auch den Anteil an der Erwerbsarbeit reduziert. Bereits bei der Frage nach den grundlegenden Prinzipien der Arbeitsteilung gab ein Gros der (insbesondere weiblichen) Befragten

an, sie würden sich die Aufgaben im Paar entsprechend ihrer Vorlieben aufteilen. Die multivariaten Analysen konnten schließlich zeigen, dass diese Präferenzen auch dann noch relevant sind, wenn nach weiteren möglichen Einflussfaktoren – wie z.B. nach Ressourcenunterschieden und zeitlichen Aspekten – kontrolliert wird.

Neben den individuellen Vorlieben der Partner(innen) hat auch deren Alter einen signifikanten Effekt auf die Übernahme bestimmter Aufgabenbereiche. In kinderlosen Partnerschaften übernimmt der/die ältere Partner(in) einen geringeren Anteil an der Lohnarbeit und einen größeren Teil der Hausarbeit als sein/ihre Partner(in). In Stieffamilien kümmert sich eine Partnerin umso eher um die Hausarbeit, je jünger sie ist.

Die eben dargestellten Befunde zu den Determinanten der Arbeitsteilung konnten zeigen, dass sich das Engagement der Beteiligten ganz unterschiedlich gestaltet, ja nachdem über welche Ressourcen sie verfügen oder welche Elternposition sie aufweisen. In der Folge stellt sich die Frage, ob eine höhere Beteiligung z.B. der leiblichen Mutter im familiären Bereich und der sozialen Mutter im Erwerbsbereich dazu führt, dass die Paare tatsächlich auch eine komplementäre Rollenaufteilung mit einem Familienernährer und einem Familienumsorger praktizieren. Daher soll im nun folgenden Kapitel der Sonderfall einer Spezialisierung in der Arbeitsteilung beleuchtet werden.

7 Die Übernahme komplementärer Rollen – ein Spezialfall der Arbeitsteilung im Paar

Bisherige Erkenntnisse aus der Arbeitsteilungsforschung haben gezeigt, dass heterosexuelle Paare insbesondere nach dem Übergang zur Elternschaft eine sehr polare, komplementäre Arbeitsteilung praktizieren (z.B. Baxter et al. 2008; Klaus/Steinbach 2002; Kühhirt 2012). Die Allokation von Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung findet hier meist geschlechtsspezifisch statt, wobei der Mann die Ernährerrolle einnimmt und die Frau die Rolle der Hausfrau und Mutter ausübt.

Die folgenden Auswertungen sollen klären, ob auch in homosexuellen Beziehungen eine Spezialisierung der Partner(innen) auf verschiedene Lebensbereiche stattfindet. Das Wissen um die Verteilung in heterosexuellen Paaren sowie das Komplementaritätsprinzip des bürgerlichen Familienideals veranlasst breite Bevölkerungsschichten zu glauben, es müsse auch im Alltag gleichgeschlechtlicher Paare polare Rollen analog zu jenen in heterosexuellen Partnerschaften geben. Demnach wird erwartet, dass ein(e) Partner(in) die finanzielle Sicherung der Familie gewährleistet, während der/die andere in der Funktion des Umsorgers/der Umsorgerin die Familienarbeit erledigt. Kommt es in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften tatsächlich auch zu Spezialisierungstendenzen, so wird von Interesse sein, welche Paare zu einer solchen Aufteilung neigen.

Bei der Untersuchung möglicher Spezialisierungstendenzen werden Paare herangezogen, die sich in unterschiedlichen Stadien ihres Lebenszyklus befinden, d.h. kinderlose Männer- und Frauenpaare sowie lesbische Familien mit Kindern.

7.1 Spezialisierungstendenzen in kinderlosen Männer- und Frauenpaaren: Erwerbsarbeit und Hausarbeit

Argumentiert man im Sinne der *familienökonomischen Theorie*, so müssten sich gleichgeschlechtliche Partner(innen) ebenso wie heterosexuelle Paare in ihrer Haushalts- und Lebensführung spezialisieren, um den Gesamtnutzen in der Familie zu maximieren. Nur durch Spezialisierung des einen Partners/der einen Partnerin auf den Familienbereich und des/der anderen auf die Lohnarbeit können die nutzenstiftenden *Commodities* effizient produziert und somit das Wohlstandsniveau der Familie gesteigert werden. Zur Überprüfung dieser Hypothese wird zunächst analysiert, wie viele Befragte in der Stichprobe existieren, die eine tendenziell komplementäre Verteilung der beiden Lebensbereiche Erwerbs- und Hausarbeit wählen. Hierbei ist wichtig, dass mit der Übernahme des einen Bereichs gleichzeitig der Verzicht auf den anderen Bereich verbunden ist. Mit Spezialisierung oder Polarisierung ist somit gemeint, dass die Erwerbsarbeit weitestgehend von einem/einer Partner(in) übernommen wird, der/die gleichzeitig kaum häusliche Pflichten übernimmt. Sein/Ihre Partner(in) ist dagegen für den überwiegenden Teil der häuslichen Routinetätigkeiten zuständig und hat im Zuge dessen seine/ihre Erwerbstätigkeit stark reduziert oder ganz unterbrochen.

Insgesamt sind 77 kinderlose Paare mit einer *tendenziellen Spezialisierung* in der Stichprobe zu finden. Deren Anteil von lediglich 8,1% ist als sehr gering einzuschätzen. Das Vorhandensein komplementärer Rollen in der Arbeitsteilung homosexueller kinderloser Partnerschaften muss daher aufgrund der geringen Zahl an Paaren mit einer polaren Aufteilung in Frage gestellt werden. Wie bereits in den deskriptiven Analysen angeklungen (vgl. Kap. 5.5), deuten auch die eben genannten Befunde darauf hin, dass die *familienökonomische Theorie* keinen großen Beitrag zur Erklärung der Arbeitsteilung in kinderlosen gleichgeschlechtlichen Paaren leistet, da nur ein kleiner Teil dieser Paare zu komplementären Arrangements neigt.

Tabelle 7-1: Anzahl der kinderlosen Paare mit einer tendenziellen Spezialisierung auf Erwerbs- und Hausarbeit

Tendenzielle Spezialisierung
Erwerbstätigkeit: Ein(e) Partner(in) übernimmt mehr als 75% der gemeinsamen Wochenarbeitszeit.
Hausarbeit (Kochen, Abspülen, Putzen, Wäsche): Der/die andere Partner(in) übernimmt mehr als 66,7% der anfallenden Routinetätigkeiten im Haushalt.
Paare ohne Kinder n = 77 8,1%
Frauenpaare ohne Kinder n = 23 5,5%
Männerpaare ohne Kinder n = 54 10,2%

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 2: n = 968;

Wenn auch nur wenige kinderlose Paare eine *tendenzielle Spezialisierung* praktizieren, so ist dennoch von Interesse, welche Partnerschaften dies tun bzw. durch welche Merkmale sich diese auszeichnen und von Paaren unterscheiden, die keine Spezialisierung leben. Mit Hilfe von binär logistischen Regressionsmodellen wird daher im Folgenden geprüft, welche Faktoren eine *tendenzielle Spezialisierung* begünstigen. Die abhängige Größe wird als binäre Variable dargestellt, die dann den Wert 1 annimmt, wenn sich das Paar zumindest tendenziell auf die beiden Bereiche Erwerbs- und Hausarbeit spezialisiert (n = 77). Da für die vorliegende Arbeit die Identifikation möglicher Determinanten der Spezialisierung von Interesse ist, liegt der Fokus im Folgenden auf der Signifikanz und der Richtung der Effekte und nicht so sehr auf ihrer absoluten Größe.

Erste deskriptive Auswertungen haben bereits ergeben (vgl. Kap. 5), dass Männerpaare eher als Frauenpaare zu polaren Aufteilungen neigen. Daher wird das Geschlecht der Paare als erster möglicher Einflussfaktor in die multivariaten Analysen einbezogen (Modell 10). In den daran an-

schließenden Modellen werden dann getrennte Berechnungen nach Männer- und Frauenpaaren vorgenommen (Modelle 11 und 12), um mögliche Geschlechtsunterschiede in der Wichtigkeit verschiedener Einflussfaktoren erkennen zu können. Neben dem Geschlecht des Paares wird die Dauer der Partnerschaft⁶³ in die Analysen aufgenommen, um einen Eindruck über die Entwicklung im Partnerschaftsverlauf zu gewinnen.⁶⁴ Im Sinne der *familienökonomischen Theorie* ist zu erwarten, dass sich komplementäre Arrangements im Partnerschaftsverlauf noch weiter verfestigen, da beide Partner(innen) jeweils in ihren Arbeitsbereich investieren und dort weitere Ressourcen erlangen.

Um die Hypothesen des *Egalitarian Values-Modells* zu prüfen, wird außerdem die Bildungsrelation der Partner(innen) in die Modelle aufgenommen. Hierbei können einerseits Partner(innen) mit Bildungsunterschieden identifiziert werden und andererseits bildungshomogame Paare nach hohem und niedrigem bzw. mittlerem Bildungsniveau differenziert werden. Laut van Berkel und de Graaf (1999) kommt es vor allem in jenen Paaren zu einer *tendenziellen Spezialisierung*, in welchen sich die Partner(innen) deutlich hinsichtlich ihres Bildungsniveaus unterscheiden. Sind jedoch im Paar keine Ressourcenunterschiede zu finden, so neigen laut der Autoren jene bildungshomogamen Paare zu einer polaren Aufteilung, die ein niedriges oder mittleres Bildungsniveau aufweisen, da sie über traditionellere familiäre Werte und Vorstellungen verfügen. Partner(innen) mit hohen Bildungsabschlüssen tendieren stattdessen eher zu

⁶³ Als Alternative zur Partnerschaftsdauer wurde außerdem die Dauer des Zusammenlebens beider Partner(innen) hinsichtlich ihres Einflusses auf eine mögliche Spezialisierung geprüft. Diese zeigte einen ähnlichen, wenn auch nicht so ausgeprägten Effekt wie die Partnerschaftsdauer und trug als zusätzlicher Prädiktor zu keinem Erkenntnisgewinn bei. Daher wurde in der Folge lediglich die Partnerschaftsdauer berücksichtigt.

⁶⁴ Da es sich bei den vorliegenden Daten um Querschnittsdaten handelt, können die Ergebnisse lediglich als Hinweise auf Entwicklungen im Partnerschaftsverlauf gedeutet werden, welche in zukünftigen Arbeiten auf Basis von Längsschnittdaten näher untersucht werden sollten.

einer egalitären Verteilung. Bonke und Esping-Andersen (2007) begründen dies damit, dass die Bildungshomogamie auf hohem Niveau zu einem geringeren Nutzen an der Spezialisierung und in der Folge zu partner-schaftlicheren Arrangements führt.

Des Weiteren wird in den Modellen nach der Alterssumme beider Partner(innen), dem Institutionalisierungsgrad der Partnerschaft, den Prinzipien der Arbeitsteilung sowie den Vorlieben der Befragten im Hinblick auf die häuslichen Tätigkeiten kontrolliert. Das Alter der Partner(innen) und der Institutionalisierungsgrad der Partnerschaft können ebenfalls als Indikatoren für eine eher traditionelle Einstellung bezüglich der Arbeitsteilung im Paar interpretiert werden. Es wird erwartet, dass sich ältere Paare eher zu einer polaren Verteilung entschließen, da sie sich stärker als jüngere Paare an den traditionellen Mustern heterosexueller Beziehungen orientieren. Analog zu verheirateten Paaren (Künzler et al. 2001) wird vermutet, dass Paare, die in einer Eingetragenen Lebenspartnerschaft leben, über traditionellere Werte im Allgemeinen verfügen und in der Folge eher eine Spezialisierung präferieren als jene, die sich bisher nicht zu einer Eintragung entschlossen haben.

Geht man davon aus, dass Prinzipien der Arbeitsteilung vielen Entscheidungen über die tatsächliche Verteilung vorgelagert sind, so lohnt es sicherlich auch, diese Grundhaltungen als mögliche Einflussfaktoren zu berücksichtigen. Hierbei ist denkbar, dass jene Befragte eher zu einer Spezialisierung neigen, für die eine Gleichverteilung weniger Bedeutung besitzt. Stimmen Befragte der Aussage „Wir achten sehr darauf, dass die Aufgaben gleich verteilt werden“ voll und ganz zu, so ist zu erwarten, dass diese seltener eine *tendenzielle Spezialisierung* wählen als Personen, die diesem Aspekt weniger Bedeutung beimessen. Des Weiteren soll geprüft werden, ob ein relativ unreflektierter Umgang mit dem Thema Arbeitsteilung häufiger zu altbekannten, in der Gesellschaft verbreiteten Mustern führt, selbst wenn es sich um homosexuelle Partnerschaften handelt. Demnach wird man für Paare, deren Aufteilung sich wie selbstverständlich so ergeben hat, eher erwarten, dass sie die aus heterosexuellen Kon-

texten bekannten Muster einer polaren, komplementären Aufteilung übernehmen.

Zuletzt werden die Vorlieben für häusliche Routinetätigkeiten in die Analysen einbezogen. Gibt es eine(n) Partner(in), der/die die häuslichen Routinetätigkeiten gerne übernimmt, so dürfte sich diese(r) auch häufiger auf die Hausarbeit spezialisieren und mit einem gleichzeitigen Rückzug aus dem Erwerbsleben die Chance für eine klare Rollenverteilung erhöhen.

Die in Tabelle 7-2 dargestellten Modelle zeigen die Spezialisierungstendenzen kinderloser Paare auf. Wie oben bereits erläutert, werden diese zunächst zusammen und anschließend nach Männer- und Frauenpaaren getrennt betrachtet. In Modell 10 zeigt das Geschlecht der Partner(innen) einen signifikant positiven Effekt. Demnach wählen Männerpaare häufiger als lesbische Partnerschaften eine Spezialisierung in ihrer Aufgabenteilung. Dieser Geschlechtseffekt konnte bereits im Zuge der deskriptiven Analysen (vgl. Kap. 5) bei der Verteilung der Einzeltätigkeiten im häuslichen Bereich gezeigt werden.

Neben dem Geschlecht zeigen auch die beiden zu testenden Variablen Dauer der Partnerschaft und Bildungsrelation⁶⁵ einen signifikanten Effekt. Die Partnerschaftsdauer hat einen negativen Effekt auf die Tendenz eines Paares, sich zu spezialisieren. Dieser Effekt ist vor allem in der Gruppe der Frauen zu finden. Vor allem jene Partner(innen) neigen zu einer polaren Verteilung, die noch nicht so lange zusammen sind. Mit zunehmender Partnerschaftsdauer verringert sich die Wahrscheinlichkeit für eine *tendenzielle Spezialisierung*. Dies widerspricht den Überlegungen

⁶⁵ Wird die Bildungshomogamie als separate Größe in die Modelle aufgenommen (sowohl in einer strikten Operationalisierung mit einer Differenz an Bildungsjahren von 0, als auch in einer weniger strikten Version mit einer Toleranz von +/- 3 Bildungsjahren), so zeigt keine dieser Variablen für Bildungshomogamie einen signifikanten Effekt.

aus der *familienökonomischen Theorie*, laut derer eine Verfestigung komplementärer Strukturen im Partnerschaftsverlauf zu erwarten wäre.

Tabelle 7-2: Determinanten der tendenziellen Spezialisierung auf Erwerbs- und Hausarbeit in kinderlosen Paaren

	Modell 10	Modell 11 Frauen	Modell 12 Männer
Konstante	-5,827***	-5,799***	-5,200***
Geschlecht männlich	0,716*		
Dauer der Partnerschaft	-0,054*	-0,080+	-0,038
Bildungsrelation (homogam = +/- 3)			
Partner(innen) unterscheiden sich im Bildungsniveau	0,129	-0,501	0,564
Beide Partner(innen) mit gleichem Bildungsniveau (niedrig/mittel)	0,762*	-0,163	1,267**
Beide Partner(innen) mit gleichem Bildungsniveau (hoch) (ref.)			
Alterssumme	0,031**	0,044**	0,022+
Eintragung	0,372	-0,079	0,674
Prinzipien der Arbeitsteilung			
Gleichverteilung wichtig	-0,509	-0,784	-0,518
Aufteilung als Selbstverständlichkeit	0,849**	0,776	0,892*
nur ein(e) Partner(in) macht gern häusliche Routinetätigkeiten	0,471	0,143	0,598+
-2 Log-Likelihood	334,953	103,228	225,180
Nagelkerkes R-Quadrat	0,165	0,133	0,184
n =	640	272	368

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 2: n = 968;

Signifikanz: *** < .001 ** < .01 * < .05 + < .10;

Die Bildungsrelation zeigt dagegen den erwarteten Effekt. Zwar ist aus allen Modellen ersichtlich, dass Partner(innen), die sich hinsichtlich ihres

höchsten Bildungsabschlusses unterscheiden, nicht signifikant häufiger oder seltener zu einer Spezialisierung in der Aufgabenteilung neigen als bildungshomogame Paare auf hohem Bildungsniveau. Doch tendieren bildungshomogame Partnerschaften auf einem niedrigen oder mittleren Bildungsniveau wie erwartet eher zu einer polaren Aufteilung von Lohn- und Hausarbeit als Partner(innen) mit gleich hohen Bildungsabschlüssen auf hohem Niveau. Damit scheint nicht die Gleichheit oder Unterschiedlichkeit der Abschlüsse im Paar ursächlich dafür zu sein, dass sich die Partner(innen) zu einer klaren Rollenverteilung entschließen. Vielmehr ist die Höhe der Bildung im Paar relevant, was dafür spricht, dass die Bildung im Sinne des *Egalitarian Values-Modells* als Proxy für die allgemeinen Werthaltungen und Einstellungen im Paar interpretiert werden kann. Paare auf hohem Bildungsniveau, die vermutlich liberalere Einstellungen aufweisen, wählen seltener eine traditionelle Rollenverteilung als bildungsfernere Schichten. Auch hier bewährt sich die Unterscheidung zwischen Männer- und Frauenpaaren (Modelle 11 und 12), da der Bildungseffekt lediglich bei Männern relevant ist.

Unter den sonstigen Einflussfaktoren erweisen sich das Geschlecht, die Vorlieben der Partner(innen) für häusliche Tätigkeiten, die Alterssumme sowie die Selbstverständlichkeit hinsichtlich der Verteilung als signifikant, während die Eintragung der Partnerschaft sowie die Bedeutsamkeit der Gleichverteilung keine statistische Relevanz besitzen.

Kinderlose Männerpaare neigen eher zu einer polaren Aufteilung von Erwerbs- und Hausarbeit als lesbische Paare (vgl. auch Dunne 1999; Patterson et al. 2004). Es sind verschiedene Gründe denkbar, weshalb es unter Männern häufiger zu einer *tendenziellen Spezialisierung* kommt als unter Frauen. Zunächst kann festgehalten werden, dass sich Männerpaare häufiger aus einem erwerbstätigen Partner und einem Rentner/Pensionär zusammensetzen als Frauenpaare. In diesen Partnerschaften bietet sich ein komplementäres Arbeitsteilungsarrangement eher an als in Beziehungen, in welchen beide Partner(innen) erwerbstätig sind. Als ein zweiter möglicher Grund kann ein fehlendes Problembewusstsein für Un-

gleichverteilungen in schwulen Partnerschaften genannt werden. Wie die Befunde zu den Prinzipien der Arbeitsteilung bereits gezeigt haben, ist männlichen Befragten die Erreichung eines partnerschaftlichen Arrangements bei Weitem nicht so wichtig wie den befragten Frauen. Stattdessen geben sie häufig an, dass sich die Verteilung der Tätigkeiten einfach so ergeben habe und sie sich bisher wenige Gedanken darüber gemacht hätten. Somit sind vermutlich vor allem jene Paare von einer Polarisierung der Arbeitsbereiche betroffen, die sich weniger intensiv mit diesem Thema auseinandersetzen, die die Aufteilung relativ unbeeinflusst entstehen lassen und nicht bewusst auf eine Gleichverteilung der Aufgabenbereiche achten und drängen.

Schwule Partner spezialisieren sich auch deshalb häufiger, weil in deren Partnerschaften möglicherweise eine andere Gesprächs- und Kommunikationskultur vorherrscht als in lesbischen Beziehungen. Die Erreichung eines partnerschaftlichen Arrangements bedarf sicherlich eines sehr reflektierten, kritischen und diskursiven Umgangs mit dem Thema und setzt daher ein hohes Maß an Kommunikation zwischen den Partner(inne)n voraus. Denkbar wäre, dass die Kommunikationsbereitschaft und damit auch die Kommunikationsdichte unter schwulen Partnern deutlich geringer sind als in lesbischen Beziehungen. Thompson und Walker (1989) konnten zeigen, dass Frauen eher als Männer dazu tendieren, egalitäre Vorstellungen im Gespräch zu thematisieren. Laut der Autorinnen ist eine partnerschaftliche Verteilung in heterosexuellen Paaren demnach nicht den egalitären Vorstellungen der Frauen geschuldet, sondern hängt von einer partnerschaftlichen Einstellung ihrer Männer und von der Frage ab, inwieweit sie diese erfolgreich kommunizieren (vgl. auch Pyke/Coltrane 1996). Auch Wood (1994), die in ihrer Arbeit als eine der ersten Wissenschaftler(innen) die sog. „gendered speech“ untersucht hat und damit auf die Entdeckung von Kommunikationsmustern und Aushandlungsprozessen im Paar abzielte, konnte nachweisen, dass lesbische Frauen dazu tendieren, „caretaking, interdependence, mutual involvement, and closeness“ durch „disclosure, expression, and responsiveness-

ess“ herzustellen (Wood 1994: 247). Damit weist sie auf die hohe Kommunikationsbereitschaft und den stark reflexiven Charakter der Kommunikation zwischen Frauen hin.

Als weiterer Grund ist denkbar, dass Männer unter Umständen der Teamarbeit in höherem Maße abgeneigt sind als Frauen. Hier können mögliche Geschlechtsunterschiede in Bezug auf das Sozialverhalten ins Feld geführt werden, nach welchen sich Frauen in verschiedenen sozialen Kontexten kooperativer und/oder selbstloser zeigen als Männer (z.B. Eckel/Grossman 1998).⁶⁶

Hinweise auf eine weitere in Betracht zu ziehende Erklärung für die größere Spezialisierungstendenz von Männern liefern Jurczyk und Rerich (1993) in ihrer Untersuchung zur weiblichen und männlichen Lebensführung. Die Autorinnen beziehen sich hierbei auf den von Claudia Honegger geprägten Begriff der „Alltagsvergessenheit der Männer“ (ebd.: 292), nach der Männer häufiger das Ganze im Alltag aus den Augen verlieren und sich stattdessen eher „projektförmig“ (Cyprian 1996: 79) auf verschiedene Einzeltätigkeiten konzentrieren. Die Autorinnen halten fest:

„Männer geben sich den einzelnen, insbesondere den für sie zentralen Dinge (sic!) oft sehr intensiv hin. (...) Es fällt auf, daß Männer anscheinend seltener als Frauen Dinge gleichzeitig erledigen. Sie gehen eher eines nach dem anderen an, versuchen stärker, die Tätigkeiten zu segmentieren. (...) Während Frauen berichten, daß sie auf dem Nach-Hause-Weg eher ‚spontan‘ und ‚nebenher‘ bei der Reinigung oder beim Bäcker vorbeigehen, finden Männer eher Zeit für den geplanten Großeinkauf, der als fixer Termin en bloc erledigt wird und für den extra Zeit reserviert wird. (...) Während für Männer Segmentation typisch ist, ist für Frauen eher Integration charakteristisch“ (Jurczyk/Rerich 1993.: 292f.).

⁶⁶ Einen Überblick bisheriger Forschungsarbeiten zu Geschlechtsunterschieden hinsichtlich der Kooperation(sbereitschaft) geben Balliet et al. (2011) in ihrer breit angelegten Meta-Analyse.

Die Tendenz, Aufgaben und Zuständigkeiten zu segmentieren, ist laut der Autorinnen typisch für die Arbeitsweise von Männern (vgl. auch Cyprian 1996) und erklärt möglicherweise auch die höhere Neigung, sich auf verschiedene Tätigkeiten zu spezialisieren.

Neben dem Geschlecht bringt für die vorliegende Stichprobe außerdem die Berücksichtigung von Vorlieben einen zusätzlichen Erkenntnisgewinn. Männerpaare, in welchen lediglich ein Partner gerne die häuslichen Routinetätigkeiten übernimmt, spezialisieren sich eher auf die beiden Bereiche Erwerbs- und Hausarbeit als Paare, in welchen keiner der beiden oder beide gerne die häuslichen Routinetätigkeiten erledigen. Dies bestätigt die Befunde aus den deskriptiven Analysen zu den Prinzipien der Arbeitsteilung. Hier konnte bereits gezeigt werden, dass kinderlose Paare laut eigenen Angaben verstärkt auf Vorlieben der Partner(innen) achten, wenn die Aufgaben im Paar verteilt werden.

Darüber hinaus gilt für Männer- wie für Frauenpaare: Es kommt umso eher zu einer *tendenziellen Spezialisierung*, je älter beide Partner(innen) sind. Ältere Partner(innen) scheinen sich demnach mehr als die jüngere Vergleichsgruppe an den traditionellen Mustern heterosexueller Partnerschaften zu orientieren.

Außerdem entsteht vor allem in jenen Paaren eine tendenziell komplementäre Rollenverteilung, in welchen die Partner(innen) die Aufteilung als Selbstverständlichkeit erachten. Wie angenommen, sind Spezialisierungstendenzen umso wahrscheinlicher, je unreflektierter die Partner(innen) an das Thema Arbeitsteilung herantreten. Modell 12 weist diesen Effekt jedoch lediglich für Männerpaare aus.

Auf diesen Ergebnissen aufbauend wird nun in einem weiteren Schritt geklärt, inwieweit lesbische Familien dazu neigen, komplementäre Rollen zu praktizieren.

7.2 Spezialisierungstendenzen in lesbischen Familien: Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung

Spezialisierung auf Erwerbs- und Hausarbeit

Leben Kinder im Haushalt eines Paares, so müssen die Partnerinnen neben der Erwerbs- und Hausarbeit auch die Versorgung und Betreuung der Kinder verteilen. Um jedoch die Arbeitsteilung gleichgeschlechtlicher Paare mit und ohne Kinder vergleichen zu können, werden im Folgenden zunächst nur die Spezialisierungstendenzen in den Bereichen Erwerbs- und Hausarbeit betrachtet, bevor im daran anschließenden Abschnitt die Übernahme komplementärer Rollen im Hinblick auf die Erwerbsarbeit und die Kinderbetreuung erläutert wird.

Tabelle 7-3: Anzahl der lesbischen Familien mit einer tendenziellen Spezialisierung auf Erwerbs- und Hausarbeit

Tendenzielle Spezialisierung
Erwerbstätigkeit: Eine Partnerin übernimmt mehr als 75% der gemeinsamen Wochenarbeitszeit.
Hausarbeit (Kochen, Abspülen, Putzen, Wäsche): Die andere Partnerin übernimmt mehr als 66,7% der anfallenden Routinetätigkeiten im Haushalt.
Paare mit Kindern n = 48 7,6%
Stieffamilien n = 10 3,2%
Familien mit gemeinsamen Kindern n = 38 11,9%

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 1: n = 633;

Die Befunde aus Tabelle 7-3 verdeutlichen, dass es auch in lesbischen Paaren mit Kindern relativ selten zu Spezialisierungstendenzen hinsichtlich der Bereiche Erwerbs- und Hausarbeit kommt. Lediglich in n = 48 Paaren (7,6%) ist eine tendenziell polare Aufteilung der beiden Lebensbe-

reiche erkennbar. Auch hier findet die Spezialisierungshypothese aus der *familienökonomischen Theorie* somit keine Bestätigung.

Ein Vergleich von kinderlosen Frauenpaaren und lesbischen Familien hat zudem ergeben, dass sich weibliche Paare mit Kindern etwas häufiger auf die Bereiche Erwerbs- und Hausarbeit spezialisieren als kinderlose Frauenpaare. Dieser Unterschied ist jedoch lediglich auf dem Niveau .166 signifikant. Die theoretischen Überlegungen aus der *Rollentheorie* besitzen somit nur eingeschränkte Gültigkeit. Danach war für Familien zu erwarten, dass mit dem Vorhandensein der Elternposition als ein Kriterium zur Festlegung von familiären Positionen eine klare Zuschreibung von komplementären Rollen begünstigt wird.

Bei der Betrachtung, welche Paare sich letztlich für eine *tendenzielle Spezialisierung* auf Erwerbs- und Hausarbeit entscheiden, werden in den nachstehenden logistischen Regressionsmodellen zunächst die gleichen unabhängigen Größen wie bei kinderlosen Paaren verwendet (Modell 13), um die Vergleichbarkeit zwischen den beiden Gruppen zu gewährleisten. Ergänzt werden diese schließlich um die Anzahl und das Alter der Kinder sowie die Familienform. Im Sinne der *Theorie des sozialen Tauschs* ist davon auszugehen, dass eine Polarisierung der Aufteilung umso wahrscheinlicher wird, je mehr Kinder im Haushalt leben und je jünger diese sind. Der Arbeitsaufwand im häuslichen Bereich wäre in beiden Fällen deutlich erhöht und würde eine Spezialisierung begünstigen. Lässt es der Aufwand innerhalb der Familie mit zunehmendem Alter der Kinder zu, so ist laut der theoretischen Überlegungen ein Wechsel zu partnerschaftlichen Arrangements denkbar.

Des Weiteren wird vermutet, dass Partnerinnen, die in einer Stieffamilie leben, eher polare Arrangements wählen als Familien mit gemeinsamen Kindern. Da in Stieffamilien mindestens eine Partnerin Erfahrungen aus heterosexuellen Beziehungen mitbringt, kann angenommen werden, dass sich diese Paare eher an heteronormativ geprägten Rollenbildern orientieren als lesbische Paare mit gemeinsamen Kindern.

Die Betrachtung der Spezialisierungstendenzen für die Bereiche Erwerbs- und Hausarbeit bringt bei Frauenpaaren mit Kindern einige überraschende Ergebnisse.

Werden zunächst nur jene erklärende Variablen in die Analysen einbezogen, die bereits bei den Berechnungen zu kinderlosen Paaren berücksichtigt wurden (Modell 13), so zeigen diese zunächst keinen Effekt. Bei der Berücksichtigung weiterer erklärender Variablen (Modelle 14 und 15) zeigt sich schließlich doch der erwartete Effekt der Bildungsrelation. Danach tendieren bildungshomogame lesbische Paare – ähnlich wie kinderlose Partnerschaften – eher zu einer Spezialisierung, wenn beide Partnerinnen ein niedriges oder mittleres an Stelle eines hohen Bildungsniveaus aufweisen. Auch für Familien konnten somit die aus dem *Egalitarian Values-Modell* generierten Hypothesen zum Teil bestätigt werden.

Die Koeffizienten aus Modell 14 deuten zunächst darauf hin, dass ein hoher Institutionalisierungsgrad der Partnerschaft in Form einer Eingetragenen Lebenspartnerschaft sowie die Familienform eine signifikante Wirkung auf die Tendenz zur Spezialisierung aufweisen. Haben sich Paare zu einer Eintragung entschlossen, so wählen sie häufiger ein polares Arrangement als solche Partnerschaften, die diesen Schritt bisher nicht gegangen sind. Auch Familien, deren Kinder aus der aktuellen Beziehung stammen praktizieren häufiger ein Arbeitsteilungsmodell mit zwei komplementären Rollen bezüglich Erwerbs- und Hausarbeit als Stieffamilien. Aus Modell 15 ist jedoch ersichtlich, dass der Effekt der Eintragung und der Familienform zum großen Teil auf das Alter der Kinder zurückzuführen ist. In Eingetragenen Lebenspartnerschaften und in Familien mit gemeinsamen Kindern leben überproportional viele Säuglinge und Kleinkinder. Die negativen Koeffizienten für das Alter des Kindes veranschaulichen, dass eine polare Verteilung vor allem in Familien mit sehr jungen Kindern auftritt. Ist das Kind noch unter einem Jahr alt, so entscheiden sich deutlich mehr Frauenpaare dazu, die Lohn- und Hausarbeit polar zu verteilen als das in Familien mit älteren Kindern der Fall ist.

Tabelle 7-4: Determinanten der tendenziellen Spezialisierung auf Erwerbs- und Hausarbeit in lesbischen Familien

	Modell 13	Modell 14	Modell 15
Konstante	-2,088	-6,730***	-5,666*
Dauer der Partnerschaft	0,038	-0,062	-0,043
Bildungsrelation (homogam = +/- 3)			
Partnerinnen unterscheiden sich im Bildungsniveau	0,223	0,503	0,441
Beide Partnerinnen mit gleichem Bildungsniveau (niedrig/mittel)	0,380	1,034*	1,345*
Beide Partnerinnen mit gleichem Bildungsniveau (hoch) (ref.)			
Alterssumme	-0,021	0,012	0,043+
Eintragung	0,779	1,328+	0,929
Prinzipien der Arbeitsteilung			
Gleichverteilung wichtig	-0,334	-0,172	-0,271
Aufteilung als Selbstverständlichkeit	0,185	0,309	-0,185
Anzahl der Kinder		0,335	
Familienform gem. Kind		2,289***	1,303
Alter des Kindes			-0,259*
-2 Log-Likelihood	316,059	270,961	165,469
Nagelkerkes R-Quadrat	0,028	0,133	0,235
n =	623	594	377

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 1: n = 633;

Signifikanz: *** < .001 ** < .01 * < .05 + < .10;

Die Dauer der Partnerschaft sowie die Anzahl der Kinder haben keinen zusätzlichen Einfluss auf die Tendenz zur Spezialisierung. Die Bedeutung des Alters der Kinder steht in Einklang mit der Hypothese, die aus der *Theorie des sozialen Tauschs* gewonnen wurde. Während Partnerinnen mit sehr jungen Kindern noch eher komplementäre Arrangements wählen, praktizieren Familien mit älteren Kindern deutlich partnerschaftlichere Arbeitsteilungsmodelle. Diese aus den Querschnittsvergleichen gewonnenen Erkenntnisse lassen die Interpretation zu, dass der geringere Arbeits-

aufwand mit älteren Kindern eine Rückkehr jener Partnerin in den Arbeitsmarkt ermöglicht, die zuvor ihre Arbeitszeit zugunsten der Familienarbeit reduziert hat. Eventuell getätigte Vorleistungen, wie z.B. ein Erwerbsausstieg oder eine Arbeitszeitreduktion, werden demnach zu einem späteren Zeitpunkt – wenn die Kinder älter sind – zurückgezahlt, indem der Wiedereinstieg ins Erwerbsleben ermöglicht wird.

Da es in Familien nicht nur die Lohnarbeit und die häuslichen Aufgaben zu verteilen gilt, sondern auch die Kinderbetreuung einen wichtigen Lebensbereich ausmacht, werden im Folgenden mögliche Spezialisierungstendenzen von lesbischen Familien im Hinblick auf Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung betrachtet.

Spezialisierung auf Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung

Zahlreiche Forschungsergebnisse zu heterosexuellen Paaren konnten zeigen, dass sich mit dem Eintritt in die Familienphase wesentliche Veränderungen in der Arbeitsteilung junger Eltern hin zu einer komplementären, geschlechtsspezifischen Rollenverteilung vollziehen (z.B. Baxter et al. 2008). Diese Befunde lassen vermuten, dass auch bei gleichgeschlechtlichen Familien in den ersten Jahren nach der Geburt eines Kindes eine Polarisierung in den beiden Aufgabenbereichen stattfindet. Ob dies der Fall ist und welche Faktoren neben dem Alter des Kindes eine Spezialisierung der Paare begünstigen, sollen die nachfolgenden Analysen klären.

Wie die bisherigen Befunde zur Verteilung kindbezogener Aufgaben bereits veranschaulichten konnten (vgl. Kap. 5.3), wird die Betreuung der Kinder in lesbischen Familien sehr egalitär verteilt. Es existieren kaum Paare, in welchen eine Partnerin ausschließlich oder überwiegend allein die Versorgung und Betreuung der Kinder übernimmt. Zu einem ähnlichen Ergebnis kamen auch Dunne (1999) und Patterson et al. (2004). Sie stellten in ihren Arbeiten fest, dass lesbische Paare, auch wenn Kinder vorhanden sind, keine traditionelle Rollenverteilung mit einem *breadwinner* und einem *homemaker* praktizieren. Stattdessen wählen die Paare ein

Arrangement, in welchem beide Partnerinnen in beiden Bereichen aktiv sind.

Tabelle 7-5: Anzahl der lesbischen Familien mit einer Teil-Spezialisierung auf Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung

Teil-Spezialisierung
Erwerbstätigkeit: Eine Partnerin übernimmt mehr als 75% der gemeinsamen Wochenarbeitszeit. Kinderbetreuung: Die andere Partnerin übernimmt mehr als 55% der kindbezogenen Tätigkeiten.
Familien gesamt n = 104 16,6%
Stieffamilien n = 27 8,7%
Familien mit gemeinsamen Kindern n = 77 24,4%

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 1: n = 633;

Auch die Befunde der vorliegenden Arbeit deuten darauf hin, dass bei lesbischen Familien bestenfalls von einer *Teil-Spezialisierung* gesprochen werden kann (vgl. Tab. 7-5). Als teil-spezialisierte Verteilungen werden jene Arrangements bezeichnet, in welchen eine Partnerin einen Großteil der Erwerbsarbeit übernimmt (> 75%), während die andere für einen etwas größeren Teil der Kinderbetreuung verantwortlich ist (> 55%). Insgesamt 16,6% der lesbischen Familien leben ein solches Arrangement.

In den nachfolgenden Modellen wird von Interesse sein, welche Faktoren sich positiv auf eine mögliche *Teil-Spezialisierung* auswirken. Die Dauer der Partnerschaft, die Bildungsrelation der Partnerinnen, das Alter der Partnerinnen, die Eintragung der Partnerschaft, die grundlegenden Prinzipien der Arbeitsteilung, sowie die Anzahl und das Alter der Kinder fließen hierbei als mögliche Erklärungsfaktoren in die Analysen ein. Darüber

hinaus wird geprüft, inwieweit die Familienform einen Einfluss auf die Tendenz zu einer *Teil-Spezialisierung* auf Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung hat.

Die Koeffizienten in Modell 16 deuten zunächst darauf hin, dass neben der Bildungsrelation auch die Dauer der Partnerschaft, die Kinderzahl und die Familienform eine signifikante Wirkung auf die Tendenz zu einer *Teil-Spezialisierung* haben. Doch auch hier sind die Effekte vermutlich auf das Alter der Kinder in diesen Familien zurückzuführen. Vor allem in jüngeren Partnerschaften, in kinderreichen Familien und/oder in Familien mit gemeinsamen Kindern leben Kinder im Säuglings- oder Kleinkindalter. Wie Modell 17 schließlich veranschaulicht hat das Alter der Kinder einen starken Effekt auf die Tendenz zur *Teil-Spezialisierung*. Die Wahrscheinlichkeit für eine solche Verteilung nimmt mit zunehmendem Alter der Kinder ab, d.h. eine tendenziell polare Aufteilung von Rollen kommt vor allem in der frühen Familienphase vor. Dieser Befund kann analog zu den Spezialisierungstendenzen in Erwerbs- und Hausarbeit im Sinne der *Theorie des sozialen Tauschs* gedeutet werden.

Die Tendenz zur *Teil-Spezialisierung* bei lesbischen Familien mit sehr jungen Kindern lässt sich außerdem durch die Wirksamkeit struktureller Bedingungen erklären. Oftmals ist es nur einer – nämlich der leiblichen – Mutter möglich, Elternzeit zu nehmen bzw. Elterngeld zu beziehen. Erst wenn eine Stiefkindadoption durch die soziale Mutter stattgefunden hat, ist diese berechtigt, eine familienbedingte Auszeit aus dem Beruf zu nehmen. Da sich das Verfahren einer Stiefkindadoption nicht selten über Monate oder sogar Jahre hinziehen kann, sind den Partnerinnen in der frühen Familienphase die Hände gebunden und es bleibt ihnen meist nichts anderes übrig, als die Familienaufgaben zu Gunsten der leiblichen Mutter zu verteilen.

Tabelle 7-6: Determinanten einer Teil-Spezialisierung auf Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung in lesbischen Familien

	Modell 16	Modell 17
Konstante	-3,259**	-2,352
Dauer der Partnerschaft	-0,090*	-0,052
Bildungsrelation (homogam = +/- 3)		
Partner(innen) unterscheiden sich im Bildungsniveau	-0,085	-0,030
Beide Partner(innen) mit gleichem Bildungsniveau (niedrig/mittel)	0,552+	1,000*
Beide Partner(innen) mit gleichem Bildungsniveau (hoch) (ref.)		
Alterssumme	-0,005	0,025
Eintragung	0,566	0,727
Prinzipien der Arbeitsteilung		
Gleichverteilung wichtig	0,034	0,003
Aufteilung als Selbstverständlichkeit	0,470+	0,248
Anzahl der Kinder ⁶⁷	0,404*	
Familienform gem. Kind	2,126***	-0,456
Alter des Kindes		-0,323***
-2 Log-Likelihood	465,674	267,749
Nagelkerkes R-Quadrat	0,152	0,271
n =	590	374

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 1: n = 633;

Signifikanz: *** < .001 ** < .01 * < .05 + < .10;

Eine nähere Betrachtung der Paare, die zu einer *Teil-Spezialisierung* neigen, macht deutlich, dass sich die leibliche Mutter vor allem in der Famili-

⁶⁷ Anzahl und Alter der Kinder kann nicht gleichzeitig berücksichtigt werden. Da nicht das Alter des jüngsten Kindes, sondern das Alter eines zufällig ausgewählten Zielkindes erhoben wurde, muss bei der Berücksichtigung des Alters auf die Familien mit nur einem Kind zurückgegriffen werden. Nur so kann sichergestellt werden, dass mit dem Alter des Kindes auch gleichzeitig das Alter des jüngsten Kindes erfasst wurde.

enarbeit einbringt, während die soziale Mutter die Ernährerrolle übernimmt. Die Vormachtstellung der leiblichen Mutter im familiären Bereich, die vor allem zu Beginn der Familienphase in Paaren mit gemeinsamen Kindern existiert, nimmt mit der Zeit ab, d.h. sie ist für Familien mit älteren Kindern deutlich weniger spürbar. Demnach bringt sich die soziale Mutter mit zunehmendem Alter des Kindes stärker in der Kinderbetreuung ein, während die leibliche Mutter wieder mehr in den Erwerbsbereich investiert. Für diese Entwicklung sind verschiedene Gründe denkbar.

Zunächst ist zu nennen, dass die anfänglichen „biologischen Vorteile“ bzw. die von den Partnerinnen als Vorteile wahrgenommenen Faktoren wie die Möglichkeit des Stillens oder die biologisch bedingte enge Bindung durch die Schwangerschaft mit der Zeit ihre Wirksamkeit verlieren. Durch die hohe Bedeutsamkeit des Gleichheitsgedankens angestiftet, bemühen sich die beiden Mütter stetig, die wahrgenommenen „Defizite“ der sozialen Mutter auszugleichen. Dieser Gedanke sorgt schließlich dafür, dass die leibliche Mutter, die mit ihrem anfänglichen Erwerbsausstieg in Vorleistung gegangen ist, relativ rasch wieder in den Arbeitsmarkt zurückkehren kann. Indem die soziale Mutter beispielsweise ihre Arbeitszeit reduziert, wird der leiblichen Mutter ermöglicht, wieder in den Beruf einzusteigen. Gleichzeitig werden bei der sozialen Mutter zeitliche Ressourcen frei, die sie in der Folge für die Versorgung der Kinder aufwenden kann.

Als weiterer Grund dafür, dass sich die Sonderstellung der leiblichen Mutter mit dem Alter des Kindes deutlich abschwächt, ist das Verschwinden struktureller Nachteile zu nennen. Ist z.B. die Stiefkindadoption durch die soziale Mutter erfolgt, so bestehen für sie zumindest aus rechtlicher Sicht keine Nachteile mehr. Dies dürfte ein Grund dafür sein, dass ein relativ hoher Anteil von insgesamt 78,9% der lesbischen Paare mit einem gemeinsamen Kind eine Stiefkindadoption bereits durchgeführt hat oder zumindest noch plant.

Auch die Überlegungen aus dem *Egalitarian Values-Modell* finden im Hinblick auf die Spezialisierungstendenzen in den Bereichen Erwerbsar-

beit und Kinderbetreuung ihre Bestätigung. Bildungshomogame Partnerinnen auf niedrigem oder mittlerem Bildungsniveau neigen häufiger zu polaren Arrangements als Partnerinnen mit hohen Bildungsabschlüssen. Während die Bildungsrelation also auch weiterhin eine signifikante Wirkung zeigt, wenn nach dem Alter der Kinder kontrolliert wird, verlieren die Dauer der Partnerschaft und die Familienform ihre signifikante Bedeutung.

Für gleichgeschlechtliche Paare kann somit zusammenfassend festgehalten werden, dass es relativ selten zu Spezialisierungstendenzen kommt. Hierbei sei auf die Bedeutsamkeit des Gleichberechtigungsgedankens – insbesondere für lesbische Partnerinnen – hingewiesen, welche sich im Rahmen der vorliegenden Arbeit in unterschiedlichsten Befunden manifestiert hat. Erstens betonen lesbische Partnerinnen bei der Frage nach den grundsätzlichen Prinzipien ihrer Arbeitsteilung die Wichtigkeit einer Gleichverteilung der Aufgaben im Paar. Die befragten Männer legen laut eigenen Angaben weniger Wert auf Partnerschaftlichkeit in der Arbeitsteilung als lesbische Partnerinnen. Weibliche Befragte geben außerdem an, Aufgaben auch dann zu übernehmen, wenn diese ihnen nicht so liegen, um diese nicht allein ihrer Partnerin aufzubürden. Zweitens praktizieren weibliche Paare laut eigenen Angaben eine sehr egalitäre Verteilung der einzelnen Routinetätigkeiten im Haushalt. Anders als männliche Partner, die sich auf jeweils unterschiedliche Aufgaben im Haushalt spezialisieren, übernehmen lesbische Partnerinnen die Tätigkeiten meist gemeinsam oder im Wechsel. In Bezug auf die Kinderbetreuung, in der ein noch höheres Maß an Egalität vorherrscht, unterscheiden sich Männer- und Frauenpaare nicht in der Art und Weise, wie sie Gleichheit herstellen. Beide Geschlechter üben die einzelnen Tätigkeiten wie z.B. die Kleinkindversorgung, die Hol- und Bringdienste oder die Hausaufgabenbetreuung gemeinsam oder im Wechsel aus. Dies deutet darauf hin, dass beide Partner(innen) in hohem Maße an der Kinderbetreuung partizipieren wollen. Dies bestätigten auch die Analysen der qualitativen Interviews.

Darin äußern sich die Befragten deutlich positiver gegenüber den kindbezogenen Tätigkeiten als im Hinblick auf die häuslichen Pflichten. Daher kann von einer unterschiedlichen Wertigkeit der Bereiche Hausarbeit und Kinderbetreuung ausgegangen werden.

Werden die Paare im Partnerschaftsverlauf bzw. mit zunehmendem Alter der Kinder betrachtet, so nimmt die Wahrscheinlichkeit für eine polare Verteilung eher ab als zu. Diese beiden Befunde führen zu starken Zweifeln an der Gültigkeit der Hypothesen aus der *ökonomischen Theorie der Familie*. In gleichgeschlechtlichen Paaren kommt es weder zu den erwarteten Spezialisierungen auf die Bereiche Erwerbs- und Familienarbeit, noch lassen sich Verfestigungen komplementärer Strukturen im Partnerschaftsverlauf erkennen.

Dass sich Paare im weiteren Partnerschaftsverlauf bzw. mit älteren Kindern zunehmend für partnerschaftlichere Arrangements entscheiden, spricht eher für die Hypothesen, die aus der *Theorie des sozialen Tauschs* generiert wurden. Obwohl es sich hierbei nur um die Auswertung von Querschnittsdaten handelt, deuten die Ergebnisse darauf hin, dass anfängliche komplementäre Verteilungen im Verlauf der Beziehung in egalitäre Arrangements gewandelt werden. Etwaige Vorleistungen wie eine Arbeitszeitreduktion werden somit zu einem späteren Zeitpunkt in Form eines Wiedereinstiegs zurückgezahlt, da die Partner(innen) an dem Erhalt einer langfristigen, stabilen Beziehung interessiert sind.

Sowohl in kinderlosen Partnerschaften als auch in lesbischen Familien zeigte außerdem die Bildungsrelation den erwarteten Effekt. Entsprechend des *Egalitarian Values-Modells* war zu erwarten, dass bildungshomogame Paare mit niedrigen oder mittleren Bildungsabschlüssen eher zu einer polaren Aufteilung neigen als hochgebildete Partner(innen). Die zweite Hypothese, laut derer auch Partner(innen) mit unterschiedlichen Abschlüssen verstärkt komplementäre Arbeitsteilungsmodelle leben, konnte durch die Ergebnisse nicht gestützt werden.

7.3 Spezialisierungstendenzen und komplementäre Rollen in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften – eine Bewertung der theoretischen Erklärungsmechanismen

Im Rahmen der Kapitel 7.1 und 7.2 war von Interesse, ob, und wenn ja, welche kinderlosen Paare und Familien sich für eine komplementäre Rollenaufteilung hinsichtlich der Aufgabenbereiche Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung entscheiden. Die Determinanten einer möglichen Spezialisierung werden im Rahmen des nun folgenden Kapitels zusammenfassend dargestellt und aus theoretischer Sicht bewertet.

7.3.1 Die Bewertung ressourcenbasierter Erklärungsmechanismen

Bereits die ersten deskriptiven Analysen boten Hinweise darauf, dass die Verteilung der Bereiche Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung in gleichgeschlechtlichen Paaren statt von einer Spezialisierung eher von einer Gleichverteilung geprägt ist. Die relativ egalitäre Verteilung der Aufgaben in den drei Lebensbereichen führt in schwulen und lesbischen Paaren schließlich dazu, dass es nur wenige Paare mit einem komplementären Rollenarrangement gibt. Auch die Befunde aus Kapitel 7 konnten schließlich bestätigen, dass in der vorliegenden Stichprobe nur wenige Paare existieren, in welchen sich die Partner(innen) auf unterschiedliche Lebensbereiche spezialisieren.

Zudem deuten die Ergebnisse darauf hin, dass Paare im Partnerschaftsverlauf eher von komplementären Arrangements abrücken und zu partnerschaftlicheren Arrangements zurückkehren.⁶⁸ Diese beiden Befunde stehen eindeutig im Gegensatz zu den Hypothesen, die aus der

⁶⁸ Die Querschnittsvergleiche können hier natürlich nur Hinweise auf eine solche Entwicklung geben, die in zukünftigen Forschungsarbeiten auf der Basis von längsschnittlichen Daten überprüft werden müssen.

familienökonomischen Theorie generiert wurden. Folgt man den Erklärungsmechanismen dieses theoretischen Ansatzes, so geht man von einer Spezialisierung beider Partner(innen) auf die Bereiche Erwerbs- und Familienarbeit aus. Nur so ist es den Akteuren laut Becker (1981) möglich, den Gesamtnutzen der Familie zu maximieren. Des Weiteren wird angenommen, dass die auftretenden Spezialisierungen der Partner(innen) im weiteren Verlauf der Partnerschaft fortbestehen und sich eher noch verfestigen. Eine Rückkehr zu partnerschaftlicheren Arbeitsteilungsmodellen ist im Rahmen der *familienökonomischen Theorie* nicht angedacht.

Vielmehr spricht die Abnahme an polaren Arrangements im Partnerschaftsverlauf bzw. die Abkehr von möglichen Spezialisierungen mit zunehmendem Alter der Kinder eher für die Gültigkeit der Erklärungsmechanismen der *sozialen Austauschtheorie*.

In kinderlosen, insbesondere lesbischen, Paaren wirkt sich die Dauer der Partnerschaft in negativer Weise auf die Tendenz zur Spezialisierung aus. Je länger die Partnerinnen zusammen sind, umso seltener praktizieren sie eine komplementäre Verteilung von Erwerbs- und Hausarbeit. Auf lange Sicht betrachtet interpretiert Dunne (1999) die Entstehung einer partnerschaftlichen Aufteilung bei gleichgeschlechtlichen Paaren als einen sich selbst verstärkender Prozess. Werden beide Rollen auf beide Partner(innen) verteilt, so entwickeln die Partner(innen) eine gewisse Empathie für beide Aufgabenbereiche. Indem die Partner(innen) die verschiedenen Sphären kennenlernen, sind sie laut der Autorin auch eher dazu bereit, die Last dieser Aufgaben gemeinsam zu tragen. Damit wird sich schließlich das Muster eines partnerschaftlichen Arrangements im Zeitverlauf weiter verfestigen.

Die Analysen konnten weiter zeigen, dass das Alter der Kinder den stärksten Effekt auf eine mögliche Spezialisierung in lesbischen Familien hat. Frauenpaare mit Kindern praktizieren am häufigsten komplementäre Rollen aus einer Familienernährerin und einer Familienumsorgerin, wenn die Kinder noch sehr jung sind. Wie bereits gezeigt wurde, nimmt hierbei die leibliche Mutter in der Regel die Familienrolle ein, während

die soziale Mutter die finanzielle Sicherung der Familie durch eine umfassende Erwerbstätigkeit gewährleistet. Mit zunehmendem Alter der Kinder findet eine Angleichung der Mutterrollen statt, was schließlich dazu führt, dass für die vorliegende Stichprobe an gleichgeschlechtlichen Familien mit gemeinsamen Kindern langfristig keine Unterschiede zwischen der sozialen und der leiblichen Mutter sichtbar werden (Perlesz et al. 2010). Wie bereits Dunne (1999) und Shechory/Ziv (2007) feststellen konnten, nehmen beide Partnerinnen beide Rollen wahr. Um die Vermutung statistisch abzusichern, dass es nur kurzfristig, also nur zu Beginn der Familienphase, zu Unterschieden zwischen sozialer und leiblicher Mutter kommt, wäre jedoch eine längsschnittlich angelegte Studie nötig.

Sowohl der negative Einfluss des Kindesalters, als auch der signifikant negative Effekt der Partnerschaftsdauer auf die Tendenz zur Spezialisierung sprechen für die Gültigkeit der Erklärungsmechanismen, die aus der *Theorie des sozialen Tauschs* generiert wurden. Dieser Argumentation folgend geht eine Partnerin mit einer Arbeitszeitreduktion zunächst in Vorleistung. Die andere versucht diesen Vertrauensvorsprung so bald als möglich zurückzuzahlen, indem sie den Wiedereinstieg der Partnerin ins Erwerbsleben trotz ihres Machtvorsprungs unterstützt

7.3.2 Die Bewertung normen- und identitätenbasierter Erklärungsmechanismen

Dass in Familien tendenziell etwas häufiger polare Arrangements vorkommen als in kinderlosen Paaren, spricht für die Überlegungen der *Rollentheorie* und des *Identitätsformationsmodells*. Es war zu erwarten, dass mit dem Übergang zur Elternschaft und mit der Herausbildung von Elternpositionen ein neuer normativer Kontext geschaffen wird, der eine Rollenzuschreibung auf Grundlage der leiblichen bzw. sozialen Elternschaft möglich macht.

Auch die Tatsache, dass sich Familien verstärkt in der frühen Familienphase spezialisieren, kann ebenfalls im Sinne der *Rollentheorie* interpre-

tiert werden. Es ist denkbar, dass sich lesbische Paare in der von Unsicherheit geprägten frühen Familienphase bewusst oder unbewusst am Rollenkonzept heterosexueller Elternschaft orientieren, um im Alltag Handlungshilfen zu erhalten (Folgero 2008). Die Ausübung der *breadwinner*- und *caregiver*-Rolle wird in diesem Zusammenhang möglicherweise als Erleichterung empfunden. Auch Ciano-Boyce und Shelley-Sireci (2002) erklären die Persistenz heteronormativ geprägter Rollenverteilungen in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften damit, dass die Akteure mit den sozial konstruierten Konzepten von Vaterschaft und Mutterschaft aufgewachsen sind.

Am seltensten kommt es in den Bereichen Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung zu einer komplementären Rollenverteilung. Dies ist der Tatsache geschuldet, dass die Kinderbetreuung von beiden Müttern relativ gleichberechtigt übernommen wird. Goldberg und Perry-Jenkins (2007) führen dies auf die besonderen Sozialisationsbedingungen lesbischer Frauen zurück.

“Lesbians’ common socialization as women and egalitarian ideology appear to function as buffers to total specialization of roles” (Goldberg/Perry-Jenkins 2007: 312).

Die Folge ist, dass bei lesbischen Familien lediglich von einer *Teilspezialisierung* hinsichtlich der Bereiche Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung gesprochen werden kann, bei der eine Partnerin – meist die soziale Mutter – einen größeren Teil der Lohnarbeit übernimmt, während die Kinderbetreuung relativ egalitär verteilt wird. Bestenfalls lässt sich ein leichtes Ungleichgewicht hinsichtlich der Verteilung der kindbezogenen Aufgaben ausmachen – meist etwas mehr zu Lasten der leiblichen Mutter.

Dieses Ergebnis unterstützt die *Kompensationshypothese*, nach der beide Mütter unabhängig von ihrem Erwerbsumfang darauf achten, typisch mütterliche Verhaltensweisen zu zeigen, um damit ständig aufs Neue ihre Identität als Mutter zu stärken und zu reproduzieren. Indem beide Mütter ganz bewusst diese „typisch mütterlichen“ Verhaltensweisen an den Tag legen, ist es ihnen möglich, auch ein verstärktes Engagement im Erwerbs-

bereich zu kompensieren. Durch ein bewusstes *Doing Mother* sehen sie ihre Identität als Mutter nicht gefährdet.

Neben der eben erläuterten Mutteridentität wurden außerdem Einstellungen und Werte hinsichtlich ihrer Wirksamkeit auf die Arbeitsteilung gleichgeschlechtlicher Paare geprüft. Die Bildung diente hierbei als Indikator für eher traditionelle oder eher liberale Einstellungen in Bezug auf die Aufgabenteilung.

Werden jene Paare betrachtet, die zu einer (*Teil-*)*Spezialisierung* neigen, so sind dies meist bildungshomogame Paare, die über ein niedriges oder mittleres Bildungsniveau verfügen. Bildungshomogame Partner(innen) mit höheren Bildungsabschlüssen neigen dagegen zu partnerschaftlicheren Arrangements.

Das *Egalitarian Values-Modell* kann damit im Rahmen der vorliegenden Arbeit zum Teil Bestätigung finden. Argumentiert man im Sinne dieses Ansatzes, so erwartet man für Partner(innen) mit höheren Bildungsabschlüssen das Vorhandensein demokratischer Grundwerte und eine größere Bedeutsamkeit des Gleichheitsgedankens. Diese Einstellungen führen schließlich dazu, dass sich beide Partner(innen) einer eher partnerschaftlichen Verteilung zuwenden. Anders als vom *Egalitarian Values-Modell* konstatiert, spezialisieren sich Partner(innen) mit unterschiedlichen Bildungsabschlüssen in der vorliegenden Stichprobe nicht signifikant häufiger auf verschiedene Lebensbereiche als bildungshomogame Paare auf hohem Bildungsniveau.

7.3.3 Der Einfluss weiterer Faktoren auf die Tendenz zur Spezialisierung

Das Geschlecht des Paares hat auch dann noch eine signifikante Wirkung auf die Spezialisierungsneigung, wenn nach weiteren möglichen Determinanten kontrolliert wird. So tendieren kinderlose Männerpaaren eher zu einer polaren Aufteilung von Erwerbs- und Hausarbeit als lesbische Partnerinnen ohne Kinder (vgl. auch Dunne 1999; Patterson et al. 2004).

Diese Tendenz zur Spezialisierung bei Männern konnte bereits für die Allokation der Einzelaufgaben im häuslichen Bereich nachgewiesen werden. Schwule Männer entscheiden sich häufiger für die alleinige Übernahme von Tätigkeiten, während Frauen Aufgaben wie das Kochen, den Abwasch oder das Putzen häufiger gemeinsam oder im Wechsel ausüben.

Doch nicht nur das Geschlecht dient als mögliches Kriterium zur Unterscheidung von Paaren mit und ohne Spezialisierungstendenzen. Auch das Alter der Partner(innen) (Alterssumme) ist relevant für eine mögliche Spezialisierung. Sowohl für kinderlose Paare, als auch für lesbische Paare mit Kind(ern) konnte gezeigt werden, dass ältere Partner(innen) häufiger zu einer Spezialisierung in den Bereichen Erwerbs- und Hausarbeit neigen als jüngere. Dies stützt die These, dass ein höheres Alter als Indikator für traditionellere Einstellungen interpretiert werden kann. Es kann vermutet werden, dass sich ältere Personen mehr noch als junge an gängigen – heteronormativ geprägten – Mustern der Arbeitsteilung und damit an einer komplementären Rollenverteilung orientieren, selbst wenn sie in einer homosexuellen Beziehung leben.

Neben dem Geschlecht und dem Alter der Partner(innen) wurden außerdem die Prinzipien der Arbeitsteilung, wie z.B. die Relevanz der Gleichheitsnorm oder die Selbstverständlichkeit der Aufteilung in die Modelle aufgenommen. Überraschenderweise hat die Wichtigkeit des Gleichberechtigungsgedankens keinen signifikanten Effekt auf die Tendenz zur Spezialisierung, d.h. Partner(innen), die angeben, besonders auf die Gleichverteilung der Aufgaben zu achten, praktizieren nicht seltener eine *tendenzielle Spezialisierung* als Paare, denen dieses Prinzip weniger wichtig ist. Paare, deren Aufgabenteilung sich wie selbstverständlich so ergeben hat, leben dagegen signifikant häufiger eine komplementäre Rollenverteilung. Insbesondere kinderlose Männerpaare, in welchen die Allokation eine Selbstverständlichkeit war, neigen zu einer *tendenziellen Spezialisierung* in den Bereichen Erwerbs- und Hausarbeit. Dies deutet erneut darauf hin, dass die Aufteilung in Männerpaaren weniger reflektiert und bewusst entsteht als in lesbischen Beziehungen.

Zu den eben genannten Grundhaltungen und Prinzipien der Aufteilung zeigen auch die Vorlieben der Partner(innen) einen signifikanten Einfluss auf die Tendenz zur Spezialisierung. Vor allem kinderlose Männerpaare neigen zu komplementären Rollenarrangements, wenn einer der beiden Partner – und zwar nur einer – die häuslichen Routinetätigkeiten gerne übernimmt. Perlesz et al. (2010), die in ihrer Studie die Arbeitsteilung von lesbischen und heterosexuellen Paaren vergleichen, schätzen die Bedeutsamkeit von Präferenzen für die Erwerbsarbeit oder den häuslichen Bereich in lesbischen Paaren als sehr hoch ein. Sie können durch die Kategorisierung und Auswertung ihrer offenen Fragen aufzeigen, dass es vor allem dann zu einer Spezialisierung in Frauenpaaren kommt, wenn eine der beiden eine stärkere Karriereorientierung und somit eine starke Präferenz für den beruflichen Bereich aufweist. Auch die Befragten selbst gaben in der vorliegenden Erhebung häufig an, ihre Aufgaben entsprechend ihrer Interessen und Vorlieben zu verteilen.

8 Die Arbeitsteilung in homo- und heterosexuellen Partnerschaften – ein Vergleich mit Ausblick

Das Hauptziel der vorliegenden Arbeit war es, die Arbeitsteilung in gleichgeschlechtlichen Paaren zu beschreiben und ursächlich zu erklären. Hierbei standen zwei große Fragestellungen im Mittelpunkt:

Erstens: Wie teilen sich gleichgeschlechtliche Paare die Arbeit auf? D.h. wie werden die drei Bereiche Erwerbsarbeit, häusliche Routinetätigkeiten und Kinderbetreuung unter den Partner(inne)n verteilt?

Und zweitens: Wie lässt sich die Arbeitsteilung in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften (theoretisch) erklären?

Im Folgenden werden die wesentlichen Befunde der Arbeit zusammengefasst und den bisherigen Erkenntnissen zur Arbeitsteilung in heterosexuellen Partnerschaften gegenübergestellt. Aus theoretischer Sicht treten hierbei drei wesentliche Unterschiede und eine Gemeinsamkeit in der Arbeitsteilung homo- und heterosexueller Paare zu Tage.

Der erste wesentliche Unterschied besteht darin, dass sich gleichgeschlechtliche Partner(innen) die Aufgabenbereiche Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung deutlich *egalitärer* aufteilen als heterosexuelle Paare. Es existieren nur wenige gleichgeschlechtliche Paare, die eine *tendenzielle Spezialisierung* praktizieren, bei der also ein(e) Partner(in) verstärkt die Ernährerrolle übernimmt, während der/die andere die häuslichen Aufgaben ausübt. Da die Kinderbetreuung einen Bereich darstellt, der noch egalitärer als die Erwerbs- und Hausarbeit aufgeteilt wird, sind auch unter lesbischen Familien nur wenige Paare zu finden, die ein polares Arrangement wählen. Für diese kann daher bestenfalls von einer *Teilspezialisierung* gesprochen werden. In diesen Fällen spezialisiert sich eine Partnerin – tendenziell eher die soziale Mutter – auf den Erwerbsbereich, während die Kinderbetreuung weitestgehend gemeinsam oder bestenfalls etwas mehr zu Lasten einer Partnerin (meist der leiblichen Mutter) verteilt

wird. Von einer Spezialisierung im Sinne der *familienökonomischen Theorie* kann in gleichgeschlechtlichen Paaren somit nicht gesprochen werden.

Im Gegensatz dazu sind die Aufgaben in heterosexuellen Partnerschaften auch heute noch sehr geschlechtsspezifisch verteilt. Insbesondere nach dem Übergang zur Elternschaft wählen verschiedengeschlechtliche Paare meist ein Arrangement, nach dem die Frau für die Tätigkeiten zu Hause (Hausarbeit und Kinderbetreuung) zuständig ist, während sich der Mann um die finanzielle Sicherung der Familie kümmert (Bianchi et al. 2006; Cejka/Eagly 1999). Obwohl auch bei verschiedengeschlechtlichen Partner(inne)n ein grundsätzlicher kultureller Wandel in der Akzeptanz der Gleichberechtigungsnorm über die letzten Generationen stattgefunden hat (Grunow et al. 2012; Lück 2006; Schwinn 2008), ist doch das „male breadwinner/female homemaker“-Modell noch sehr stark in den Köpfen heterosexueller Paare verankert (Grunow et al. 2012; Sainsbury 1999).

Der zweite große Unterscheid in der Arbeitsteilung homo- und heterosexueller Paare ist darin zu sehen, dass das Geschlecht der Partner(innen) in verschiedengeschlechtlichen Beziehungen den stärksten Einflussfaktor bei der Allokation der Aufgabenbereiche darstellt, während Aspekte des Geschlechts in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften kaum wirken.

Insbesondere wenn heterosexuelle Paare Eltern werden praktizieren sie eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, in welcher der Mann die Rolle des Ernährers übernimmt, während die Frau ihren Erwerbsumfang reduziert oder ihre Erwerbstätigkeit für gewisse Zeit ganz unterbricht, um für die Aufgaben rund um Haushalt und Kinderbetreuung zuständig zu sein.

Das Geschlecht wirkt sich als wesentlicher Einflussfaktor in unterschiedlicher Weise auf die Allokation der Aufgaben aus. Erstens werden von Männern und Frauen bereits während des Sozialisationsprozesses, aber auch im Zuge vorangegangener Partnerschaften unterschiedliche Ressourcen erlangt. Zweitens wird das gleiche Set an Ressourcen bei Männern und Frauen ganz unterschiedlich bewertet. Dies führt dazu, dass

diese Ressourcen ein unterschiedliches Gewicht in den partnerschaftlichen Verhandlungen einnehmen. Drittens sind mit dem Geschlecht einer Person sehr spezifische Normen und Rollenerwartungen verbunden. Von einem Mann werden andere Verhaltensweisen in Bezug auf sein Engagement im Arbeitsmarkt, im Haushalt und in der Kinderbetreuung erwartet als von einer Frau. Viertens sorgen die Erwartungen an sie als Mann bzw. Frau dafür, dass die beiden Geschlechter ganz unterschiedliche Identitäten in Bezug auf Beruf und Familie herausbilden. Daher ist festzuhalten:

“(...) most scholars of gender believe that, precisely because gender operates at so many levels, a gender-neutral model of bargaining or exchange is unlikely to be adequate” (Bielby/Bielby 1989: 190).

Die Gleichgeschlechtlichkeit von lesbischen und schwulen Partner(inne)n sorgt schließlich dafür, dass eine unterschiedliche Ressourcenausstattung, eine unterschiedliche Wertigkeit von Ressourcen, unterschiedliche Geschlechternormen und Geschlechtsrollenerwartungen sowie eine unterschiedliche Herausbildung von Identitäten nicht auf das Geschlecht zurückzuführen sind. Nichts desto trotz ist es möglich, dass andere Komponenten des Geschlechts auf die Verteilung von Aufgaben wirken. Denkbar sind hier z.B. die psycho-sozialen Komponenten des Geschlechts wie die Präferenzen und Einstellungen oder das Selbstkonzept als Teil der Geschlechtsidentität. Letzteres zeigt in der vorliegenden Stichprobe jedoch nicht die Wirkung, die *Bems Gender Schema Theorie* erwarten ließ. Personen, die sich als eher instrumentell, also selbstbewusst, risikofreudig etc., wahrnehmen, übernehmen nicht signifikant häufiger Aufgaben, die in der Regel Männern zugesprochen werden (Erwerbsarbeit). Jene Befragte, die sich als eher expressiv, also gefühlsbetont, sensibel etc., beschreiben, neigen ebenfalls nicht häufiger zu den als typisch weiblich angesehenen Tätigkeiten (Hausarbeit, Kinderbetreuung).

Durch die Auswertungen im Rahmen der vorliegenden Arbeit konnte aber auch ein Bereich identifiziert werden, in welchem das Geschlecht des Paares einen erkennbaren Effekt auf die Übernahme von Aufgaben hat.

Männerpaare berichten signifikant häufiger als lesbische Paare davon, eine bezahlte Kraft für die Erledigung der Haushaltsaufgaben zu beschäftigen. Dieser Effekt tritt auch dann zu Tage, wenn nach weiteren möglichen Determinanten wie dem Einkommen, der Wohnungsgröße etc. kontrolliert wird. Interpretiert man die Befunde im Sinne des *Doing Gender-Ansatzes* so ließe sich argumentieren, dass Männerpaare deshalb häufiger die häuslichen Tätigkeiten an Dritte abtreten, weil die Ausübung dieses Aufgabenfeldes nicht ihrem Geschlecht entspricht. Haushaltsaufgaben stellen kein probates Mittel dar, um ihr männliches Geschlecht zu reproduzieren.

Der dritte Unterschied zwischen gleich- und verschiedengeschlechtlichen Paaren in Bezug auf ihre Arbeitsteilung zeigt sich darin, dass es in lesbischen Familien eher Hinweise auf Enttraditionalisierungseffekte im Partnerschaftsverlauf gibt, während heterosexuelle Paare häufig eine zunehmende Traditionalisierung im weiteren Verlauf ihrer Beziehung zu verzeichnen haben.

Partnerinnen in lesbischen Familien, die über einen niedrigen bis mittleren Bildungsabschluss verfügen und zudem noch mit sehr kleinen Kindern im Haushalt leben, zeigen erkennbare Spezialisierungstendenzen im Hinblick auf die Bereiche Erwerbs- und Familienarbeit. Anders als bei heterosexuellen Paaren existieren unter lesbischen Paaren mit längerer Partnerschaftsdauer und mit höherem Alter der Kinder weniger Partnerschaften, die eine komplementäre Rollenverteilung wählen. Auch der Einfluss der Elternposition verliert bei Familien mit älteren Kindern seine Signifikanz. Dies deutet darauf hin, dass in lesbischen Paaren eher eine Enttraditionalisierung der Arbeitsteilung im Partnerschaftsverlauf stattfindet, in deren Folge die Partnerinnen zunehmend egalitär die Bereiche Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung aufteilen. Neuere Untersuchungen konnten im Gegensatz dazu für heterosexuelle Beziehungen zeigen, dass deren Arbeitsteilung im Eheverlauf eher traditioneller wird, wenn nach den Ressourcenausstattungen der Partner kontrolliert wird (Grunow et al. 2007, 2012; Schulz/Blossfeld 2006).

Lesbischen Paaren mit Kindern scheint es somit eher als heterosexuellen Paaren zu gelingen, die Vorleistungen einer Partnerin im Sinne des sozialen Tauschs relativ zeitnah zurückzuzahlen. Um diese Vermutung jedoch empirisch abzusichern, wäre eine längsschnittliche Analyse notwendig. Die vorliegenden Querschnittsvergleiche können lediglich Hinweise auf eine solche Entwicklung bieten.

Doch weshalb scheint es gleichgeschlechtlichen Paaren besser zu gelingen, partnerschaftliche Arrangements in der Arbeitsteilung umzusetzen bzw. nach einer Phase mit einer eher komplementären Verteilung zu egalitären Arrangements zurückzukehren?

Bei gleichgeschlechtlichen, insbesondere lesbischen, Partnerschaften scheinen einige Rahmenbedingungen gegeben zu sein, welche die Ausübung egalitärer Arbeitsteilungsarrangements begünstigen (vgl. auch Dechant/Schulz 2013).

Erstens sind in der Regel beide Partnerinnen daran interessiert, sich in hohem Umfang an der Kinderbetreuung zu beteiligen. Dies zeigt sich daran, dass die Versorgung und Betreuung der Kinder auch dann sehr partnerschaftlich verteilt ist, wenn eine Partnerin ein deutlich höheres Erwerbsvolumen aufweist. Auch die Auswertungen der teilstrukturierten Interviews verdeutlichen die Wichtigkeit des Bereichs Kinderbetreuung und zeigen, dass beide Elternteile an diesen Aufgaben teilhaben wollen.

Zweitens besteht bei den betrachteten Paaren ein hohes Problembewusstsein für Ungleichheiten in der Arbeitsteilung. Daraus resultiert die immer wieder aufscheinende große Bedeutsamkeit des Gleichheits- und Gleichberechtigungsgedankens in der Arbeitsteilung. Insbesondere lesbische Partnerinnen legen sehr großen Wert auf eine gleichberechtigte Allokation der Aufgaben. Verschiedene Befunde der vorliegenden Arbeit machen deutlich, dass der Gleichheitsgedanke und das Streben nach Partnerschaftlichkeit einen sehr großen Stellenwert in lesbischen Paaren einnehmen. Weibliche Befragte geben signifikant häufiger an, dass sie bei der Allokation der Aufgaben sehr darauf achten, die Tätigkeiten gleich zu verteilen. Sie bejahen auch häufiger die Aussage, dass sie auch Aufgaben

übernehmen, die ihnen nicht so sehr liegen, um sie der Partnerin nicht alleine aufzubürden. Statt sich auf verschiedene häusliche Routinetätigkeiten zu spezialisieren, teilen sich die Partnerinnen die Aufgaben in der Regel gleichberechtigt auf. Insbesondere die Betreuung und Versorgung der Kinder stellt einen Aufgabenbereich dar, der äußerst partnerschaftlich aufgeteilt wird.

Mit dem Wissen um die Bewertung der verschiedenen Aufgabenbereiche kann vermutet werden, dass die Partnerinnen in lesbischen Beziehungen versuchen, Gleichberechtigung und Partnerschaftlichkeit in zweierlei Weise herzustellen: Zum einen sollen für die Partnerinnen keine Nachteile durch ein zu hohes Engagement in dem als unbeliebt angesehenen häuslichen Bereich entstehen. Lesbische Frauenpaare scheinen ganz bewusst gegen die vorherrschenden, heteronormativ geprägten Rollenaufteilungen zu rebellieren. Keine der beiden Partnerinnen soll die als minderwertig angesehenen, oft mit Unterdrückung und Benachteiligung konnotierte weibliche Rolle alleine einnehmen. Keine der beiden Partnerinnen soll in die Rolle des „Heimchens am Herd“ schlüpfen.

Zum anderen – und das gehört auch zum Gleichheitsprinzip – wollen beide Mütter gleichberechtigt an der Kinderbetreuung partizipieren, d.h. keiner Partnerin sollen Nachteile im familiären Bereich durch ein zu geringes Engagement in der Kinderbetreuung entstehen. Die Partnerinnen achten gezielt darauf, dass beide Mütter einen möglichst gleichen Teil an den Aufgaben der Kinderbetreuung übernehmen.

Diese Befunde können im Sinne der *Kompensationshypothese* interpretiert werden. Durch ein bewusstes *Doing Mother* versuchen sich beide Mütter – unabhängig von ihrem Erwerbsumfang – in hohem Maße an der Betreuung und Versorgung der Kinder zu beteiligen, um ihre Identität als Mutter nicht zu gefährden.

Drittens kann vermutet werden, dass sich gleichgeschlechtliche Partnerschaften – und hier ebenfalls vor allem lesbische Paare – durch einen sehr reflektierten Umgang mit dem Thema Arbeitsteilung auszeichnen, was sich in einer hohen Kommunikationsbereitschaft manifestiert.

Viertens wird eine tendenziell egalitäre Verteilung in diesen Partnerschaften durch das Fehlen von Skripten und Vorgaben ermöglicht. Cherlin konnte bereits 1978 für heterosexuelle Stieffamilien nachweisen, dass die unvollständige Institutionalisierung derartiger Familienformen Freiräume für Egalität schafft. Folgendes Zitat aus den teilstrukturierten Interviews macht beispielhaft deutlich, dass die Partner(innen) dieses Fehlen von Vorgaben durchaus als entlastend empfinden:

„Ich denke, es ist was, was wir beide von Anfang an genossen haben, dass wir – zumindest mir ging es so – ich war ja auch mal mit einem Mann zusammen – dass es da schon eher Bestimmungen gibt, wie wer welche Aufgaben macht. Wenn es jetzt irgendwie um Reparatur geht oder so technische Bereiche, haben wir eigentlich beide genossen, dass wir uns da so angenähert haben. (...) Also dass es einfach schön ist, dass man da überhaupt nicht festgelegt ist, sondern man da so voneinander lernt und dann kann jeder irgendwie alles. Das haben wir, glaube ich auch genossen, an der Beziehung, oder das ist vielleicht auch eher typischer für gleichgeschlechtliche Beziehungen, dass es da vielleicht nicht so festgelegte Rollen gibt, mag vielleicht auch anders sein“ (072: leibliche Mutter, Paar mit einem gemeinsamen Kind).

Neben den eben beschriebenen Unterschieden existiert auch eine große Gemeinsamkeit in der Arbeitsteilung homo- und heterosexueller Paare. In beiden Paarkonstellationen sind die Einflüsse von Ressourcen erkennbar, doch wird deren Wirksamkeit insbesondere nach der Familiengründung durch die Bedeutung von Normen und Identitäten überlagert.

Die vorliegenden Analysen konnten zeigen, dass Vorsprünge bzw. Nachteile hinsichtlich des Humankapitals in kinderlosen Partnerschaften meist in erwarteter Weise auf die Übernahme der verschiedenen Lebensbereiche wirken. Ein höheres Bildungsniveau als der/die Partner(in) führt zu einem geringeren Engagement im häuslichen Bereich. Vorsprünge hinsichtlich der beruflichen Stellung sorgen dafür, dass ein Akteur einen größeren Anteil an der Lohnarbeit trägt. Finanzielle Aspekte sind vor allem für kinderlose Frauenpaare von Bedeutung. Je größer die finanzielle Abhängigkeit einer Partnerin ist, umso größer ist ihr Anteil an den häuslichen Routinetätigkeiten. Da Frauen in der vorliegenden Stichprobe über ein signifikant niedrigeres Einkommen als Männer verfügen, kann ver-

mutet werden, dass vor allem niedrigere Einkommensschichten sensibel auf mögliche Einkommensunterschiede reagieren.

Leben Frauenpaare mit Kind(ern) zusammen, so wird die Arbeitsteilung vor allem von der Elternposition bestimmt. Obwohl auch in lesbischen Familien letztlich kaum komplementäre Rollenarrangements gelebt werden, übernehmen leibliche Mütter dennoch – insbesondere in der frühen Familienphase – einen tendenziell größeren Teil der Kinderbetreuung, während die soziale Mutter sich anteilig mehr in der Erwerbsarbeit einbringt. Das Alter der Kinder verstärkt hierbei den Effekt der Elternposition. Befindet sich das Kind noch im Säuglingsalter, so ist noch häufiger die leibliche Mutter für die Versorgung der Kinder und die soziale Mutter für die finanzielle Sicherung der Familie zuständig. Wie bereits in den Überlegungen zur *Rollentheorie* und zum *Identitätsformationsansatz* angedacht, scheint die Elternposition ein wichtiges Kriterium zur Herausbildung von Identitäten und zur Übernahme von Rollen zu sein. Es ist plausibel, dass an die leibliche Mutterschaft spezielle soziale Normen geknüpft sind, die letztlich für die Übernahme von Aufgaben und Rollen verantwortlich sind.

Was in lesbischen Familien die Elternposition und damit die Norm in Bezug auf die leibliche bzw. soziale Mutterschaft darstellt, bewirken in heterosexuellen Familien die Geschlechternormen bzw. die Rollenerwartung an die Frau/Mutter bzw. den Mann/Vater. Die Zuschreibung von Rollen findet in gleichgeschlechtlichen Familien anhand der Elternposition, in verschiedengeschlechtlichen Partnerschaften anhand des Geschlechts statt.

Das Vorliegen einer sehr geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in heterosexuellen Partnerschaften bedeutet nicht, dass Ressourcenverhältnisse keine Wirkung auf die Arbeitsteilung in diesen Paaren zeigen. Deren Einflüsse treten jedoch je nach Geschlecht ganz unterschiedlich auf. So konnte beispielsweise der Einfluss von Einkommensvorsprüngen auf die Übernahme häuslicher Pflichten nachgewiesen werden, wenn auch nicht für beide Geschlechter gleichermaßen. Traditionalisierungseffekte im

Partnerschaftsverlauf kommen eher in Paaren vor, in welchen der Mann mehr als die Frau verdient als in Partnerschaften, in welchen beide Partner gleich viel verdienen. Ein Einkommensvorsprung der Frau mindert das Traditionalisierungsrisiko dagegen nicht weiter (Grunow et al. 2007). Dies deutet auf die bereits beschriebene Asymmetrie zwischen den Geschlechtern in Bezug auf die Ressourcenausstattung hin. Auch Haberkern (2007) weist auf die Bedeutsamkeit der finanziellen Abhängigkeit für die Arbeitsteilung in heterosexuellen Paaren hin, betont aber auch, dass Frauen ihre Zeit im Haushalt bei zunehmender finanzieller Unabhängigkeit nur dann reduzieren können, wenn sie die Norm des „männlichen Familiennährers“ nicht verletzen.

Die vorliegende Arbeit hat in mehrfacher Weise zum Erkenntnisfortschritt in der Arbeitsteilungsforschung beigetragen.

Erstens konnte die Arbeitsteilung einer relativ neuen Lebensform eingehend dargestellt und erläutert werden. Hierbei wurde ausführlich auf die Allokation der drei Bereiche Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung bei kinderlosen gleichgeschlechtlichen Partnerschaften und lesbischen Familien eingegangen.

Zweitens konnte die Arbeit im Hinblick auf die Weiterentwicklung gängiger Arbeitsteilungstheorien zeigen, dass die Erklärungsmechanismen der einzelnen Ansätze auch für jene Familien empirisch geprüft werden können, die nicht dem bürgerlichen Familienideal entsprechen. Durch Zuhilfenahme von Brückenhypothesen, die auf den Lebensalltag gleichgeschlechtlicher Paare angepasst wurden, konnte die Arbeitsteilung schwuler und lesbischer Paare anhand theoretisch fundierter Mechanismen ursächlich erklärt werden.

Darüber hinaus leistet die Arbeit einen wichtigen Beitrag zur Bewertung verschiedener Theorieansätze. Theoretische Erklärungsmechanismen, die auf Ressourcenverhältnissen basieren, schienen zunächst als besonders geeignet für die Erklärung der Arbeitsteilung in gleichgeschlechtlichen Paaren. Da diese geschlechtsneutral konzipiert sind, wurde

anfangs angenommen, dass bei der Gruppe der homosexuellen Paare der Einfluss von Ressourcenvorsprüngen ohne das Wirken von (Geschlechts-)Normen getestet werden könnte.

Lesbische Paare boten eine einmalige Gelegenheit, die Arbeitsteilung bei Frauen ohne den Einfluss eines männlichen Partners zu analysieren. Nichols erklärt, dass

“Lesbian relationships represent, above all, the interactions of women with each other in the absence of a male influence, or at least in a setting that is as free of male influences as one can get given the early sex role socialization that affects us all“ (Nichols 1990: 356).

Was anfangs sehr vielversprechend klang, muss am Ende der vorliegenden Arbeit relativiert werden. Die Auswertungen zur Arbeitsteilung gleichgeschlechtlicher Paare konnten zeigen, dass trotz der Gleichgeschlechtlichkeit der Partner(innen) soziale Normen und Rollenerwartungen auf die Akteure wirken.

In lesbischen Familien spürt vor allem die leibliche Mutter, was von ihr im Alltag als „gute Mutter“ erwartet wird. Mit sicherlich weniger Vorgaben von außen sehen sich soziale Mütter oder kinderlose Partner(innen) konfrontiert. Hier fehlen schlichtweg Konzepte, die eine Handlungsanweisung geben und die Partner(innen) in ihrem Alltagshandeln führen.

Für Familien im Allgemeinen kann somit gefolgert werden, dass (ökonomische) Ressourcen nie frei von sozialen Normen und Rollenerwartungen wirken können (Brines 1994; Hochschild/Machung 1989; Schulz/Blossfeld 2006). Sind es nicht wie in heterosexuellen Familien die mit dem Geschlecht assoziierten Rollen des Vaters und der Mutter, so sind es in lesbischen Familien die mit der biologischen/genetischen Verbindung verknüpften Positionen der leiblichen bzw. sozialen Mutter, die eine Zuschreibung von Rollenhandeln ermöglichen. Befindet sich ein Akteur in einer bestimmten familiären Position, so werden automatisch Erwartungen an ihn gerichtet. Dies ist für verschiedenste Familienformen denkbar. Das soziale Umfeld hält mehr oder weniger rigide Erwartungen

an Stiefväter, Pflegemütter, Adoptivmütter oder an einen außerhalb des Haushalts lebenden leiblichen Vater bereit.

Die Tatsache, dass Ressourcenvorsprünge in der vorliegenden Stichprobe vor allem für kinderlose Paare relevant sind und die Arbeitsteilung in Familien sehr stark von familiären Aspekten determiniert wird, deutet darauf hin, dass auch in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften Ressourcenabwägungen vor allem dann zum Tragen kommen, wenn mit diesem Handeln keine sozialen Normen und Erwartungen verletzt werden (Haberkmann 2007).

Und welche möglichen Schlussfolgerungen sind im Hinblick auf die Vielfalt an Lebens- und Familienformen in Deutschland denkbar?

Gleichgeschlechtliche Paare werden in der Regel als „alternative Lebens- bzw. Familienformen“ bezeichnet, da sie hinsichtlich verschiedener Aspekte vom bürgerlichen Familienmodell abweichen. Die Paare setzen sich aus zwei Partner(inne)n des gleichen Geschlechts zusammen und sind im Falle einer Familiengründung nicht beide leibliche Elternteile des Kindes. Aufgrund dieser Abweichungen werden sie nicht selten als defizitär erachtet, was aus zwei Gründen unangemessen erscheint.

Zum einen findet zunehmend eine Annäherung der Lebensweisen homo- und heterosexueller Paare statt. Insbesondere in gleichgeschlechtlichen Familien müssen die Partner(innen) ähnliche Alltagsaufgaben meistern, können die gleichen Erfolge verbuchen und stehen vor ähnlichen Herausforderungen.

Dass es Ähnlichkeiten zwischen homo- und heterosexuellen Familien gibt, konnten auch die Befunde der vorliegenden Arbeit zeigen. Befindet sich das Kind noch im Säuglingsalter, so praktizieren viele lesbische Partnerinnen ein Arbeitsteilungsarrangement, welches dem aus heterosexuellen Familien ähnelt. Ausschließlich eine Partnerin – in der Regel die soziale Mutter – kümmert sich in dieser Zeit um die finanzielle Sicherung der Familie. Die leibliche Mutter ist in dieser frühen Phase etwas mehr – wenn auch nicht so stark wie Mütter in heterosexuellen Familien – für die

Betreuung und Versorgung des Kindes zuständig. Diese Ergebnisse zu den Entwicklungen der Arbeitsteilung im Lebenslauf gilt es jedoch in zukünftigen Forschungsprojekten durch Längsschnittanalysen zu stützen.

Den Ähnlichkeiten zwischen gleich- und verschiedengeschlechtlichen Familien ist es möglicherweise zu verdanken, dass sich z.B. lesbische Paare mit Kindern zunehmend der lesbischen Subkultur entziehen und verstärkt soziale Kontakte mit anderen Familien pflegen – unabhängig von deren Familienform oder sexueller Orientierung. Wie die qualitativen Interviews der vorliegenden Studie zeigen konnten, scheinen sich Mütter in Regenbogenfamilien weniger über den Aspekt „Regenbogen“ als vielmehr über den Aspekt „Familie“ zu definieren und finden über diese Gemeinsamkeit Anschluss an andere Familien in ihrem Umfeld. Inwieweit tatsächlich eine zunehmende Integration lesbischer und schwuler Paare mit und ohne Kinder in die Gruppe aller Paare und Familien stattfindet, müssen zukünftige Forschungsarbeiten klären.

Ein weiterer Grund dafür, dass eine Beschreibung von lesbischen und schwulen Familien als defizitär durchaus unpassend erscheint, liegt nicht nur in den eben genannten Gemeinsamkeiten mit heterosexuellen Familien, sondern vor allem in deren Unterschieden in Bezug auf die Arbeitsteilung. Mit Ausnahme der anfänglichen Zeit nach der Geburt des Kindes teilen sich lesbische und schwule Partner(innen) die Lebensbereiche Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung relativ partnerschaftlich auf. Ihnen gelingt es somit, eine egalitäre Aufgabenteilung umzusetzen, wie sie auch von vielen heterosexuellen Paaren laut eigenen Angaben angestrebt wird. Im Bereich der Arbeitsteilung können gleichgeschlechtliche Paare somit als Innovatoren im Sinne der Diffusionstheorie (Rogers 2003: 281) gesehen werden, ähnlich wie hochgebildete Paare unter den heterosexuellen Partnerschaften (Schulz 2010). Statt gleichgeschlechtliche Paare am bürgerlichen Familienideal und somit an der heterosexuellen Familie zu messen, könnten diese umgekehrt als Modell für verschiedengeschlechtliche Paare bei der Umsetzung egalitärer Arbeitsteilungsarrangements dienen. Folglich stellen sie – vielleicht ähnlich wie andere

„alternative Lebensweisen“ – weniger eine defizitäre Lebens- bzw. Familienform dar, sondern können stattdessen als Vorbild und Orientierungshilfe auf dem Weg zu einer geringeren Geschlechterungleichheit in der Arbeitsteilung heterosexueller Paare fungieren.

Anhang

A1: Berufliche Stellung des/der Befragten und des Partner/der Partnerin:

Folgende Variablen flossen in die neu gebildete Variable „berufliche Stellung“ ein:

Sind Sie ...

- 1 Arbeiter(in)
- 2 Angestellte(r)
- 3 Beamtin/Beamter
- 4 Selbständige(r) bzw. Freiberufler(in)
- 5 Landwirt(in) mit eigenem Hof

Für Arbeiter(innen): Sind Sie ...

- 1 ungelernete(r) Arbeiter(in)
- 2 angelernte(r) Arbeiter(in)
- 3 Facharbeiter(in) mit qualifizierender Ausbildung
- 4 Vorarbeiter(in), Kolonnenführer(in), Brigadier
- 5 Meister(in) oder Polier

Für Angestellte: Sind Sie ...

- 1 Industrie- oder Werkmeister(in) im Angestelltenverhältnis
- 2 Angestellte(r) mit einfacher Tätigkeit z. B. Verkäufer(in) oder Schreibkraft
- 3 Angestellte(r) mit qualifizierter Tätigkeit z. B. Sachbearbeiter(in) oder technische(r) Zeichner(in)
- 4 Angestellte(r) mit hochqualifizierter Tätigkeit oder Leitungsfunktion z.B. wissenschaftliche(r) Mitarbeiter(in) oder Abteilungsleiter(in)
- 5 Angestellte(r) mit umfassenden Führungsaufgaben z.B. Direktor(in), Geschäftsführer(in) oder Vorstand größerer Betriebe

Für Beam(t)en: Sind Sie Beamter/Beamtin ...

- 1 im einfachen Dienst
- 2 im mittleren Dienst
- 3 im gehobenen Dienst
- 4 im höheren Dienst

Für Selbständige: Haben Sie ...

- 1 keinen oder eine(n) Mitarbeiter(in)
- 2 2 bis 9 Mitarbeiter/innen
- 3 10 Mitarbeiter/innen und mehr

Für Auszubildende: Sind Sie ...

- 1 kaufmännische(r) Auszubildende(r)
- 2 gewerbliche(r) Auszubildende(r)
- 3 haus- oder landwirtschaftliche(r) Auszubildende(r)
- 4 Beamtenanwärter(in) bzw. Beamter/-in im Vorbereitungsdienst
- 5 Praktikant(in) oder Volontär
- 6 andere Richtung, und zwar _____

A2: Der Einfluss von Expressivität und Instrumentalität auf die Arbeitsteilung in kinderlosen gleichgeschlechtlichen Partnerschaften

Im Hinblick auf die Erklärungskraft des Selbstkonzepts hat das Ausmaß an Expressivität zumindest für Männer einen signifikanten Effekt auf die Beteiligung an der Hausarbeit (Modelle 18a und 19a).

Mit zunehmenden Werten auf der Expressivitätsskala berichten Männer, wie erwartet, ein verstärktes Engagement im häuslichen Bereich. Auch der Grad an Instrumentalität wirkt sich in dieser Gruppe wider Erwarten positiv auf die Beteiligung an den häuslichen Aufgaben aus, d.h. je selbstbewusster und durchsetzungsfähiger der Befragte ist und je bestimmter er auftritt, umso größer ist seine Beteiligung an der Hausarbeit. Für Frauen lassen sich dagegen keinerlei signifikante Effekte hinsichtlich des Selbstkonzepts feststellen.

Tabelle A-1: Einfluss von Ressourcenunterschieden und psycho-sozialen Faktoren auf die Erwerbs- und Hausarbeit bei kinderlosen Paaren

	Modell 18a Männer ohne Kinder	Modell 18b Frauen ohne Kinder	Modell 19a Männer ohne Kinder	Modell 19b Frauen ohne Kinder
AV1: Erwerbsanteil				
Altersdifferenz (B-P)	-0,081*	-0,092*	-0,101**	-0,059+
Differenz der Bildungsjahre (B-P)	-0,049	-0,147**	-0,049	-0,088*
berufliche Stellung				
B < P	-0,353***	-0,291***	-0,244***	-0,154**
B = P (ref.)				
B > P	0,107+	0,130*	0,001	0,082
Differenz im Nettoeinkommen (B-P)	0,229***	0,283***		
Abhängigkeit des Partners/ der Partnerin von dem/der Befragten			0,609***	0,646***
Expressivität	-0,087+	0,024	-0,011	0,058
Instrumentalität	-0,081+	-0,090+	-0,086*	-0,020
Anzahl der Aufgaben, die der/die Befragte gern macht	-0,028	-0,104*	0,001	-0,084*

AV2: Anteil an den Haushaltstätigkeiten

Altersdifferenz (B-P)	0,115**	0,085+	0,089*	0,087+
Differenz der Bildungsjahre (B-P)	-0,153***	-0,093+	-0,155***	-0,094+
berufliche Stellung B < P	0,063	0,008	0,061	-0,006
B = P (ref.)				
B > P	0,032	0,224**	0,034	0,230**
Differenz im Nettoeinkommen (B-P)	-0,150***	-0,197***		
Abhängigkeit des Partners/der von der/dem Befragten			-0,065	-0,242**
Expressivität	0,088+	-0,012	0,091*	-0,015
Instrumentalität	0,083+	-0,020	0,086*	-0,030
Anzahl der Aufgaben, die der/die Befragte gern macht	0,283***	0,222***	0,286***	0,225***
AV1: Erwerbsanteil	-0,172***	-0,228***	-0,177**	-0,161+
n =	510	428	540	428
SMC AV1	0,283	0,333	0,559	0,637
SMC AV2	0,216	0,187	0,207	0,178
χ^2 CMIN/DF	226,660 / 1,828		230,450 / 1,858	
RMSEA / NFI / IFI / CFI	0,029 / 0,894 / 0,949 / 0,947		0,030 / 0,905 / 0,954 / 0,952	
	Sig. GU: JA		Sig. GU: NEIN	

Quelle: eigene Berechnungen; ifb-Studie 2: n = 968;

*stand. Koeffizienten in der Tabelle; sig. GU: signifikante Geschlechtsunterschiede; B: Befragte(r); P: Partner(in); Signifikanz: *** < .001 ** < .01 * < .05 + < .10;

Literatur

- Acker, J. (1988): Class, gender, and the relations of distribution. *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 13 (3), S. 473–479.
- Ahnert, L. (2005): Parenting and alloparenting: The impact on attachment in humans. In: S. Carter et al. (Hg.): *Attachment and Bonding: A New Synthesis*. Cambridge, MA: MIT Press, S. 229–244.
- Alfermann, D. (1996): *Geschlechterrollen und geschlechtstypisches Verhalten*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Alfermann, D. (1999): Feminität und Maskulinität: Oder haben wir ein maskulines Bias? In: E. Brähler und H. Felder (Hg.): *Weiblichkeit, Männlichkeit und Gesundheit*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 58–71.
- Altstötter-Gleich, C. (2004): Expressivität, Instrumentalität und psychische Gesundheit. Ein Beitrag zur Validierung einer Skala zur Erfassung des geschlechtsbezogenen Selbstkonzepts. *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie* 25, S. 123–139.
- Altstötter-Gleich, C.; Eglau, B.; Kramer, J. (2000): Möglichkeiten der Operationalisierung von Expressivität und Instrumentalität: Entwicklung von Skalen zur Erfassung der Geschlechtstypizität. *Forschungsberichte des Fachbereichs 8: Psychologie*. Universität Koblenz-Landau (23).
- American Psychological Association (2008): *Answers to your questions: For a better understanding of sexual orientation & homosexuality*. Washington, D.C. Online verfügbar unter <http://www.apa.org/topics/sexuality/sorientation.pdf> [zuletzt geprüft am 14.07.2013].
- American Psychological Association (2011): *Answers to your questions: About transgender people, gender identity, and gender expression*. Washington, D.C. Online verfügbar unter <http://www.apa.org/topics/sexuality/transgender.pdf> [zuletzt geprüft am 14.07.2013].
- Andreoni, J.; Vesterlund, L. (2001): Which is the fair sex? Gender differences in altruism. *Quarterly Journal of Economics* 116, S. 293–312.
- Archer, J.; Rodes, C. (1989): The relationship between gender-related traits and attitudes. *British Journal of Social Psychology* 28, S. 149–157.
- Badr, H.; Acitelli, L.K. (2008): Attachment insecurity and perceptions of housework: Associations with marital well-being. *Journal of Family Psychology* 22, S. 313–319.

- Baetens, P.; Camus, M.; Devroey, P. (2003): Counselling lesbian couples: Requests for donor insemination on social grounds. *Reproductive Bio-Medicine Online* 6, S. 75–83.
- Bakan, D. (1966): The duality of human existence. An essay on psychology and religion. Chicago: Rand McNally.
- Balliet, D.; Li, N.P.; MacFarlan, S.J.; Van Vugt, M. (2011): Sex differences in cooperation: A meta-analytic review of social dilemmas. *Psychological Bulletin* 137, S. 881–909.
- Bartley, S.J.; Blanton, P.W.; Gillard, J.L. (2005): Husbands and wives in dual-earner marriages: Decision-making, gender role attitudes, division of household labor, and equity. *Marriage and Family Review* 37, S. 69–94.
- Batalova, J.A.; Cohen, P.N. (2002): Premarital cohabitation and housework: Couples in cross-national perspective. *Journal of Marriage and Family* 64, S. 743–755.
- Baxter, J. (2001): Marital status and the division of household labour. *Family Matters* 58, S. 16–21.
- Baxter, J. (2002): Patterns of change and stability in the gender division of labour in Australia, 1986-1997. *Journal of Sociology* 38, S. 399–424.
- Baxter, J. (2005): To marry or not to marry. Marital status and the division of household labor. *Journal of Family Issues* 26, S. 300–321.
- Baxter, J.; Hewitt, B.; Haynes, M. (2008): Life course transitions and housework: Marriage, parenthood, and time on housework. *Journal of Marriage and Family* 70, S. 259–272.
- Beblo, M. (2001): Bargaining over time allocation. Economic modeling and econometric investigation of time use within families. Heidelberg: Physica-Verlag.
- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Becker, G.S. (1981): A treatise on the family. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Becker, G.S. (1982): Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens. Tübingen: Mohr Siebeck Verlag.
- Bem, S.L. (1974): The measurement of psychological androgyny. *Journal of Consulting and Clinical Psychology* 42, S. 155–162.
- Bem, S.L. (1975): Sex-role adaptability: One consequence of psychological androgyny. *Journal of Personality and Social Psychology* 31, S. 634–643.
- Bem, S.L. (1976): Probing the promise of androgyny. In: A.G. Kaplan und J.P. Bean (Hg.): Beyond stereotypes. Readings toward a psychology of androgyny. Boston: Little, Brown & Co, S. 47–62.

- Bem, S.L. (1977): On the utility of alternative procedures for assessing psychological androgyny. *Journal of Consulting and Clinical Psychology* 45, S. 196–205.
- Bem, S.L. (1981): Gender Schema Theory: A cognitive account of sex typing. *Psychological Review* 88, S. 354–364.
- Bem, S.L. (1983): Gender Schema Theory and its implications for child development: Raising gender-aschematic children in a gender-schematic society. *Signs* 8, S. 598–616.
- Bem, S.L. (1984): Androgyny and Gender Schema Theory: A conceptual and empirical integration. In: R.A. Dienstbier und T.B. Sonderegger (Hg.): *Psychology and gender*, Bd. 32. Lincoln: University of Nebraska Press, S. 179–226.
- Bem, S.L.; Lenney, E. (1976): Sex-typing and the avoidance of cross-sex behaviour. *Journal of Personality and Social Psychology* 33, S. 48–54.
- Bem, S.L.; Martyna, W.; Watson, C. (1976): Sex typing and androgyny: Further explorations of the expressive domain. *Journal of Personality and Social Psychology* 34, S. 1016–1023.
- Benkov, L. (1994): *Reinventing the family: The emerging story of lesbian and gay parents*. New York: Crown Publishers, Inc.
- Bennett, S. (2003): Is there a Primary Mom? Parental perceptions of attachment bond hierarchies within lesbian adoptive families. *Child and Adolescent Social Work Journal* 20, S. 159–173.
- Berk, R.A.; Berk, S.F. (1983): Supply-side sociology of the family: The challenge of the New Home Economics. *Annual Review of Sociology* 9, S. 375–395.
- Berk, S.F. (1985): *The Gender factory: The apportionment of work in American households*. New York: Plenum.
- Berkowitz, D. (2011): Maternal instincts, biological clocks, and soccer moms: Gay men's parenting and family narratives. *Symbolic Interaction* 34, S. 514–535.
- Bianchi, S.M.; Milkie, M.; Sayer, L.; Robinson, J.P. (2000): Is anyone doing the housework? Trends in the gender division of labor. *Social Forces* 79, S. 191–228.
- Bianchi, S.M.; Raley, S.B. (2005): Time allocation in families. In: S.M. Bianchi, L.M. Casper und B.R. King (Hg.): *Work, family, health, and well-being*. Mahwah, NJ: Erlbaum, S. 21–42.
- Bianchi, S.M.; Robinson, J.P.; Milkie, M. (2006): *Changing rhythms of American family life*. New York: Russell Sage Foundation.

- Bielby, W.T.; Bielby, D.D. (1989): Family ties: Balancing commitments to work and family in dual-earner households. *American Sociological Review* 54, S. 776–789.
- Bierhoff-Alfermann, D. (1989): Androgynie. Möglichkeiten und Grenzen der Geschlechterrollen. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bittman, M.; England, P.; Folbre, N.; Sayer, L.; Matheson, G. (2003): When does gender trump money? Bargaining and time in household work. *The American Journal of Sociology* 109, S. 186–214.
- Blair, S.L.; Johnson, M.P. (1992): Wive's perceptions of the fairness of the division of household labor: The intersection of housework and ideology. *Journal of Marriage and Family* 54, S. 570–581.
- Blair, S.L.; Lichter, D.T. (1991): Measuring the division of household labor: Gender segregation of housework among American couples. *Journal of Family Issues* 12, S. 91–113.
- Blau, P.M. (1964): Exchange and power in social life. New York: Wiley.
- Block, J.H. (1973): Conceptions of sex role. Some cross-cultural and longitudinal perspectives. *American Psychologist* 28, S. 512–528.
- Blood, R.O.; Wolfe, D.H. (1960): Husband and wives. The dynamics of married living. New York: Free Press.
- Blossfeld, H.-P.; Drobnič, S. (Hg.) (2001): Careers of couples in contemporary societies. From male breadwinner households to dual earner families. Oxford/New York: Oxford University.
- Blossfeld, H.-P.; Drobnič, S. (2001): Theoretical perspectives on couples' careers. In: H.-P. Blossfeld und S. Drobnič (Hg.): Careers of couples in contemporary societies. From male breadwinner households to dual earner families. Oxford/New York: Oxford University, S. 16–50.
- Blossfeld, H.-P.; Shavit, Y. (1993): Persisting barriers: Changes in educational opportunities in thirteen countries. In: Y. Shavit und H.-P. Blossfeld (Hg.): Persistent inequality: Changing educational attainment in thirteen countries. Boulder, Colorado: Westview Press, S. 1–23.
- Blossfeld, H.-P.; Timm, A. (1997): Das Bildungssystem als Heiratsmarkt. Eine Längsschnittanalyse der Wahl von Heiratspartnern im Lebenslauf. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 3, S. 440-476
- Blumstein, P.; Schwartz, P. (1983): American couples: Money, work, sex. New York: William Marrow and Company Inc.
- Bonke, J.; Esping-Andersen, G. (2007): Parental investments in children: How bargaining and educational homogamy affect time allocation. Herausgegeben von: Danish National Institute of Social Research. Copenhagen (Social Policy and Welfare Services Working Paper, 9:2007).

- Bonke, J.; Esping-Andersen, G. (2011): Family investments in children: Productivities, preferences, and parental child care. *European Sociological Review* 27, S. 43–55.
- Born, C. (2001): Modernisierungsgap und Wandel. Angleichung geschlechtsspezifischer Lebensführungen? In: C. Born und H. Krüger (Hg.): Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime. Weinheim: Juventa, S. 29–53.
- Born, C.; Krüger, H. (2002): Vaterschaft und Väter im Kontext sozialen Wandels. Über die Notwendigkeit der Differenzierung zwischen strukturellen Gegebenheiten und kulturellen Wünschen. In: H. Walter (Hg.): Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 117–143.
- Brannon, R. (1985): Dimensions of the male sex role in America. In: A.G. Sargent (Hg.): Beyond sex roles: West Publishing Company, S. 269–316.
- Brauns, H.; Steinmann, S.; Haun, D. (2000): Die Konstruktion des Klassenschemas nach Erikson, Goldthorpe und Portocarero (EGP) am Beispiel nationaler Datenquellen aus Deutschland, Großbritannien und Frankreich. ZUMA. Mannheim (ZUMA-Nachrichten, 46, S. 7–63).
- Brayfield, A.A. (1992): Employment resources and housework in Canada. *Journal of Marriage and Family* 54, S. 19–30.
- Breen, R.; Cooke, L.P. (2005): The persistence of the gendered division of domestic labour. In: *European Sociological Review* 21, S. 43–57.
- Brines, J. (1993): The exchange value of housework. *Rationality and Society* 5, S. 302–340.
- Brines, J. (1994): Economic dependency, gender, and the division of labor at home. *American Journal of Sociology* 100, S. 652–688.
- Browning, M.; Bourguignon, F.; Chiappori, P.-A.; Lechene, V. (1994): Incomes and outcomes: A structural model of within household allocation. *Journal of Political Economy* 102, S. 1067–1096.
- Butler, J. (1991): Gender trouble. Feminism and the subversion of identity. New York: Routledge.
- Cameron, S. (1985): Toward a synthesis of economic and sociological theories of family labour supply. *The Journal of Interdisciplinary Economics* 1, S. 43–57.
- Carlson, H.M.; Baxter, L.A. (1984): Androgyny, depression, and self-esteem in Irish homosexual and heterosexual males and females. *Sex Roles* 10, S. 457–467.

- Cejka, M.A.; Eagly, A.H. (1999): Gender-stereotypic images of occupations correspond to the sex segregation of employment. *Personality and Social Psychology Bulletin* 25, S. 413–423.
- Chan, R.; Brooks, R.; Raboy, B.; Patterson, C. (1998): Division of labor among lesbian and heterosexual parents: Association with children's adjustment. *Journal of Family Psychology* 12, S. 402–419.
- Cherlin, A. (1978): Remarriage as an incomplete institution. *American Journal of Sociology* 84, S. 634–650.
- Chung, Y.B. (1995): The construct validity of the Bem Sex-Role Inventory for heterosexual and gay men. *Journal of Homosexuality*, 30, S. 87-97.
- Ciano-Boyce, C.; Shelley-Sireci, L. (2002): Who is Mommy tonight? Lesbian parenting issues. *Journal of Homosexuality* 43, S. 1–13.
- Clunis, D.; Green, M.; Green, G.D. (1988): *Lesbian couples*. Seattle: Seal Press.
- Coleman, J.S. (2001): *Grundlagen der Sozialtheorie*. München: Oldenbourg Verlag.
- Coleman, M.T.; Walters, J.M. (1989): Beyond sex role explanation: The division of household labor in gay and lesbian households (Paper präsentiert auf dem Annual Meeting of the American Sociological Association, San Francisco, CA).
- Coltrane, S. (2000): Research on household labour: Modeling and measuring the social embeddedness of routine family work. *Journal of Marriage and Family* 62, S. 1208–1233.
- Coltrane, S.; Adams, M. (2001): Men's family work: Child-centered fathering and the sharing of domestic labor. In: R. Hetz und N.L Marshall (Hg.): *Working families: The transformation of the American home*. Berkeley: University of California Press, S. 72–99.
- Coltrane, S.; Ishii-Kuntz, M. (1992): Men's housework: A life course perspective. *Journal of Marriage and Family* 54, S. 43–57.
- Constantinople, A. (1973): Masculinity-Femininity. An exception to a famous dictum. *Psychological Bulletin* 80, S. 389–407.
- Coverman, S. (1985): Explaining husbands' participation in domestic labor. *The Sociological Quarterly* 26, S. 81–97.
- Cunningham, M. (2007): Influences of women's employment on the gendered division of household labor over the life course: Evidence from a 31-year panel study. *Journal of Family Issues* 28, S. 422–444.
- Cyprian, G. (1996): Veränderungen der Rollenbilder von Mann und Frau im Kontext von Partnerschaft, Ehe und Familie. In: L.A. Vaskovics und

- H. Lipinski (Hg.): *Familiale Lebenswelten und Bildungsarbeit. Interdisziplinäre Bestandsaufnahme*. Opladen: Leske + Budrich, S. 69-110.
- Dalton, S.E.; Bielby, D.D. (2000): "THAT'S OUR KIND OF CONSTELLATION": Lesbian mothers negotiate institutionalized understandings of gender within the family. *Gender & Society* 14, S. 36–61.
- Davis, S.N.; Greenstein, T.N. (2004): Cross-national variations in the division of household labor. *Journal of Marriage and Family* 66, S. 1260–1271.
- Dechant, A.; Schulz, F. (2013): Bedingungsszenarien einer partnerschaftlichen Arbeitsteilung beim Übergang zur Elternschaft in Deutschland. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*. Online first: DOI: 10.4232/10.CPoS-2013-06de.
- Desaulniers, S. (1991): The organization of housework in lesbian households (Paper präsentiert bei der Canadian Women's Studies Association Learned Societies, Queens University, Kingston).
- Deutsch, F.M.; Lussier, J.B.; Servis, L.J. (1993): Husbands at home: Predictors of paternal participation in childcare and housework. *Journal of Personality and Social Psychology* 65, S. 1154–1166.
- Dickinson, D.L.; Tiefenthaler, J. (2002): What is fair? Experimental evidence. *Southern Economic Journal* 69, S. 414–428.
- Downing, J.B.; Goldberg, A.E. (2011): Lesbian mothers' construction of the division of paid and unpaid labor. *Feminism and Psychology* 21, S. 100–120.
- Downing, N.E. (1979): Theoretical and operational conceptualization of psychological androgyny: implications for measurement. *Psychology of Women Quarterly* 3, S. 284–292.
- Dundas, S.; Kaufman, M. (2000): The Toronto Lesbian Family Study. *Journal of Homosexuality* 40, S. 65–79.
- Dunne, G.A. (1999): What difference does 'difference' make? Lesbian experience of work and family life. In: J. Seymour und P. Bagguley (Hg.): *Relating intimacies: Power and resistance*. London: Macmillan Press, S. 189–221.
- Dunne, G.A. (2000): Opting into motherhood: Lesbians blurring the boundaries and transforming the meaning of parenthood and kinship. *Gender & Society* 14, S. 11–35.
- Dürnberger, A. (2010): Die Verteilung elterlicher Aufgaben in lesbischen Partnerschaften. In: M. Rupp (Hg.): *Partnerschaft und Elternschaft bei gleichgeschlechtlichen Paaren - Verbreitung, Institutionalisierung und Alltagsgestaltung*. Opladen/Farmington Hills, MI: Verlag Barbara Bud-

- rich (Sonderheft 7 der Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research), S. 147-166.
- Dürnberger, A.; Rupp, M.; Bergold, P. (2009): Zielsetzung, Studienaufbau und Mengengerüst. In: M. Rupp (Hg.): Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften. Köln: Bundesanzeiger-Verl.-Ges. (Rechtstatsachenforschung), S. 11–49.
- Eckel, C.C.; Grossman, P.J. (1998): Are women less selfish than men? Evidence from dictator experiments. *Economic Journal* 108, S. 726–735.
- Eckes, T. (2010): Geschlechtsstereotype: Von Rollen, Identitäten und Vorurteilen. In: R. Becker und B. Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 178–189.
- Eckhard, J. (2002): Arbeitsteilung in Stieffamilien. Die Bedeutung der Familienform und der Art der Elternschaft für die familiäre Arbeitsteilung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 54, S. 714–732.
- Eggen, B. (2009): Gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften mit und ohne Kinder. Online verfügbar unter http://www.ifb.bayern.de/imperia/md/content/stmas/ifb/materialien/mat_2009_1.pdf [zuletzt geprüft am 14.07.2013].
- Eggen, B. (2010): Gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften ohne und mit Kindern: Soziale Strukturen und künftige Entwicklungen. In: D. Funcke und P. Thorn (Hg.): Die gleichgeschlechtliche Familie mit Kindern: Interdisziplinäre Beiträge zu einer neuen Lebensform, Transcript-Verlag, S. 37-60
- England, P.; Farkas, G. (1986): Households, employment, and gender: A social, economic and demographic view. New York: Aldine.
- England, P.; Kilbourne, B.S. (1990): Markets, marriages, and other mates: The problem of power. In: R. Friedland und A.F. Robertson (Hg.): Beyond the marketplace: Rethinking economy and society. New York: Aldine, S. 163–188.
- Erickson, R.J. (2005): Why emotion work matters: Sex, gender, and the division of household labor. *Journal of Marriage and Family* 67, S. 337–351.
- Erikson, R.; Goldthorpe, J.H. (1992): The constant flux. A study of class mobility in industrial societies. Oxford: Clarendon Press.
- Erikson, R.; Jonsson, J.O. (1996): Can education be equalized? Boulder, Colorado: Westview Press.
- Esser, H. (2002a): In guten wie in schlechten Tagen? Das Framing der Ehe und das Risiko zur Scheidung. Eine Anwendung und ein Test des Mo-

- dells der Frame-Selection. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 54, S. 27–63.
- Esser, H. (2002b): Das (Re-)framing der Ehe und der Anstieg der Scheidungsraten. *Zeitschrift für Soziologie* 31, S. 472–496.
- Evertsson, M.; Nermo, M. (2007): Changing resources and the division of housework: A longitudinal study of Swedish couples. *European Sociological Review* 23, S. 455–470.
- Fernández, J.; Coello, T. (2010): Do the BSRI and PAQ really measure masculinity and femininity? *The Spanish Journal of Psychology* 13, S. 1000–1009.
- Finlay, B.; Scheltema, K.E. (1999): Masculinity Scores as an Artifact of Feminist Attitude Evidence from a Study of Lesbians and College Women. *Journal of Homosexuality*, 37, S. 139–147.
- Fiske, S.T. (1998): Stereotyping, prejudice and discrimination. In: D.T. Gilbert, S.T. Fiske und L. Gardner (Hg.): *The handbook of social psychology*, Bd. 2. New York: McGraw-Hill, S. 357–411.
- Fiske, S.T.; Cuddy, A. J.C.; Glick, P.; Xu, J. (2002): A model of (often mixed) stereotype content: Competence and warmth respectively follow from perceived status and competition. *Journal of Personality and Social Psychology* 82, S. 878–902.
- Frable, D.E.; Bem, S.L. (1985): If you are gender schematic, all members of the opposite sex look alike. *Journal of Personality and Social Psychology* 49, S. 459–468.
- Fredriksen-Goldsen, K.I.; Erera, P.I. (2003): Lesbian-headed stepfamilies. *Journal of Human Behavior in the Social Environment* 8, S. 171–187.
- Fthenakis, W.E.; Ladwig, A. (2002): Homosexuelle Väter. In: W.E. Fthenakis und M.R. Textor (Hg.): *Mutterschaft, Vaterschaft*. Weinheim: Beltz, S. 129–154.
- Fthenakis, W.E.; Minsel, B. (2002): *Die Rolle des Vaters in der Familie*. Stuttgart (Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 213), Stuttgart: Kohlhammer
- Fuwa, M. (2004): Macro-level gender inequality and the division of household labor in 22 countries. *American Sociological Review* 69, S. 751–767.
- Gabb, J. (2005): Lesbian m/otherhood: Strategies of familial-linguistic management in lesbian parent families. *Sociology* 39, S. 585–603.
- Galler, H.P.; Ott, N. (1992): Der private Haushalt als ökonomische Institution. Neuere Entwicklungen in der mikroökonomischen Haushaltstheorie. In: S. Gräbe (Hg.): *Der private Haushalt im wissenschaftlichen Diskurs*. Frankfurt/New York, S. 109–139.

- Gartrell, N.; Banks, A.; Hamilton, J.; Reed, N.; Bishop, H.; Rodas C. (1999): The National Lesbian Family Study: 2. Interviews with mothers of toddlers. *American Journal of Orthopsychiatry* 69, S. 362–369.
- Gartrell, N.; Banks, A.; Reed, N.; Hamilton, J.; Rodas, C.; Deck, A. (2000): The National Lesbian Family Study: 3. Interview with mothers of five-year-olds. *American Journal of Orthopsychiatry* 70, S. 542–548.
- Gartrell, N.; Hamilton, J.; Banks, A.; Mosbacher, D.; Reed, N.; Sparks, C.H.; Bishop, H. (1996): The National Lesbian Family Study: 1. Interviews with prospective mothers. *American Journal of Orthopsychiatry* 66, S. 272–283.
- Gartrell, N.; Rodas, C.; Deck, A.; Peyser, H.; Banks, A. (2006): The USA National Lesbian Family Study: Interviews with mothers of 10-year-olds. *Feminism and Psychology* 16, S. 175–192.
- Gershuny, J. (1996): Veränderungen bei der Arbeitsteilung im Haushalt: Mikro-soziologische Analysen. In: W. Zapf, J. Schupp und R. Habich (Hg.): *Lebenslagen im Wandel: Sozialberichterstattung im Längsschnitt*, Frankfurt am Main: Campus Verlag, S. 97–124.
- Gershuny, J.; Bittman, M.; Brice, J. (2005): Exit, voice, and suffering: Do couples adapt to changing employment patterns? *Journal of Marriage and Family* 67, S. 656–665.
- Gershuny, J.; Sullivan, O. (2003): Time use, gender, and public policy regimes. *Social Politics* 10, S. 205–228.
- Gibson, M.; Meem, D.T. (2002): *Femme/butch: New considerations of the way we want to go*. Binghamton, NY: Haworth.
- Gildemeister, R. (2010): *Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechtsunterscheidung*. In: R. Becker und B. Kortendiek (Hg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 137–145.
- Gloger-Tippelt, G. (1996): Konstrukte im Bereich der Geschlechtertypisierung. In: M. Amelang (Hg.): *Temperaments- und Persönlichkeitsunterschiede*. Göttingen: Hogrefe, S. 223–255.
- Goffman, E. (1959): *The presentation of Self in everyday life*. Garden City, NY: Anchor Books.
- Goldberg, A.E. (2006): The transition to parenthood for lesbian couples. *Journal of GLBT Family Studies* 2, S. 13–42.
- Goldberg, A.E.; Downing, J.B.; Sauck, C.C. (2008): Perceptions of children's parental preferences in lesbian two-mother households. *Journal of Marriage and Family* 70, S. 419–434.

- Goldberg, A.E.; Perry-Jenkins, M. (2007): The division of labor and perceptions of parental roles: Lesbian couples across the transition to parenthood. *Journal of Social and Personal Relationships* 24, S. 297–318.
- Goldberg, A.E.; Smith, J.Z.; Perry-Jenkins, M. (2012): The division of labor in lesbian, gay, and heterosexual new adoptive parents. *Journal of Marriage and Family* 74, S. 812–828.
- Greenstein, T.N. (1996): Husbands' participation in domestic labor: Interactive effects of wives' and husbands' gender ideologies. *Journal of Marriage and Family* 58, S. 585–595.
- Greenstein, T.N. (2000): Economic dependency, gender, and the division of labor at home – A replication and Extension. *Journal of Marriage and Family* 62 (2), S. 322–335.
- Greve, J.; Schnabel, A.; Schützeichel, R. (Hg.) (2009): Das Mikro-Makro-Modell der soziologischen Erklärung. Zur Ontologie, Methodologie und Metatheorie eines Forschungsprogramms. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Grunow, D.; Schulz, F.; Blossfeld, H.-P. (2007): Was erklärt die Tradionalisierungsprozesse häuslicher Arbeitsteilung im Eheverlauf: Soziale Normen oder ökonomische Ressourcen? *Zeitschrift für Soziologie* 36, S. 162–181.
- Grunow, D.; Schulz, F.; Blossfeld, H.-P. (2012): What determines change in the division of housework over the course of marriage? *International Sociology* 27, S. 289–307.
- Guntner, N.C.; Guntner, B.G. (1990): Domestic division of labor among working couples. Does androgyny make a difference? *Psychology of Women Quarterly* 14, S. 355–370.
- Gupta, S. (2007): Autonomy, dependence, or display? The relationship between married women's earnings and housework. *Journal of Marriage and Family* 61, S. 399–417.
- Gupta, S.; Ash, M. (2008): Whose money, whose time? A nonparametric approach to modeling time spent on housework in the United States. *Feminist Economics* 14, S. 93–120.
- Haag, C. (2013): Zum Kinderwunsch homosexueller Männer und Frauen. In: G. Maio, T. Eichinger und C. Bozarro (Hg.): *Kinderwunsch und Reproduktionsmedizin. Ethische Herausforderungen der technisierten Fortpflanzung*. Freiburg/München: Verlag Karl Alber, S. 400–425.
- Haberkern, K. (2007): Zeitverwendung und Arbeitsteilung in Paarhaushalten. *Zeitschrift für Familienforschung* 19, S. 159–185.

- Hannover, B. (1997): Zur Entwicklung des geschlechtsrollenbezogenen Selbstkonzepts: Der Einfluss "maskuliner" und "femininer" Tätigkeiten auf die Selbstbeschreibung mit instrumentellen und expressiven Personeneigenschaften. *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 28, S. 60–75.
- Hare, J.; Richard, L. (1993): Children raised by lesbian couples: Does context of birth affect father and partner involvement? *Family Relations* 42, S. 249–255.
- Hark, S. (2010): Lesbenforschung und Queer Theorie: Theoretische Konzepte, Entwicklungen und Korrespondenzen. In: R. Becker und B. Kortendiek (Hg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 108–115.
- Hartmann, H. (1976): Capitalism, patriarchy, and job segregation by sex. *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 1, S. 137–169.
- Heaphy, B.; Donovan, C.; Weeks, J. (1999): Sex, money and the kitchen sink: power in same-sex couple relationships. In: J. Seymour und P. Bagguley (Hg.): *Relating intimacies: Power and resistance*. London: Macmillan Press, S. 248–258.
- Hequembourg, A.L. (2004): Unscripted motherhood: Lesbian mothers negotiating incompletely institutionalized family relationships. *Journal of Social and Personal Relationships* 21, S. 739–762.
- Hequembourg, A.L.; Farrell, M.P. (1999): Lesbian motherhood: Negotiating marginal-mainstream identities. *Gender & Society* 13, S. 540–557.
- Herek, G.M. (2010): Intimate relationships and parenthood in same-sex couples: An introduction. Partnerschaft und Elternschaft bei gleichgeschlechtlichen Paaren: eine Einführung. In: M. Rupp (Hg.): *Partnerschaft und Elternschaft bei gleichgeschlechtlichen Paaren - Verbreitung, Institutionalisierung und Alltagsgestaltung*, Bd. 7. Opladen/Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich (Sonderheft 7 der Zeitschrift für Familienforschung), S. 11–22.
- Heß-Meining, U.; Tölke, A. (2005): Familien- und Lebensformen von Frauen und Männern. In: W. Cornelißen (Hg.): *Gender Reports*. München, S. 214–265.
- Hill, P.; Kopp, J. (2004): *Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven*. 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hirschauer, S. (1994): Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 46, S. 668–692.
- Hobson, B. (Hg.) (2002): *Making men into fathers: Men, masculinities and the social politics of fatherhood*. Cambridge: University Press.

- Hochschild, A.; Machung, A. (1989): The second shift. Working parents and the revolution at home. London: Piatkus.
- Hofäcker, D. (2009): Vom Ernährer- zum Zweiverdienermodell. In: *ifb-Familienreport Bayern 2009*. Schwerpunkt: Familie in Europa. Bamberg, S. 65–97.
- Holmbeck, G.N.; Bale, P. (1988): Relations between instrumental and expressive personality characteristics and behaviors: A test of Spence's and Helmreich's theory. *Journal of Research in Personality* 22, S. 37–59.
- Hook, J. (2006): Care in context: Men's unpaid work in 20 countries, 1965–2003. *American Sociological Review* 71, S. 639–660.
- Huinink, J.; Reichart, E. (2008): Der Weg in die traditionelle Arbeitsteilung – eine Einbahnstraße? In: W. Bien und J.H. Marbach(Hg.): *Familiale Beziehungen, Familienalltag und soziale Netzwerke. Ergebnisse der drei Wellen des Familiensurveys*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 43–79.
- Huinink, J.J.; Röhler, H.K.A. (2005): Liebe und Arbeit in Paarbeziehungen. Zur Erklärung geschlechtstypischer Arbeitsteilung in nichtehelichen und ehelichen Lebensgemeinschaften. Würzburg: Ergon.
- Huston, A. C. (1983): Sex typing. In: P.H. Mussen und E.M. Hetherington (Hg.): *Handbook of child psychology: Socialization, personality, and social development*, Bd. 4. New York: Wiley, S. 387–467.
- Illig, D. (2004): Household labor equality in gay and lesbian couples. Paper presented at the annual meeting of the American Sociological Association. San Francisco, California.
- Inness, S.A.; Lloyd, M. (1995): G.I. Joes in Barbie land: Recontextualizing Butch in twentieth-century lesbian culture. *NWSA Journal* 7, S. 1–23.
- Ishii-Kuntz, M.; Coltrane, S. (1992): Remarriage, stepparenting, and household labor. *Journal of Family Issues* 13, S. 215–233.
- Jeffreys, S. (1996): The essential lesbian. In: L. Harne und E. Miller (Hg.): *All the rage: Reasserting racial lesbian feminism*. New York: Teachers College Press.
- Jurczyk, K.; Rerrich, M.S. (1993): Lebensführung weiblich – Lebensführung männlich. Macht diese Unterscheidung heute noch Sinn? In: K. Jurczyk und M.S. Rerrich (Hg.): *Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung*. Freiburg i. Br.: Lambertus, S. 279–309.
- Keller, M.; Haustein, T. (2012): Vereinbarkeit von Familie und Beruf - Ergebnisse des Mikrozensus 2010. *Wirtschaft und Statistik*, S. 30–50.
- Kirkpatrick, M.; Smith, C.; Roy, R. (1981): Lesbian mothers and their children. *American Journal of Orthopsychiatry* 31, S. 545–551.

- Klaus, D.; Steinbach, A. (2002): Determinanten innerfamiliärer Arbeitsteilung. Eine Betrachtung im Längsschnitt. *Zeitschrift für Familienforschung* 14, S. 21–43.
- Klenner, C. (2004): Erwartungen an einen familienfreundlichen Betrieb. Studie des WSI in Kooperation mit dem BMFSFJ und dem DGB. Herausgegeben vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin.
- Knittel, T.; Henkel, M.; Poschmann, K.; Steiner, M. (2012): Ausgeübte Erwerbstätigkeit von Müttern. Erwerbstätigkeit, Erwerbsumfang und Erwerbsvolumen. Herausgegeben vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin.
- Knudsen, K.; Wærness, K. (2008): National context and spouses' housework in 34 countries. *European Sociological Review* 24, S. 97–113.
- Kortendiek, B. (1999): Mütterzentren - Selbsthilfeprojekte und Frauenöffentlichkeit. Studie über ambivalente Mutterschaft und alltägliche Lebensführung. Bielefeld: Kleine.
- Kortendiek, B. (2010): Familie: Mutterschaft und Vaterschaft zwischen Traditionalisierung und Modernisierung. In: R. Becker und B. Kortendiek (Hg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 442–453.
- Kramer, C.; Blätzel-Mink, B.; Mischau, A. (2000): Die Grenzen innerfamiliärer Arbeitsteilung: Diskrepanzen zwischen Wunsch und Wirklichkeit. In: R. von Bardeleben, S. Matter-Seibel, S. Nelles und P. Plummer (Hg.): *Frauen in Kultur und Gesellschaft, Ausgewählte Beiträge der 2. Fachtagung Frauen-/ Genderforschung in Rheinland-Pfalz*. Tübingen: Stauffenberg - Verlag, S. 433–446.
- Kroska, A. (2003): Investigating gender differences in the meaning of household chores and child care. *Journal of Marriage and Family* 65, S. 456–473.
- Kühhirt, M. (2012): Childbirth and the long-term division of labour within couples: How do substitution, bargaining power, and norms affect parents' time allocation in West Germany? In: *European Sociological Review*, 28, S. 565–582.
- Künzler, J.; Walter, W.; Reichart, E.; Pfister, G. (2001): Gender division of labour in unified Germany. WORC-Report 01.04.07. Tilburg University Press. Tilburg.
- Künzler, J. (1994): Familiäre Arbeitsteilung. Die Beteiligung von Männern an der Hausarbeit. Bielefeld: Kleine.

- Künzler, J. (1999): Arbeitsteilung in Ehen und nichtehelichen Lebensgemeinschaften. In: T. Klein und W. Lauterbach (Hg.): Nichteheliche Lebensgemeinschaften. Analysen zum Wandel partnerschaftlicher Lebensformen. Opladen: Leske + Budrich, S. 235–268.
- Künzler, J.; Walter, W. (2001): Arbeitsteilung in Partnerschaften. Theoretische Ansätze und empirische Befunde. In: J. Huinink, K.P. Strohmeier und M. Wagner (Hg.): Solidarität in Partnerschaft und Familie. Zum Stand familiensoziologischer Theoriebildung. Würzburg: Ergon, S. 185–218.
- Kurdek, L.A. (1993): The allocation of household labor by partners in gay and lesbian couples. *Journal of Social Issues* 49, S. 127–139.
- Kurdek, L.A. (2007): The allocation of labor by partners in gay and lesbian couples. *Journal of Family Issues* 28, S. 132–148.
- La Torre, R.A.; Wendenburg, K. (1983): Psychological characteristics of bisexual, heterosexual and homosexual women. *Journal of Homosexuality* 9, S. 87–97.
- Lachance-Grzela, M.; Bouchard, G. (2010): Why do women do the lion's share of housework? A decade of research. *Sex Roles* 63, S. 767–780.
- Lechert, Y.; Schroedter, J.; Lüttinger, P. (2006): Die Umsetzung der Bildungsklassifikation CASMIN für die Volkszählung 1970, die Mikrozensus-Zusatzerhebung 1971 und die Mikrozensen 1976-2004. ZUMA. Mannheim (ZUMA-Methodenbericht, 2006/12). Online verfügbar unter http://www.gesis.org/fileadmin/upload/forschung/publikationen/gesis_reihen/gesis_methodenberichte/2006/06_12_lechert.pdf [zuletzt geprüft am 14.07.2013].
- Lennon, M.C.; Rosenfield, S. (1994): Relative fairness and the division of housework: The importance of options. *American Journal of Sociology* 100, S. 506–531.
- Levitt, H.M.; Gerrish, E.A.; Hiestand, K.R. (2003): The misunderstood gender: A model of modern femme identity. *Sex Roles* 48, S. 99–113.
- Levitt, H.M.; Hiestand, K.R. (2004): A quest for authenticity: Contemporary butch gender. *Sex Roles* 50, S. 605–621.
- Lewin, E.; Lyons, T.A. (1982): Everything in its place: The coexistence of lesbianism and motherhood. In: W. Paul, J.C. Weinrich und M.E. Høvedt (Hg.): Homosexuality: Social, psychology and biological issues. Beverly Hills, London, New Delhi: Sage Publications.
- Linton, R. (1936): The study of man. New York: Appleton-Century-Crofts.

- Lorber, J. (2001): Night to his day: the social construction of gender. In: T. Cohen (Hg.): *Men and Masculinity. A text reader*. Belmont, CA: Wadsworth Publishing, S. 19–28.
- Loulan, J. (1990): *The lesbian erotic dance*. Minneapolis: Spinsters Ink.
- Lück, D. (2009): *Der zögernde Abschied vom Patriarchat. Der Wandel von Geschlechterrollen im internationalen Vergleich*. Berlin: edition sigma.
- Lück, D. (2006): The impact of gender attitudes on women's life course. In: H.-P. Blossfeld und H. Hofmeister (Hg.): *Globalization, uncertainty, and women's careers: An international comparison*. Cheltenham (UK)/Northampton (MA): Elgar, S. 409–435.
- Lundberg, S.J.; Pollak, R.A. (1993): Separate spheres bargaining and the marriage market. In: *Journal of Political Economy* 101, S. 988–1010.
- Lynch, J.M. (2000): Considerations of family structure and gender compositions: The lesbian and gay stepfamily. *Journal of Homosexuality* 40, S. 81–97.
- Mannino, C.A.; Deutsch, F.M. (2007): Changing the division of household labor: A negotiated process between partners. *Sex Roles* 56, S. 309–324.
- Matthews, A.K.; Tartaro, J.; Hughes, T.L. (2003): A comparative study of lesbian and heterosexual women in committed relationships. *Journal of Lesbian Studies* 7, S. 101–114.
- McWhirter, D.P.; Mattison, A.M. (1984): *The male couple: How relationships develop*. Engelwood Cliffs: Prentice Hall.
- Mead, M. (1958): *Mann und Weib*. Reinbek: Rowohlt.
- Meuser, M. (2006): *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mincer, J.; Polachek, S. (1974): Family investments in human capital: Earnings of women. *Journal of Political Economy* 82, S. 76–108.
- Moore, M.R. (2008): Gendered power relations among women: A study of household decision making in black, lesbian stepfamilies. *American Sociological Review* 73, S. 335–356.
- Muehlenhard, C.L.; Peterson, Z.D. (2011): Distinguishing between sex and gender: History, current conceptualizations, and implications. In: *Sex Roles* 64, S. 791–803.
- Mühling, T.; Rost, H. (Hg.) (2007): *Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Mühling, T.; Rost, H.; Rupp, M.; Schulz, F. (2006): *Kontinuität trotz Wandel. Die Bedeutung traditioneller Familienleitbilder für die Berufsverläufe von Vätern und Müttern*. Weinheim: Juventa Verlag.

- Müller, U.; Oechsle, M. (Hg.) (2008): *Fatherhood in the late modernity*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Nassehi, A. (2011): *Soziologie. Zehn einführende Vorlesungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Nelson, F. (1996): *Lesbian motherhood: An exploration of Canadian lesbian families*. Toronto: University of Toronto Press.
- Nguyen, A. (2008): Patriarchy, power, and female masculinity. *Journal of Homosexuality* 55, S. 665–683.
- Nichols, M. (1990): Lesbian relationships: Implications for the study of sexuality and gender. In: D. McWhirter, S. Sanders und J. Reinisch (Hg.): *Homosexuality/Heterosexuality: Concepts of Sexual Orientation*. New York: Oxford University Press, S. 350–366.
- Oerton, S. (1997): "Queer Housewives?": Some problems in theorising the division of domestic labour in lesbian and gay households. *Women's Studies International Forum* 20, S. 421–430.
- Ott, N. (1989): Familienbildung und familiäre Entscheidungsfindung aus verhandlungstheoretischer Sicht. In: G. Wagner, N. Ott und H.-J. Hoffmann-Nowotny (Hg.): *Familienbildung und Erwerbstätigkeit im demographischen Wandel*. Berlin/Heidelberg: Springer Verlag, S. 97–116.
- Ott, N. (1992): *Intrafamily bargaining and household decisions*. Berlin/New York.
- Padavic, I.; Butterfield, J. (2011): Mothers, fathers, and "mathers": Negotiating a lesbian co-parental identity. *Gender & Society* 25, S. 176–196.
- Parkman, A.M. (2004): Bargaining over housework: The frustrating situation of secondary wage earners. *The American Journal of Economics and Sociology* 63, S. 765–794.
- Parsons, T. (1951): *The social system*. Glencoe: Free Press.
- Parsons, T. (1956): Family structure and the socialization of the child. In: T. Parsons und R.F. Bales (Hg.): *Family socialization and interaction process*. London: Routledge, S. 35–132.
- Parsons, T.; Bales, R.F. (Hg.) (1956): *Family socialization and interaction process*. London: Routledge.
- Patterson, C.J. (2008): Sexual orientation across the life span: Introduction to the special section. *Developmental Psychology* 44, S. 1–4.
- Patterson, C.J. (2000): Family relationships of lesbians and gay men. *Journal of Marriage and Family* 62, S. 1052–1069.
- Patterson, C.J. (1995): Families of the baby boom: Parents' division of labor and children's adjustment. *Developmental Psychology* 31, S. 115–123.

- Patterson, C.J.; Sutfin, E.L.; Fulcher, M. (2004): Division of labor among lesbian and heterosexual parenting couples: Correlates of specialized versus shared patterns. *Journal of Adult Development* 11, S. 179–189.
- Patton, M.Q. (1990): Evaluation and research methods. Newbury Park: Sage.
- Peace, H.F. (1993): The pretended family - A study of the division of domestic labour in lesbian families (Leicester University Discussion Papers in Sociology, S93/3).
- Pelka, S. (2009): Sharing motherhood: Maternal jealousy among lesbian co-mothers. *Journal of Homosexuality* 56, S. 195–217.
- Peplau, L.A.; Fingerhut, A. (2007): The close relationships of lesbians and gay men. *Annual Review of Psychology* 58, S. 405–424.
- Peplau, L.A.; Venigas, R.C.; Miller, S.C. (1996): Gay and lesbian relationships. In: R.C. Savin-Williams und K.M. Cohen (Hg.): The lives of lesbians, gays and bisexuals. New York: Harcourt Brace, S. 250–273.
- Perlesz, A.; Power, J.; Brown, R.; McNair, R.; Schofield, M.; Pitts, M. et al. (2010): Organising work and home in same-sex parented families: Findings From the Work Love Play Study. *The Australian and New Zealand Journal of Family Therapy* 31, S. 374–391.
- Perrucci, C.C.; Potter, H.R.; Rhoads, D.L. (1978): Determinants of male family-role performance. *Psychology of Women Quarterly* 3, S. 53–66.
- Pfahl, S.; Reuyß, S. (2009): Das neue Elterngeld, Erfahrungen und betriebliche Nutzungsbedingungen von Vätern. Düsseldorf: edition der Hans-Böckler-Stiftung.
- Pies, C.A. (1989): Lesbians and the choice to parent. *Marriage and Family Review* 14, S. 137–154.
- Plummer, K. (1978): Men in love: Observations on male homosexual couples. In: M. Corbin (Hg.): The couple. Harmondsworth, Middlesex: Penguin.
- Porter, N.; Geis, F.L.; Cooper, E.; Newman, E. (1985): Androgyny and leadership in mixed-sex groups. *Journal of Personality and Social Psychology* 49 (3), S. 808–823.
- Presser, H.B. (1994): Employment schedules among dual-earner spouses and the division of household labor by gender. *American Sociological Review* 59, S. 348–364.
- Pyke, K.; Coltrane, S. (1996): Entitlement, obligation, and gratitude in family work. *Journal of Family Issues* 17, S. 60–82.

- Raley, S.; Bianchi, S.M.; Wang, W. (2012): When do fathers care? Mothers' economic contribution and fathers' involvement in child care. *American Journal of Sociology* 117, S. 1422–1459.
- Reichle, B.; Maurus, B.; Franiek, S. (2005): Bewältigungskompetenzen in Partnerschaften und ihre Transmission auf angehörige Kinder. Herausgegeben von der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg. Ludwigsburg (Arbeitspapier des DFG-Schwerpunktes "Beziehungs- und Familienentwicklungspanels", 3).
- Reimann, R. (1997): Does biology matter? Lesbian couples' transition to parenthood and their division of labor. *Qualitative Sociology* 20, S. 153–185.
- Rich, A. (1983): Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz. In: D. Schultz (Hg.): Macht und Sinnlichkeit. Berlin: Sub Rosa Frauenverlag, S. 138–169.
- Rogers, E.M. (2003): Diffusion of innovations. New York: Free Press.
- Rohrbaugh, J.B. (1989): Choosing children: Psychological issues in lesbian parenting. *Women & Therapy* 8, S. 51–64.
- Ross, C.E. (1987): The division of labor at home. *Social Forces* 65, S. 816–833.
- Rost, H.; Schulz, F. (2013): Die Aufteilung der Hausarbeit in bayerischen Familien. In: T. Mühling, H. Rost und M. Rupp (Hg.): Berufsrückkehr von Müttern. Lebensgestaltung im Kontext des neuen Elterngeldes. Opladen/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 339–370.
- Rübenach, S.; Keller, M. (2011): Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Ergebnisse des Mikrozensus 2009. *Wirtschaft und Statistik* (April), S. 329–347.
- Rubin, G. (1992): Of calamities and kings: Reflections of butch, gender, and boundaries. In: J. Nestle (Hg.): The persistent desire: A femme-butcht reader. Boston: Alyson, S. 466–482.
- Rupp, M. (Hg.) (2009): Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften. Köln: Bundesanzeiger-Verl.-Ges. (Rechtstatsachenforschung).
- Rupp, M.; Dürnberger, A. (2009): Regenbogenfamilien in Eingetragenen Lebenspartnerschaften. In: M. Rupp (Hg.): Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften. Köln: Bundesanzeiger-Verl.-Ges. (Rechtstatsachenforschung), S. 51–177.
- Sainsbury, D. (1999): Gender and welfare state regimes. Oxford: Oxford University Press.

- Sanchez, L.; Thomson, E. (1997): Becoming mothers and fathers - parenthood, gender, and the division of labor. *Gender & Society* 11, S. 747–772.
- Savin-Williams, R.C. (2008): Then and now: Recruitment, definition, diversity, and positive attributes of same-sex populations. *Developmental Psychology* 44, S. 135–138.
- Schilp, M.-L. (1984): "Ökonomik der Familie" - Reichweite und Begrenzungen des ökonomischen Ansatzes zur Erklärung familialen Verhaltens. Krefeld: Marchal + Matzenbacher.
- Schneider, N.F.; Rost, H. (1998): Von Wandel keine Spur - warum ist Erziehungsurlaub weiblich? In: M. Oechsle und B. Geissler (Hg.): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis. Opladen: Leske + Budrich, S. 217–236.
- Schulz, F. (2010): Verbundene Lebensläufe. Partnerwahl und Arbeitsteilung zwischen neuen Ressourcenverhältnissen und traditionellen Geschlechterrollen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schulz, F.; Blossfeld, H.-P. (2006): Wie verändert sich die häusliche Arbeitsteilung im Eheverlauf? Eine Längsschnittstudie der ersten 14 Ehejahre in Westdeutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 58, S. 23–49.
- Schütze, Y. (1991): Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters "Mutterliebe". Bielefeld: Kleine.
- Schwinn, T. (2008): Ist 'Geschlecht' ein soziologischer Begriff? Ansprüche und Grenzen der Gender- und Frauenforschung. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 33, S. 28–44.
- Shechory, M.; Ziv, R. (2007): Relationships between gender role attitudes, role division and perceptions of equity among heterosexual, gay and lesbian couples. *Sex Roles* 56, S. 629–638.
- Shelton, B.A. (1990): The distribution of household tasks - does wife's employment status make a difference. *Journal of Family Issues* 11, S. 115–135.
- Shelton, B.A.; John, D. (1996): The division of household labor. *Annual Review of Sociology* 22, S. 299–322.
- Short, L. (2007): Lesbian mothers living well in the context of heterosexism and discrimination: Resources, strategies and legislative change. *Feminism and Psychology* 17, S. 57–74.
- Sieverding, M.; Alfermann, D. (1992): Instrumentelles (maskulines) und expressives (feminines) Selbstkonzept. Ihre Bedeutung für die Geschlechtsrollenforschung. *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 23, S. 6–15.

- Silverman, W.; Hill, R. (1967): Task allocation in marriage in the United States and Belgium. *Journal of Marriage and Family* 29, S. 353–359.
- Slater, S.; Mencher, J. (1991): The lesbian family life cycle: A contextual approach. *American Journal of Orthopsychiatry* 61, S. 372–382.
- Solomon, E.S.; Rothblum, E.D.; Balsam, K.F. (2005): Money, housework, sex, and conflict: Same-sex couples in civil unions, those not in civil unions, and heterosexual married siblings. *Sex Roles* 52, S. 561–575.
- Sørensen, A. (1990): Unterschiede im Lebenslauf von Frauen und Männern. In: K.U. Meyer (Hg.): *Lebensverläufe und sozialer Wandel*. Opladen: Westdeutscher Verlag (Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 31), S. 304–321.
- Sørensen, A.; McLanahan, S. (1987): Married women's economic dependency, 1940-1980. *American Journal of Sociology* 93, S. 659–687.
- South, S.J.; Spitze, G. (1994): Housework in marital and nonmarital households. *American Sociological Review* 59, S. 327–347.
- Spence, J.T. (1984): Masculinity, femininity, and gender-related traits. A conceptual analysis and critique of current research. In: B.A. Maher und W.B. Maher (Hg.): *Progress in experimental personality research*. New York: Academic Press (13), S. 1–97.
- Spence, J.T.; Buckner, C.E. (2000): Instrumental and expressive traits, trait stereotypes, and sexist attitudes. *Psychology of Women Quarterly* 24, S. 44–62.
- Spence, J.T.; Helmreich, R.L. (1978): Masculinity and femininity: Their psychological dimensions, correlates and antecedents. Austin: University of Texas Press.
- Spence, J.T.; Helmreich, R.L. (1980): Masculine instrumentality and feminine expressiveness: Their relationships with sex role attitudes and behaviors. *Psychology of Women Quarterly* 5, S. 147–163.
- Spence, J.T.; Helmreich, R.L.; Holahan, C.K. (1979): Negative and positive components of psychological masculinity and femininity and their relationships to self-reports of neurotic and acting out behaviors. *Journal of Personality and Social Psychology* 37, S. 1673–1682.
- Spence, J.T.; Helmreich, R.L.; Stapp, J. (1975): Ratings of self and peers on sex role attributes and their relation to self-esteem and conceptions of masculinity and femininity. *Journal of Personality and Social Psychology* 32, S. 29–39.
- Stacey, J.; Biblarz, T.J. (2001): (How) does the sexual orientation of parents matter? *American Sociological Review* 66, S. 159–183.

- Stafford, R.; Backman, E.; Dibona, P. (1977): The division of labor among cohabiting and married couples. *Journal of Marriage and Family* 39, S. 43–57.
- Stauder, J. (2002): Eheleiche Arbeitsteilung und Ehestabilität: Eine Untersuchung mit den Daten der Mannheimer Scheidungsstudie 1996 unter Verwendung ereignisanalytischer Verfahren. Würzburg: Ergon.
- Steinbach, A. (2004): Wie Paare sich die Arbeit teilen. In: M.R. Textor (Hg.): Familienhandbuch. Staatsinstitut für Frühpädagogik. Online verfügbar unter <https://www.familienhandbuch.de/cms/Familienforschung-Arbeitsteilung.pdf> [zuletzt geprüft am 14.07.2013].
- Sullivan, M. (2004): *The family of woman: Lesbian mothers, their children, and the undoing of gender*. Berkeley (Calif.), Los Angeles, London: University of California Press.
- Tanner, D.M. (1978): *The lesbian couple*. Lexington, MA: Lexington Books, D.C. Heath and Co.
- Tasker, F.; Golombok, S. (1998): The role of co-mothers in planned lesbian-led families. *Journal of Lesbian Studies* 2, S. 49–68.
- Thompson, L.; Walker, A.J. (1989): Gender in family – Women and men in marriage, work, and parenthood. *Journal of Marriage and Family* 51, S. 845–871.
- Tichenor, V.J. (1999): Status and income as gendered resources. *Journal of Marriage and Family* 61, S. 638–650.
- Tölke, A.; Hank, K. (Hg.) (2005): *Männer – Das "vernachlässigte" Geschlecht in der Familienforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Trendence Institut GmbH (2007): *Das Deutsche Absolventenbarometer*. Online verfügbar unter www.trendence.com.
- Twigg, J.E.; McQuillan, J.; Ferree, M.M. (1999): Meaning and measurement: Reconceptualizing measures of the division of household labor. *Journal of Marriage and Family* 61, S. 712–724.
- Typer, Z.E.; Erdwins, C.J. (1979): Relationship of sex role to male- and female-dominated professions. *Psychological Reports* 44, S. 1134.
- van Berkel, M.; de Graaf, N.D. (1999): By virtue of pleasantness? Household work and the effects of education revisited. *Sociology* 33, S. 125–151.
- Varanka, J.; Forslund, M. (Hg.) (2006): *Possibilities and challenges? Men's reconciliation of work and family life*. Conference Report. Copenhagen: Nordic Council of Ministers.

- Viers, D.; Prouty, A.M. (2001): We've come a long way? An overview of research of dual career couples' stressors and strengths. *Journal of Feminist Family Therapy* 13, S. 169–190.
- Vinken, B. (2002): Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos. München: Piper.
- Walby, S. (1986): Patriarchy at work. Patriarchal and capitalist relations in employment. Cambridge: Polity.
- Walby, S. (1990): Theorizing patriarchy. Oxford: Basil Blackwell.
- Walter, H. (Hg.) (2002): Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Warner, R.L. (1986): Alternative strategies for measuring household division of labor: A comparison. *Journal of Family Issues* 7, S. 179–195.
- Weber, J.C. (1996): Social class as a correlate of gender identity among lesbian women. *Sex Roles* 35, S. 271–280.
- Weber, M. (1972): Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen: Mohr.
- Weeks, J.; Heaphy, B.; Donovan, C. (2001): Same sex intimacies: Families of choice and other life experiments. London: Routledge.
- Weiber, R.; Mühlhaus, D. (2010): Strukturgleichungsmodellierung. Eine anwendungsorientierte Einführung in die Kausalanalyse mit Hilfe von AMOS, SmartPLS und SPSS. Springer: Berlin, Heidelberg.
- Wengler, A.; Trappe, H.; Schmitt, C. (2009): Alles wie gehabt? Zur Aufteilung von Hausarbeit und Elternaufgaben in Partnerschaften. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 34, S. 57–78.
- West, C.; Zimmerman, D.H. (1987): Doing Gender. *Gender & Society* 1, S. 125–151.
- West, C.; Zimmermann, D.H. (1991): Doing Gender. In: J. Lorber und S.A. Farrell (Hg.): The social construction of gender. Newbury Park: Sage, S. 13–37.
- Williams, J.E.; Best, D.L. (1990): Measuring sex stereotypes: a multinational study. Beverly Hills: Sage.
- Wood, J.T. (1994): Gender and relationship crises: Contrasting reasons, responses, and relational orientations. In: R.J. Ringer (Hg.): Queer words, queer images: Communication and the construction of homosexuality. New York: New York University Press, S. 238–264.



University
of Bamberg
Press

Wie teilen sich gleichgeschlechtliche Paare in Deutschland die Bereiche Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung auf? Um dieser Frage nachzugehen, werden gängige Theorieansätze zur Erklärung der innerfamiliären Arbeitsteilung herangezogen und auf die Gruppe der lesbischen und schwulen Paare angewandt.

Im Gegensatz zur Arbeitsteilung in heterosexuellen Partnerschaften lässt sich für gleichgeschlechtliche Paare ein hohes Maß an Egalität in der Arbeitsteilung verbunden mit Hinweisen auf zunehmend egalitäre Arrangements im Partnerschaftsverlauf sowie eine geringe Relevanz von Geschlechtskomponenten in der Allokation von Aufgaben feststellen. Ähnlich wie in heterosexuellen Familien wirken auch in lesbischen Partnerschaften mit Kindern soziale Normen und Rollenerwartungen, welche die Übernahme von Aufgaben beeinflussen. Statt geltender Geschlechtsrollenerwartungen erweist sich hier die Elternposition der jeweiligen Partnerin – also ob es sich um die leibliche oder soziale Mutter des Kindes handelt – als bedeutsame Determinante der Arbeitsteilung.



eISBN 978-3-86309-217-7



9 783863 092177

www.uni-bamberg.de/ubp